

DIE WELTWOCHHE



Emil Bührles grandiose Sammlung

Und warum Zürich seine Kunstwerke nicht verdient hat.

Michael Bahnerth und Christoph Blocher

Eric Zemmour und ich

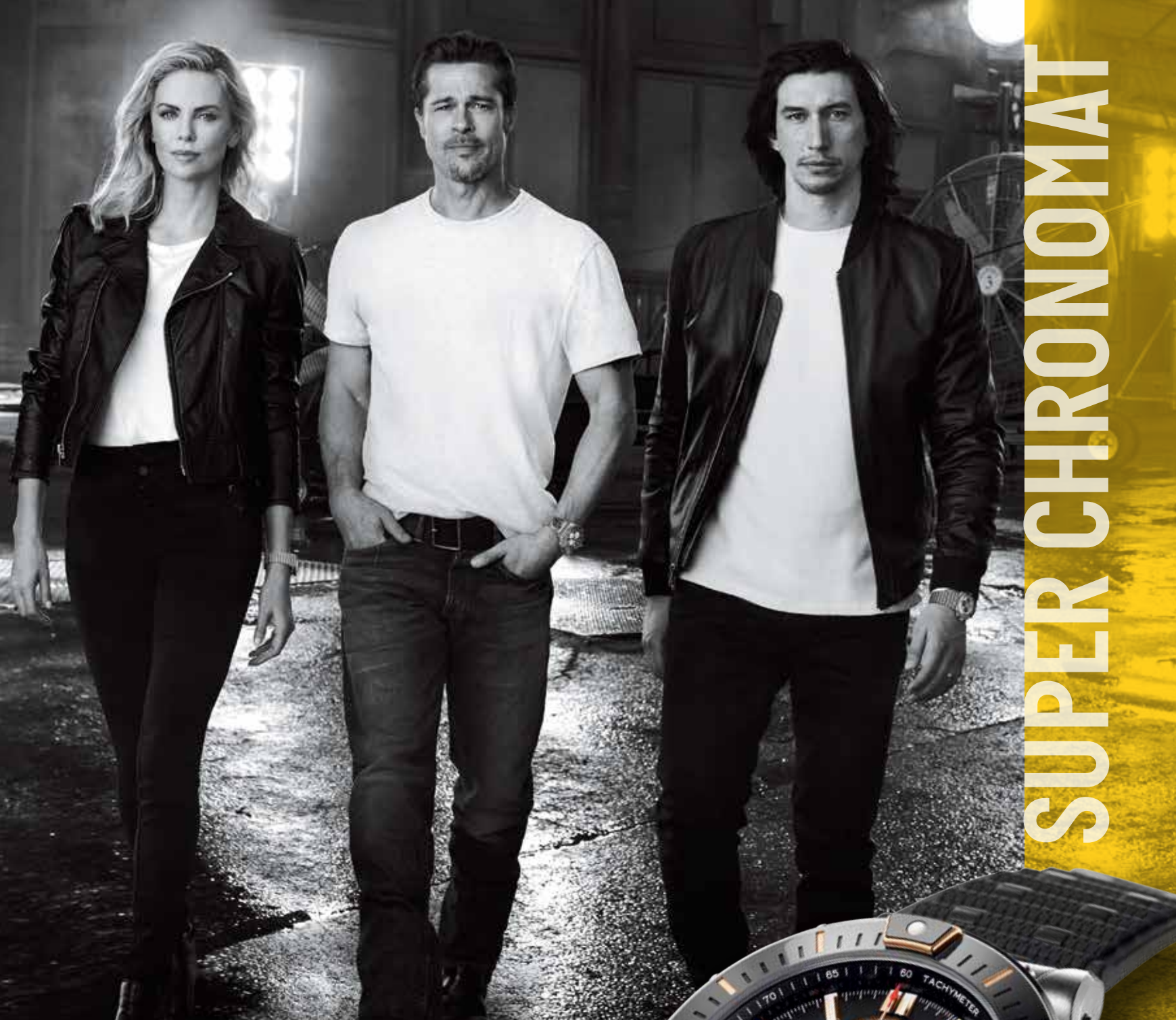
Wie ich Präsident Macrons gefährlichsten Gegner erschuf. *Geoffroy Lejeune*

Das Yakin-Matriarchat

Eine aussergewöhnliche türkische Einwandererfamilie macht die Schweiz glücklich. *Christoph Grenacher*

**Meilenstein
der Geistesgeschichte**
Friedrich August von Hayek
und seine «Verfassung
der Freiheit»

4
706900 107761
19747006900
27



SUPER CHRONOMAT



BREITLING
1884

BREITLING BOUTIQUE
ZURICH • GENEVA • ZERMATT • BASEL
LUCERNE • LAUSANNE • ST. MORITZ



Streit in der Ehe, eine Würdigung

Die harmonische Ehe gibt es nicht. Harmonische Ehen wären auch langweilig. Das ist kein Abgesang auf die Ehe. Im Gegenteil. Ich singe ein Loblied. Es ist auf jeden Fall besser, zu heiraten, als nicht zu heiraten.

Selbst das Risiko einer Scheidung entkräftet die Vorteile einer Ehe nicht. Da ich nur aus der Sicht des verheirateten Mannes sprechen kann: Ohne Ehefrau bleibt der Mann in jeder Hinsicht unvollständig.

Aber die Ehe ist doch nur ein Wisch Papier! Warum also heiraten? Ich drehe die Frage um: Wenn es nur ein Blatt Papier, ein Verträglein ist, warum dann nicht heiraten?

Aber die Ehe ist eben mehr als nur ein Fetzen Papier. Sie ist ein neuer Aggregatzustand des Lebens. Man bekennt sich zueinander. Man geht eine Verpflichtung ein. Man übernimmt Verantwortung. Indem man sie, was nur in der Ehe möglich ist, mit einem geliebten Menschen teilt.

Ich traue keinem, der mir erzählt, er lebe in einer harmonischen Ehe. Das ist unmöglich. Das gibt es nicht. Wer die harmonische Ehe sucht, hat die Ehe nicht verstanden.

Und wer behauptet, in einer harmonischen Ehe zu leben, ist nicht ehrlich.

Ab jetzt beginnt der umstrittene Teil meines Editorials. Lesen auf eigene Gefahr.

Ehe bedeutet Auseinandersetzung. Ehe bedeutet Streit. Nicht die Männer streiten allerdings. Es sind die Frauen. Sie streiten feurig, leidenschaftlich, unnachgiebig. Vor lauter Liebe entflammt.

Frauen lieben den Streit mit ihren Männern. Streit ist das Lebenselixier der Frauen. Es gibt Paare, die leben vom Streit. Sie streiten, also sind sie.

Das ist keine Kritik. Streit in der Ehe ist Zuneigung, Zuneigung. Streit bedeutet, dass die Männer ihren Frauen nicht egal sind. Indem die Frauen sich mit ihnen streiten, kümmern sie sich um sie.

Streit ist die vielleicht intensivste Form des Austauschs von Gedanken. Streit ist entfesselte Zweisamkeit, die immer wieder schmerzhaft die Vertreibung aus den Kerkern meines Ichs.

Indem die Frau mit ihrem Mann streitet, zertrümmert sie das Spiegelkabinett seiner Ichsucht, seiner Egozentrik. Wenigstens für einen Moment. Sie holt ihn raus. Sie rettet ihn. Vor sich selber.

Streit ist die dunkle Lava der Liebe. Im Streit gebe ich mich dem andern preis, ohne mich in

ihm zu verlieren. Psychologen sollten den Ehestreit als Therapie empfehlen.

Paare, die nicht miteinander streiten, sind keine Paare mehr. Sie leben aneinander vorbei. Die Eheleute haben das Interesse aneinander verloren.

Wo kein Streit ist, ist auch die Liebe gestorben. Nichts ist trostloser als der Anblick eines sich dumpf beschweigenden Paares.

Ich habe lange gebraucht, um all das zu begreifen.

Früher fühlte ich mich oft unverstanden. Erst später merkte ich, dass die Frauen, von denen ich mich unverstanden fühlte, mich besser verstanden als ich mich selbst.

Noch die im Moment ihres Ausbruchs scheinbar nichtigste Kritik, die der Mann durch seine Frau erfährt, entpuppt sich im Nachhinein oft als frühe Sturmwarnung einer tieferspürten Wahrheit, die der Mann ohne seine Frau nie erkannt hätte.

Streit ohne Ehe explodiert ins Leere. Man geht dann den bequemeren Weg. Man trennt sich, im irrigen Glauben, in der verfehlten Hoffnung, irgendwann auf eine Beziehung ohne Streit zu treffen.

Die Tagesabschnittspartner wechseln, die Unzufriedenheit bleibt. Streit ohne Ehe ist

der sichere Weg in die ewige Einsamkeit – zu zweit.

Der Ehestreit ist die geteilte, institutionalisierte Form des Streits zwischen Mann und Frau. Es ist der Streit, dem ich nicht entkommen, dem ich nicht davonlaufen kann.

Das macht seine charakterprägende Wirkung aus.

Ich behaupte: Streit in der Ehe ist der Zivilisationsprozess im Zustand seiner Verwirklichung. Ohne die mit ihm leidenschaftlich streitende Frau wäre der Mann Höhlenmensch geblieben.

Nicht der Krieg ist der Vater aller Dinge. Die Frau ist die Mutter, der Ursprung von allem. Ohne Frauen keine Männer. So einfach ist die Wahrheit.

Viele Männer fragen sich, warum sie von ihren Frauen so oft kritisiert werden. Frauen haben es drauf, ihre Männer mit einem Satz in die Defensive abzudrängen.

Wieso bist du nie zu Hause?

Aber wir waren doch gerade in den Ferien.

Hör auf, immer auszuweichen!

Männer sind – gegenüber Frauen – das schwache Geschlecht. Weil sie sich immer rechtfertigen müssen. Ohne dass es etwas nützt.

Inzwischen habe ich begriffen: Frauen kritisieren ihre Männer, weil sie sich Sorgen um ihre Männer machen.

Und weil sie wissen: Männer neigen zum Übermut. Man muss sie erden. Unsanft, wenn es nicht anders geht. Und meistens geht es nicht anders.

Streit ist Intensivpflege. Dem Mann verabreicht durch seine Frau.

Nehmen wir das Autofahren. Frauen halten es kaum aus, wenn der Mann am Steuer sitzt.

Warum? Vor kurzem kam ich dahinter: Frauen haben Angst um uns.

Denn: Frauen haben den ausgeprägteren Selbsterhaltungsinstinkt. Sie misstrauen, mit gutem Grund, dem fahrlässigen Leichtsinne ihrer Männer.

Böse Zungen behaupten, man heiratet, damit man auch nach einem Seitensprung zusammenbleibt. Was stimmt: Die Ehe ist auch eine Lebensschule des Verzeihens.

Ehen scheitern oft an den falschen Idealen, die über sie verbreitet werden. Zur guten Ehe gehört der Streit. Lasst euch nichts anderes einreden. Heiratet. Bleibt zusammen. Was sich liebt, das streitet. R. K.

Wir sind
Ihr Schild
gegen alles
Bösartige.

Schilddrüsenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie



Sammlung Bührle, Eric Zemmour, Xavier Dufour, Arno Del Curto, Ralph Krueger, Thomas Renggli, Kurt Pelda

Die Wogen der Auseinandersetzung um die Bildersammlung Bührle gehen hoch. Der Basler Michael Bahnerth kann sich nach seinem Rundgang durchs Zürcher Kunsthaus nur wundern, wie freudlos manche Zürcher diesen «Königssaal der Malerei» beurteilen. Es handle sich bei der Ausstellung um eine «Grossoffensive des Ästhetischen», auch wenn der Waffenhändler Emil Georg Bührle mit seinen Bildern das Hässliche mit dem Schönen gesühnt habe. Der Kunstsammler Christoph Blocher beurteilt den Krach um Bührles Bilder als Folge einer moralistisch verseuchten Zeit. Er würde seine privaten Bilder nie dem Staat anvertrauen. **Seite 14**

Der Autor, Journalist und Fernsehstar Eric Zemmour pflügt Frankreich um. «Wer im Fernsehen gegen ihn antreten muss, bereitet sich darauf vor wie einst Boxer vor einem Kampf gegen Muhammad Ali», schreibt Zemmour-Biograf Geoffroy Lejeune. Er ist für den Aufstieg Zemmours mitverantwortlich. Fasziniert von der konservativen Lichtgestalt, verfasste er 2015 einen Roman, in dem er die Wahl Zemmours zum Präsidenten beschreibt. Nun wird erwartet, dass Zemmour seine Kandidatur für das Elysée bekanntgibt. Für die *Weltwoche* schildert Lejeune dessen Werdegang vom Spross jüdisch-algerischer Einwanderer zum intellektuellen Zampano. **Seite 24**

Auf den ersten Blick mutet die Kollegenschelte von Gemeinderat Xavier Dufour (SVP) in Ittigen kleinrämerisch an. Es geht um kleine Gefällig-



Rivalität? Eishockey-Legenden Del Curto (l.), Krueger (r.), Renggli.

keiten und Privilegien, die das Leben in einer Gemeinde vereinfachen. Will sich hier ein zugezogener Newcomer mit seiner Prinzipienreiterei bloss wichtigmachen? Alex Baur ist einem Behördenstreit in der Berner Vorortsgemeinde nachgegangen, der inzwischen auch die übergeordneten juristischen Instanzen beschäftigt. Im Zuge der Recherchen verschwammen die Konturen von Gut und Böse zusehends, beide Seiten kämpfen mit harten Bandagen. Das Beispiel zeigt: In den Gemeinden wird viel Geld umverteilt – ohne Kontrolle. **Seite 52**

In eigener Sache 1: Es wurde ihnen eine tiefe Rivalität nachgesagt. In der Öffentlichkeit sah

man sie nie gemeinsam – obwohl beide in Davos lebten: Die HCD-Trainerlegende Arno Del Curto und Langzeit-Nationalcoach Ralph Krueger bildeten die beiden Pole im Schweizer Eishockey. Entweder war man im Team Del Curto – oder im Team Krueger. Nun schaffte *Weltwoche*-Autor Thomas Renggli, was niemand für möglich gehalten hätte: Anlässlich der Vernissage seines Buches «Eishelden – Wie die Schweiz zur Eishockey-Nation wurde» brachte er die beiden Antipoden in der Öffentlichkeit zusammen. Und siehe da: von Rivalität keine Spur. Stattdessen sagte Krueger: «In der gemeinsamen Tiefgarage haben wir über die von den Medien erfundene Feindschaft gelacht.» Dann kam es zum sporthistorischen Handschlag – wie bei den Schwingern nach dem Schlussgang um die Königskrone. Autor Renggli gebührt der Titel des «Kofi Annan des Schweizer Eishockeys».

In eigener Sache 2: Der bekannte Schweizer Journalist Kurt Pelda wird ab Februar 2022 die Redaktion der *Weltwoche* verstärken. Nach Stationen bei der NZZ, *Financial Times* und dem *Tages-Anzeiger* wird Pelda seine grossen internationalen Erfahrungen als Kriegsreporter und Rechercheur wieder für die *Weltwoche* einbringen. Bereits bis 2016 war er für unsere Zeitschrift als freier Autor tätig. Wir freuen uns sehr auf diesen profilierten Kollegen. Als Hauptquartier der Meinungsvielfalt ist die *Weltwoche* zugeschnitten auf einen unabhängigen Top-Journalisten wie Kurt Pelda.

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Probleme mit der Bodenheizung? Eine Analyse schafft Klarheit.

Bodenheizungen, die bereits über 30 Jahre in Betrieb sind, sollten untersucht werden. Viele ältere Bodenheizungsrohre bestehen aus Kunststoff. Diese verspröden und verschlammten mit der Zeit. Wenn Sie nicht rechtzeitig reagieren, kann es teuer werden. Deshalb ist eine vorbeugende Analyse sehr ratsam.

Bodenheizungsrohre verspröden

Bodenheizungen sorgen für Komfort und sparen Platz. Doch die unsichtbare Wärmeverteilung altert. Versprödung und Verschlammung sind die Hauptgründe für ineffiziente Bodenheizungen. Werden Probleme nicht frühzeitig erkannt, sind die Schäden meist irreparabel. Betroffen sind insbesondere Systeme, die zwischen 1970 und 1990 verbaut wurden, weil in diesem Zeitraum hauptsächlich einfacher Kunststoff als Rohrmaterial zum Einsatz kam. Dieser versprödet mit der Zeit.

Kalte Böden. Wie weiter?

Wenn die Bodenheizung nicht die gewünschte Leistung bringt, gewisse Räume kalt bleiben und die Regulierung nicht richtig funktioniert, lohnt es sich, eine Fachperson hinzuzuziehen. Dabei ist es wichtig, dass die Anlage vor Ort genauestens untersucht wird.



Umfassende Zustandsanalyse vor Ort.

Klarheit durch Analyse

Es müssen sämtliche Komponenten miteinbezogen und die Ergebnisse anhand von normierten SWKI-Richtwerten ausgewertet werden. Erst nach einer umfassenden Zustandsanalyse herrscht Klarheit darüber, wie es wirklich um eine Bodenheizung steht. Eine solche Analyse ist schon für wenige Hundert Franken zu realisieren und lässt eine klare Aussage über die Machbarkeit einer Sanierung zu.

Schutzschicht gegen die Alterung

Das Original zur Rohrrinnensanierung mittels Innenbeschichtung hat die Naef GROUP 1999 auf den Markt gebracht. Damit werden bestehende Bodenheizungen ganz ohne Baustelle saniert. Die Innenbeschichtung dient dabei als Schutzmantel gegen weitere Versprödung.



Versprödetes und verschlammtes Bodenheizungsrohr.

Nicht spülen, sondern sanieren

Alternativ werden seit einigen Jahren von diversen Anbietern auch Spülungen und Reinigungsverfahren angeboten. Es ist wichtig zu wissen, dass damit das eigentliche Problem – die Versprödung des Rohrmaterials – nicht behoben wird. Mit dem HAT-System wird eine Bodenheizung hingegen tatsächlich saniert.

10-jährige Garantie mit dem Original

Das HAT-System ist das einzige Rohrrinnensanierungsverfahren, das Kunststoff-Bodenheizungen gemäss DIN-Norm 4726 sauerstoffdicht macht und damit die Alterung stoppt. So ist eine Erweiterung der Lebensdauer der Rohre garantiert und zudem werden auch gleich alle anderen wesentlichen Bodenheizungs-Komponenten gewartet oder ersetzt. Die Wertigkeit des Originals wird durch eine 10-jährige Garantie unterstrichen.

Vorbeugende Analyse buchen

Die Zustandsanalyse wird vor Ort von einem Spezialisten der Naef GROUP durchgeführt. Die Kosten belaufen sich auf CHF 390.– (inkl. MwSt.). Die Analyse umfasst eine aktuelle Zustandserfassung nach geltenden Richtlinien und eine Beratung über weitere Schritte. Das Angebot gilt in der Deutschschweiz.

Ja, ich möchte mehr dazu erfahren.
Kontaktieren Sie mich unverbindlich.

Name

Vorname

Strasse

PLZ, Ort

Jahrgang Liegenschaft

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

Titel: Weltwoche, 11/2021



Bitte Talon zurücksenden oder anrufen

Naef GROUP
Wolleraustrasse 41, 8807 Freienbach
Tel.: 044 786 79 00, Fax: 044 786 79 10
E-Mail-Adresse: info@naef-group.com
www.naef-group.com



Die Yakin-Saga: Seite 28



Elysée im Blick: Eric Zemmour. Seite 24



Grossoffensive der Ästhetik: Seite 14

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Sommarugas geheimer Klima-Plan
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Frédérique Perler
- 10 Tagebuch Stephan Rietiker
- 12 Bern Bundeshaus
Das Schweigen von Isabelle Moret
- 14 Emil Bührles grandiose Sammlung
Eindrücke und Hintergründe
- 16 Problemfall Staatskunstmuseum
Essay von Christoph Blocher
- 18 Erziehung der Gefühle
- 20 News «Arena»-Brotz entgleist
- 20 Personenkontrolle
- 22 Mörgeli Beim Bluffen ertappt
- 22 Ohne Stress zu Geld
Geldregen für Impf-Musikanten
- 23 Peter Bodenmann Unser Schallenberg
- 24 Eric Zemmour Der Mann,
der Frankreich umkrepeln kann
- 26 Pete Davidson Kim Kardashians Neuer
- 27 Kurt W. Zimmermann
Faktenchecks als Fake News
- 28 Die Familie Yakin Eine Schweizer
Schweizer Erfolgsgeschichte
- 31 Merz muss es richten
Kampf um die CDU
- 32 Krieg um Taiwan
Entsteht ein neues Sarajevo?
- 34 News Voltaire, erwache!
- 34 Illegale Impf-Tour Bersets Offensive
- 35 Medien als Meute Der Fall Rittenhouse

- 36 Geburt eines Staatsmanns
Das Jahr von SVP-Bundesrat Guy Parmelin
 - 38 Medizin ohne Schmerzen
Die Geschichte von Lachgas
 - 39 Anabel Schunke
Es lebe die Schönheit
 - 40 Warum die Gesellschaft zerfällt
Gewalt gehört mittlerweile zum Alltag
 - 42 Fürst zum Anfassen
Drama um Monacos Fürstin Charlene
 - 43 Brief aus Wien
 - 44 Zukunft ist Einstellungssache
Plädoyer für mehr Advent im Kopf
 - 46 Europas wahre Herrscherin
EZB-Präsidentin Christine Lagarde
 - 47 Körzis Hollywood
 - 48 Sehnsuchtsort für Beamte
Schweizer Klimaträume auf Vanuatu
 - 49 Thiel Asymptomatisch
 - 50 News Nur wer geimpft ist, darf sterben
 - 50 Chancen für Aussenseiter
Replik von Margit Osterloh
 - 51 Neophyten sind besser als ihr Ruf
 - 52 Dufour, der Spielverderber
Zoff im Gemeinderat in Ittigen BE
 - 53 Inside Washington
 - 55 Tamara Wernli Tyrannen und Geiseln
 - 56 Leserbrief
 - 55 Nachrufe Egon Zehnder, Martin Alioth
 - 57 Beat Gygi
Schnäppchenjäger denken an Inflation
- LEADER: F. A. VON HAYEK**
- 59 «Die Verfassung der Freiheit»
Friedrich August von Hayeks Meilenstein
 - 60 Liberales Monument

LITERATUR UND KUNST

- 63 Ikone der Woche
- 64 Anmut der Vergessenen
Der grosse Literat Kent Haruf
- 66 Bücher der Woche
- 69 Die Bibel
- 70 Femme fatale im klösterlichen Kleid
Die Kunst von Meret Oppenheim
- 72 Pop Adele
- 73 Film «Stürm. Bis wir tot sind oder frei»
- 74 Film Zweimal Corona
- 74 Games «Far Cry 6»
- 75 Jazz Kappeler/Zumthor

LEBEN HEUTE

- 76 Wunderbare Welt
- 76 Unten durch
- 77 Fast verliebt
- 78 Frauen Anya Taylor-Joy
- 79 Häuser Villa «Oasis»
- 79 Was macht eigentlich? Thomas Wagner
- 80 Essen
- 80 Wein
- 81 Auto
- 81 Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten Zibelemärit in Bern
und Beltracchi-Lesung in Zürich
- 86 Zeitzeichen
- 86 Fragen Sie Dania
- 87 Mittagessen mit Marcel Schwander
- 88 Menschen von morgen
Skitalent Elwis Borghi
- 90 Das indiskrete Interview
Meta Hildebrand, Köchin



Sigrid Joss-Arnd
hat ein nachhaltiges
Zeichen gesetzt

**«Es ist ein gutes Gefühl,
wenn alles geregelt ist –
machen Sie es doch auch.»**

Sigrid Joss und ihr Mann waren sich einig: das Rote Kreuz hat beide ein Leben lang begleitet, es soll darüber hinaus wirken. Nebst engen Verwandten hat sie deshalb in ihrem Testament auch das SRK begünstigt – das Hilfswerk ihres Vertrauens. Setzen auch Sie ein nachhaltiges Zeichen? Danke!

Schweizerisches Rotes Kreuz



Für mehr Menschlichkeit

Bitte senden Sie mir kostenlos den **SRK-Testamentratgeber**

Telefon

Name

E-Mail

Vorname

Geburtsdatum

Strasse/Nr.

Senden Sie diesen Coupon an **Schweizerisches Rotes Kreuz, Rainmattstrasse 10, Postfach, CH-3001 Bern** oder bestellen Sie den Ratgeber per E-Mail bei **marianne.daetwyler@redcross.ch**

PLZ/Ort

Das SRK im Testament berücksichtigen –
Liebe für die Nächsten:
vorsorge.redcross.ch/testament



Sommarugas geheimer Klima-Plan

Hinter verschlossenen Türen legt die Energieministerin die Karten auf den Tisch. Obwohl das Volk das CO₂-Gesetz ablehnte, will die SP-Bundesrätin noch schärfere Massnahmen.

Marcel Odermatt

Es war das grösste politische Erdbeben seit langer Zeit. Am 13. Juni versenkte der Souverän das CO₂-Gesetz gegen den Willen von SP-Energieministerin Simonetta Sommaruga, der Landesregierung, der Mehrheit des Parlaments, der allermeisten Forscher und Medien. Das Volk erteilte der Klimapolitik des Bundes eine Absage. Es wollte nichts wissen von Preiserhöhungen auf Benzin und Erdöl, von Flugticketabgaben oder der Öffnung eines milliarden schweren Klimafonds.

Die Entscheidungsträger sollten nochmals über die Bücher und mit besseren Vorschlägen aufwarten. Sommaruga erweckte gegen aussen den Eindruck, den Befehl des Souveräns erhört zu haben. Der Bundesrat beharre zwar auf seinen Zielen bei diesem Thema, verzichte aber auf Verbote und Abgaben, versprach die zuständige Bundesrätin nach der Abfuhr.

Seit dieser Sensation ist fast ein halbes Jahr vergangen. Am 18. November trat Sommaruga an der Universität Bern auf. Vor Studenten hielt sie einen Vortrag auf Einladung von Politologie-Professor Adrian Vatter. In ihren Ausführungen blickte sie auf die Klimakonferenz in Glasgow zurück und äusserte sich zu den Schweizer Anstrengungen in diesem Bereich.

Bevölkerung einlullen

Die Präsentation war zwar nur für Angehörige der Lehranstalt gedacht. Auf Umwegen gelangte die Rede jedoch zur *Weltwoche*. Sommarugas Erläuterungen bergen Sprengstoff. Sie belegen, dass sich die Bundesrätin einen Deut darum schert, was die Stimmbürger im Juni entschieden haben. Und sie gedenkt auch nicht, ihre eigenen Versprechungen einzuhalten.

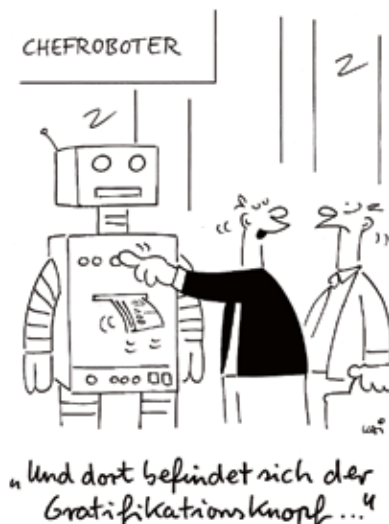
Sommaruga sagte (exakte Wiedergabe des Wortlauts): «Ich werde natürlich häufig gefragt: «Warum machen Sie keine Verbote? Verbieten Sie doch einfach die Verbrenner-Auto ab 2035. Dann ist alle[s] klar.» Ich denke, um Verbote zu beschliessen, müssen Sie einen Grad der Durchdringung haben, wo Sie nicht die Mehrheit der Bevölkerung umsteigen muss [sic!], sondern wo die Mehrheit bereits auf diesem Weg ist und eine[r] Minderheit dann sagt:

«Okay, für euch ist es jetzt auch fertig!» Also ich bin ziemlich überzeugt, dass es jetzt für den ersten, nächsten Schritt, den wir schaffen müssen – weil wir haben jetzt ein abgelehntes Gesetz, und wir müssen wieder in eine positive Dynamik kommen –, dass wir jetzt einen Sieg brauchen, dass wir jetzt ein Ja brauchen zu einem nächsten CO₂-Gesetz, und dann gibt es aber das nächste selbstverständlich. Also, das kommende CO₂-Gesetz setzt ja nur die Vorsch., also die Vorgaben bis 2030. Und wir kommen mit dem nächsten Gesetz schon bald. Und da, stelle ich mir vor, da wird es dann gewisse Verbote drin haben. Aber wenn Sie jetzt, nach einer abgelehnten Volksabstimmung, kommen und sagen: «Sie haben nein gesagt – und jetzt erst recht, jetzt schlagen wir zu!» Wir haben wieder

Bundesrätin Sommaruga stellt ihre persönliche Überzeugung über das demokratische Mehrheitsprinzip.

eine Volksabstimmung, und ich denke, ein zweites Nein kann sich dieses Land nicht leisten.»

Die dreiste Strategie der Bundesrätin ist trotz der schlingernden Ausführung offensichtlich. Nach der verlorenen Abstimmung will sie ganz bewusst nicht zu dick auftragen und verzichtet vorerst auf strenge Massnahmen. Sie möchte die



Bevölkerung einlullen, eine «positive Dynamik» schaffen. Eine Mehrheit soll zunächst einer abgesehenen Vorlage zustimmen.

Unterdessen werkelt die Verwaltung im Hintergrund an einem weiteren Erlass. Darin will Sommaruga gröberes Geschütz auffahren, wie zum Beispiel das Verbot für Autos, die mit Benzin oder Diesel fahren. Das Terrain dafür will sie mit dem harmlosen ersten Dekret ebnen, dessen Annahme wahrscheinlich ist.

Fassen wir zusammen: Für Sommaruga war das Nein im Juni nicht mehr als ein ärgerlicher, zeitraubender Betriebsunfall. Anstatt inhaltlich über die Bücher zu gehen und die Positionen zu hinterfragen, wie es das Volk verlangt und sie selber es versprochen hat, plant Sommaruga, ihre Ziele mit denselben Mitteln, wie Steuern und Abgaben, zu erreichen, ja sogar noch härtere Mittel wie Verbote anzuwenden. Sie stellt ihre persönliche Überzeugung über das demokratische Mehrheitsprinzip. Die Marschbefehle der Klima-Elite von Paris und Glasgow sind ihr wichtiger als die Umsetzung des Entscheids ihrer eigenen Bevölkerung.

«Trainingslager»

Sommaruga hielt ihren Vortrag im Rahmen der Vorlesung «Politisches System der Schweiz I». Mit ihrer Haltung dürfte sie jedoch das Vertrauen der Bürger in die demokratischen Institutionen nicht stärken. Ein Student, der das Referat verfolgte, ist entsetzt. Das nächste Gesetz sei offensichtlich nur als «Trainingslager» gedacht. Am Ende laufe es auf Verbote hinaus. «Dass Frau Sommaruga diese Absichten so offenkundig tut, ist für mich schockierend.» So werde man von der Politik hinters Licht geführt. Die Bundesrätin setze sich hinterrücks über die verlorene CO₂-Abstimmung hinweg.

Gefragt, ob sie ein CO₂-Gesetz durchbringen wolle, das noch weiter gehe als die abgelehnte letzte Vorlage, lässt Sommaruga ausrichten: «Nein. Der Bundesrat wird in Kürze die Botschaft zur Revision des CO₂-Gesetzes vorlegen, die Eckwerte dazu hat er im September vorgestellt. Das Gesetz setzt auf Anreize statt Verbote.»

Liebe Frédérique Perler

Sie haben als Stadtpräsidentin von Genf beschlossen, dem französischen Autor Eric Zemmour einen Saal der Gemeinde zu verweigern, weil er in Genf unerwünscht sei. Damit ist Genf die erste Stadt, die nach Zemmours triumphalen Auftritten in Frankreich versucht hat, den Rechtspopulisten zu zensurieren.

Leider hinterlässt das einen falschen Eindruck. Genf war immer Zufluchtsort für Franzosen, die vor der Kirche oder dem Steuervogt fliehen mussten. Heute ist es ein beliebter Ferienort für arabische und afrikanische Diktatoren. Es wimmelt hier von dubiosen Rohstoffhändlern und Geheimdienstlern. Deshalb ist Genf auch sehr reich. Und wegen des Roten Kreuzes und der Luxusuhren-Hersteller als Marke weltberühmt.

Man könnte also meinen, dass die grüne Stadtpräsidentin einer Weltstadt, die einen französischen Politiker zur unerwünschten Person erklärt, eine wichtige Frau sei. Fehl-



Eine «Genferei» mehr: Stadtpräsidentin Perler.

anzeige! Nur die Genfer wissen, dass die Stadtregierung ausser bei Kultur-, Park- und Abfallwesen nichts zu sagen hat, weil alles vom Kanton geregelt wird, der das gleiche Territorium verwaltet. Dafür wissen in Genf alle, dass Sie, liebe Frau Perler, ein politisches Schattengewächs sind, nur ein Jahr als Präsidentin des

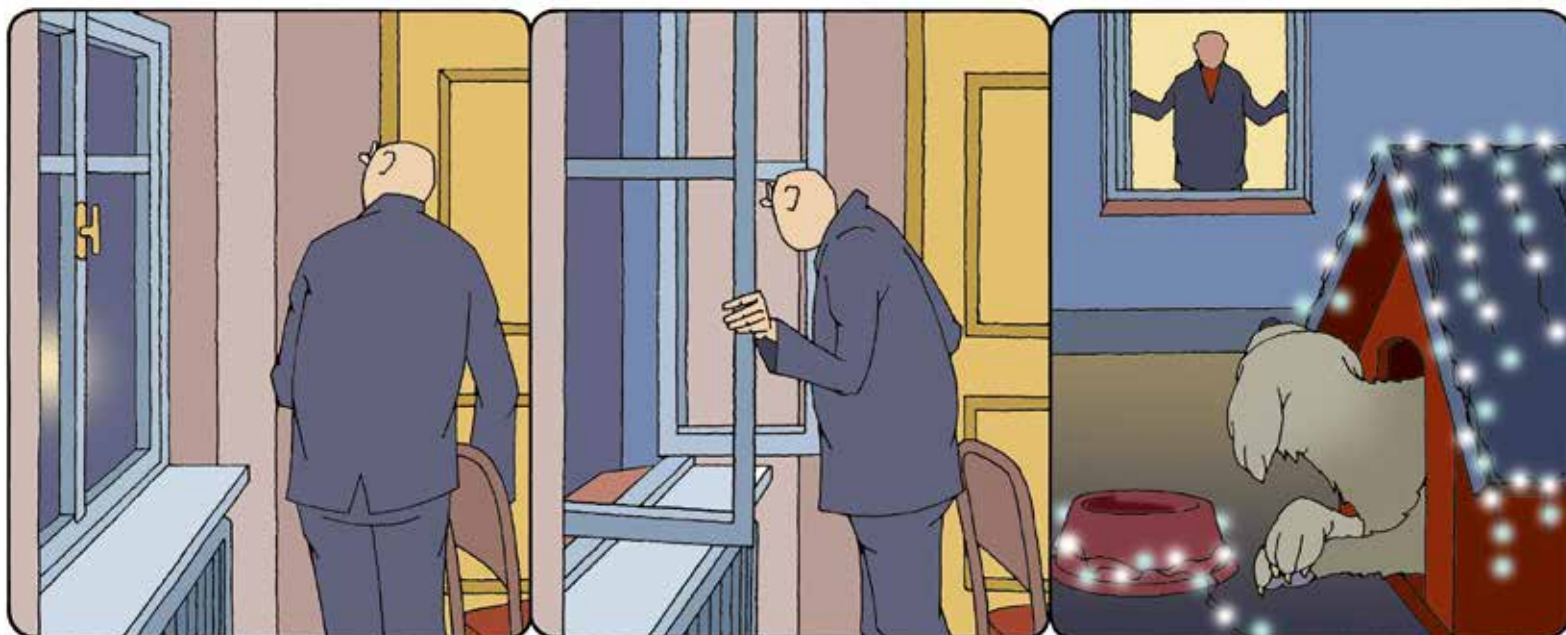
«Administrativrates» walten und null Macht haben, obschon Sie einmal Joe Biden die Hand geben durften.

Sie wurden denn auch vom Kanton wie ein unartiges Mädchen zurückgepiffen, so wie es immer wieder geschieht, wenn die Stadtregierung eine «Genferei» macht: Es gibt keine legale Basis für ein Auftrittsverbot, Herr Zemmour darf reden, Punkt, deklarierte der Kanton. Aber es gehört nun mal zur politischen Folklore der machtlosen Genfer Gemeinderäte, laut zu schreien, wenn sie Resolutionen zu Konflikten im Irak, in Afghanistan, den USA, in Russland oder zu Frankreichs Rechtspopulisten verfassen.

Also, damit es alle wissen: Genf hat auch seine Woke-Grünen. Bleibt aber nach wie vor eine offene Stadt.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Stephan Rietiker



Normalerweise bin ich ein höflicher Mensch. Ich habe gerade in den Jahren in den USA gelernt, Spielregeln zu akzeptieren und im Fall einer Niederlage ein *good loser* zu sein. Voraussetzung dafür ist allerdings, dass alle Parteien mit gleich langen Spiesen kämpfen. Gerade das war in der letzten «Arena»-Sendung vom 19. November 2021 nicht der Fall. Zwar hatte man uns vorgängig im Telefon-Briefing erklärt, es werde einen Fact-Checker in der Sendung geben. Kurz vor der Sendung fanden wir heraus, dass ein Team von zwei Personen den in der Sendung anwesenden Fact-Checker unterstützen würde.

Fühlten sich die Befürworter des Covid-Gesetzes so unsicher, dass sie die Schützenhilfe eines Fact-Checkers benötigten? Weshalb wohl hat man zu diesem Kunstgriff eben bei dieser Sendung gegriffen, nachdem man vor Jahren davon abgerückt war? Wollte man gar eine demokratische und freie Meinungsäusserung erschweren?

Während der Sendung stellte sich rasch heraus, dass der Fact-Checker primär gegen uns, die Gegner des Covid-Gesetzes, eingesetzt wurde. Er zerpfückte zunächst meine korrekten Darstellungen zur Anzahl der Hospitalisationen von Ungeimpften versus Geimpfte. Seine Rolle war im Sinne eines *Deus ex Machina* zu verstehen, der sich allwissend gab und seine angeblichen wissenschaftlichen Daten mit seiner eigenen Meinung vermischte.

Obschon ich mehrmals um das Wort bat, wurde ich übergangen. Später konnte ich meine Auffassung darlegen, dass mit der Impfung allein die Pandemie nicht zu besiegen sei. Ich diskutierte den Einsatz anderer medikamentöser Therapien, so etwa mono-

klonaler Antikörper und anderer Therapeutika, gerade in der Frühphase einer Infektion. Daraufhin kam Fact-Checker Thomas Häusler wieder zu Wort und kommentierte meine Aussagen mit teilweise grotesken Äusserungen. Darauf platzte mir der Kragen, und ich unterbrach ihn mit lauter Stimme. Ich bleibe dabei: Als ein Doktor der Biochemie, der Häusler ist, kann er sich zu Fragen der Fotosynthese oder des Krebszyklus kompetent äussern, aber definitiv nicht zu Fragen medizinischer Therapien, da ihm hierzu schlicht die Kenntnisse fehlen.

Aber es ging ja nicht um Objektivität und Kompetenz, sondern darum, unser Narrativ mit pseudowissenschaftlichem Geschwafel (oder heisst das heute Geschwurbel?) zu unterlaufen. Meine Intervention war wohl unüblich, vielleicht auch falsch, aber leider absolut not-

Was nun folgte, war ziemlich grotesk: Ein sichtlich genervter Sandro Brotz erteilte mir eine Verwarnung.

wendig, da Thomas Häusler von Sandro Brotz als der unwidersprochene Verkünder der Wahrheit apostrophiert wurde.

Was nun folgte, war ziemlich grotesk: Ein sichtlich genervter Sandro Brotz erteilte mir eine Verwarnung. Ich empfand das Ganze umso mehr als bizarr, als ich mich nicht erinnern konnte, wann ich zum letzten Mal verwarnt worden war. Es stellt sich auch die Frage nach der Verhältnismässigkeit und der Rechtsgrundlage für eine solche Verwarnung. Immerhin war ich sein Gast und als Kunde beziehungsweise Bezahler von Konzessionen jemand, der zu seinem Lebensunterhalt beiträgt.

Bezeichnenderweise belegte Brotz den Diskussionsteilnehmer Christian Wasserfallen nicht mit einer Verwarnung, obschon sich dieser abfällig und rüde über Ungeimpfte äusserte. So viel zum Thema der gleichen Spiese. Und so viel zum schweizerischen Monopolfernsehen, das sich über die neutrale Berichterstattung hinwegsetzt, wenn ihm das Narrativ der Gegenseite nicht passt. Es geht nicht um die «Wahrheit», sondern um die Show. *Panem et circenses.*

Ich frage mich, wann die notorischen Scharfmacher der Befürworterseite endlich begreifen, dass es neben persönlichen Gründen auch relevante medizinische Gründe gibt, um eine Impfung zu verneinen. Und dass Ungeimpfte mit negativen Tests oft sicherer sind für die Umgebung als die vielen ungetesteten, möglicherweise asymptomatischen Geimpften mit Zertifikat, die achtlos an rauschenden Partys teilnehmen, sich um Massnahmen foutieren und so zur Pandemie beitragen. Die Vertreter dieses Lagers können uns, mit gütiger Hilfe vieler Medien, verunglimpfen, so oft sie wollen – an den Fakten und glaubwürdigen (im Gegensatz zu gefakten) wissenschaftlichen Daten werden sie *à la longue* nicht vorbeikommen.

Eine Pointe zum Schluss: Pikanterweise musste der Fact-Checker auf SRF online zurückkriechen und die Korrektheit meiner Aussagen attestieren.

Honi soit qui mal y pense.

Stephan Rietiker ist Arzt und Unternehmer.

Der Pro-Idee Geschenkefinder:

finden Sie mehr als 4.000 Geschenkideen auf
www.proidee.ch



Navigation Bag A4
Best.-Nr.: 221-783
Fr. 649.-



Kabelcollier Ring
Best.-Nr.: 232-001
Fr. 1.499.-



GUTSCHEIN*
CHF **20.-**
Gutschein Code
216301W

*Bitte die Gutschein-Nummer bei Ihrer Bestellung angeben. Natürlich können Sie Ihren 20.- Fr. Gutschein auch im Internet unter www.proidee.ch einlösen. Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Der Gutschein ist für das gesamte Sortiment gültig und einmalig einlösbar. Mindestbestellwert Fr. 200.-. Gültig bis 23.12.2021



Nostalgischer
Smartphone-Verstärker
Best.-Nr.: 230-811
Fr. 149.95



Pro-Idee

Roberto Ugolini
„17 Rosso“, Extrait
de Parfum 100 ml
Best.-Nr.: 338-762
Fr. 269.-



Finden Sie das Besondere. Das Beste und das oft Vermisste

Bestellen leicht gemacht: proidee.ch/geschenkefinder T. +41 (0)71-274 6617

Stummfilm mit Moret

Demnächst beginnt Jahr drei der Corona-Pandemie.

Was macht eigentlich Isabelle Moret, Präsidentin der Schweizer Spitäler?

Egal, wie hoch die Wogen wegen der Corona-Pandemie oder in der Debatte über die fehlenden Intensivbetten zurzeit gerade gehen, von der Waadtländer Nationalrätin Isabelle Moret (FDP) hört man so gut wie nie etwas. Dabei ist sie seit Jahren die Präsidentin des einflussreichen Spitalverbandes H+, dem 208 Spitäler, Kliniken und Pflegeeinrichtungen angehören, die seit Wochen im Zentrum des Geschehens standen.

Im Pandemiejahr 2020 sei die Verbandspräsidentin Isabelle Moret auch Präsidentin des Nationalrates gewesen. Es gehöre zu den Gepflogenheiten, dass sich die jeweiligen Ratspräsidenten voll auf die Aufgaben konzentrierten, welche das Amt mit sich bringen. Dies habe dazu geführt, dass sich Isabelle Moret weder als H+-Präsidentin noch als Mitglied der gesundheitspolitischen Kommission (SGK) 2020 öffentlich äusserte. Das gibt bezeichnenderweise nicht sie zur Antwort, sondern die PR-Abteilung des Spitalverbandes, obwohl die *Weltwoche* die Fragen nicht H+ stellte, sondern Moret.

Triage von Geimpften und Ungeimpften

Sie selber versteckt sich lieber hinter ihrem Spitalverband. Auch ist das Ratspräsidium inzwischen seit fast einem Jahr vorbei, man hat von der Waadtländer Freisinnigen zum Thema Corona trotzdem nicht viel mehr gehört als 2020. Liegt es vielleicht an ihrem Naturell? Die FDP-Politikerin drückt sich bei heiklen Themen gerne um klare Worte, wie zum Beispiel 2017, als sie Bundesrätin werden wollte und sich bei ihren Antworten auf Fragen zum Rahmenabkommen wand.

Oder erklärt sich ihr Schweigen dadurch, dass sie in den Waadtländer Regierungsrat will und sich mit unbedarften Äusserungen zur Corona-Politik keine Sympathien verschmerzen möchte? Die Spitalpolitik, das wäre ja eigentlich ihr Dossier. Sie könnte hier punkten, zum Beispiel mit einer plausiblen Erklärung, weshalb in den letzten zwei Jahren Intensivpflegeplätze abgebaut wurden. Oder ob die Spitäler wirklich auf dem letzten Zacken fahren, wie verkündet wurde.



Der Rest ist Schweigen:
FDP-Nationalrätin Moret.

Shutdown, Impfkampagne, Zertifikatspflicht; jede Massnahme, jede Einschränkung wurde stets mit Verweis auf das überlastete Spitalsystem und die begrenzte Zahl Intensivpflegeplätze gerechtfertigt. Vor wenigen Tagen erst forderte die Aargauer Nationalrätin Ruth Humbel

Die Spitalpolitik, das wäre eigentlich ihr Dossier. Sie könnte hier punkten.

(Mitte-Partei), die im Verwaltungsrat einer grossen Spitalgruppe sitzt, eine Triage von Patienten für den Fall, dass sich die Situation auf den Intensivstationen wieder zuspitzen sollte. Eine Triage zwischen Geimpften und Ungeimpften. Es könne nicht sein, dass Herzoperationen von geimpften Patienten verschoben werden, weil Ungeimpfte schwer an Corona erkranken und die Intensivbetten belegen, äusserte sie sich gegenüber CH Media.

Auch Morets welscher Partei- und Kommissionskollege Philippe Nantermod setzte sich im gleichen Zeitungsartikel mit der Aus-

sage in Szene, dass Ungeimpften kein Vorrang vor anderen dringenden Fällen eingeräumt werden dürfe. Dazu kommen ungezählte Auftritte von Gesundheitsminister Alain Berset, einzelnen kantonalen Gesundheitsdirektoren, der Task-Force sowie von Spitalärzten, die pausenlos vor einem Spitalkollaps warnen.

Deren Darstellung der Situation in den Spitälern steht aber in einem scharfen Kontrast zu den Zahlen, welche das Bundesamt für Statistik (BfS) vor einigen Tagen veröffentlichte. Zum ersten Mal seit zehn Jahren ging 2020 die Zahl der Spitalaufenthalte um 5,8 Prozent zurück. Die Spitäler waren also im vergangenen Jahr nicht überlastet, sondern unterbeschäftigt. Interessant ist aber vor allem, dass die Corona-Patienten, wegen denen das Gesundheitssystem angeblich zu kollabieren drohte, mit einem Anteil von 2,9 Prozent aller Spitalaufenthalte (insgesamt 36 244) einen verschwindend kleinen Teil ausmachten.

Administration wächst, Pflege schrumpft

Laut BfS mussten auch «nur» 4765 (13 Prozent) der Covid-19-Patienten intensivmedizinisch gepflegt werden. Das wirft nun doch ein paar Fragen auf zur ständigen Panikmache von Spitälern und Ärzten. Doch die höchste Spitalfunktionärin im Lande gebärdet sich weiterhin wie eine Stummfilm-Akteurin und reicht Fragen konsequent an die Kommunikationsabteilung ihres Verbandes weiter.

Die Auswirkungen seien nicht in jeder Region gleich gewesen, bekommt man von H+ zu hören. Und weiter: Auch wenn die 2,9 Prozent Corona-Spitalaufenthalte für die *Weltwoche* gering seien, dürfe man nicht vergessen, dass beispielsweise die Behandlung von Covid-Patienten auf Intensivstationen sehr ressourcenintensiv sei und dafür in vielen Institutionen Personal aus anderen Abteilungen abgezogen werden müsse.

Allerdings versteht man dann noch weniger, weshalb die Spitäler im letzten Jahr laut BfS besonders die Administration massiv aufstockten und nicht den Pflegebereich. Von Moret wird man auch dazu kaum eine Antwort erhalten.



Exklusiv für Weltwoche-Leser

Der interaktive Video-Adventskalender

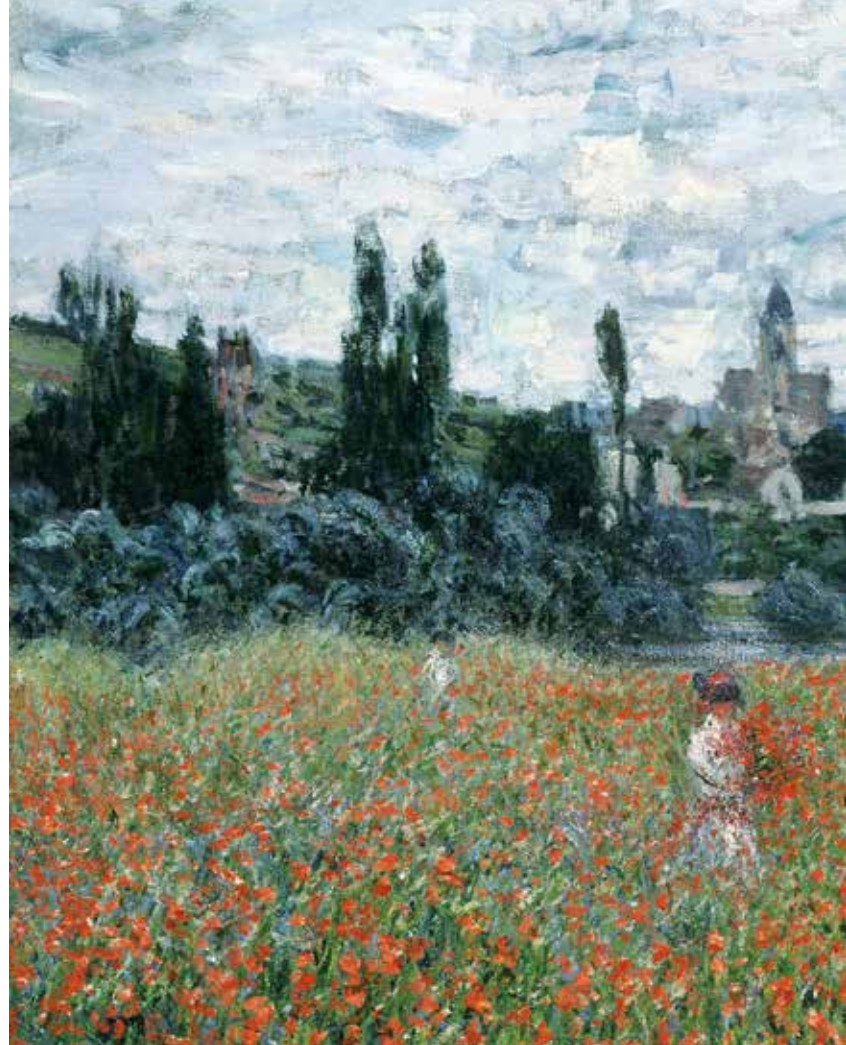
Mit 24 ewigen Weisheiten aus der Bibel – der unerschöpflichen Schatzkammer der Menschheit.
Ausgewählt und präsentiert von Gottfried Locher.

DIE WELTWOCH
Jeden Tag eine ewige Weisheit

Kalender bestellen:
adventskalender@weltwoche.ch

Zum digitalen
Adventskalender





Parfüm des Grossartigen: Paul Cézannes «Der Knabe mit der roten Weste» (1888/90), Claude Monets «Mohnblumenfeld bei Vétheuil» (um 1879)

Unwelkbare Blumen

Die Sammlung Emil Bührlle ist eine der fantastischsten und umstrittensten. Rundgang durch eine Ausstellung, die es ohne Krieg nie gegeben hätte.

Michael Bahnerth

Mit jeder Treppenstufe mehr und hoch in den zweiten Stock entschwindet man all dem, was gegenwärtig im Morast der Realität den Schlachtfeldern Sprache gibt; Raubkunst, Fluchtgut, Restitution, Provenienzforschung, Deutungshoheit, Schadensbegrenzung, Kompetenzgerangel. Im zweiten Stock nach rund achtzig Stufen liegen die elysischen Felder von Emil Georg «Kanonenkönig» Bührlle. Gut 170 Gemälde sind es, alles Bilder aus dem Königssaal der Malerei.

Man versinkt und badet in diesen expressionistischen, kubistischen und vor allem impressionistischen Landschaften, diesen Bil-

dern voller Wirklichkeit, Weltlosgelöstheit und Seele, und all diese gemalten Welten senken sich hinab dorthin, wo die eigenen oft ein verborgenes Dasein führen. Mag sein, dass man sich fühlt wie Emil Bührlle, als ihn 1913 bei der Einweihung des Impressionistensaals im dritten Stock der Berliner Nationalgalerie mit all den Werken von Cézanne, Degas, Monet, Pissarro, Renoir, Gauguin und so weiter eine Offenbarung durchströmte.

Patent für eine 20-mm-Kanone

Es muss eine tiefe Berührung seiner Seele gewesen sein, verursacht durch die Zartheit der Farben der Gemälde, ihrer verletzlichen und

auch trügerischen und einsamen Harmonie, ihrer Bildsprache, die mit seinem Inneren einen Austausch begann. Diesem empfindsamen Inneren, das in seltsamer Koexistenz stand zu seiner doch Skrupellosigkeit, die ihn auf den Schlachtfeldern der Welt mit seinen 20-mm-Kanonen so viel Geld verdienen liess, dass er mit seiner Sehnsucht nach gemalten Zartwelten auf ewig einen blühenden Frieden schliessen konnte.

Damals war er noch Deutscher, ein junger Mann aus Pforzheim, gerade fertig mit dem Studium der Kunstgeschichte, der Literatur und der Philosophie, beseelt vom Geistigen und angetrieben vom Ehrgeiz, aus dem Schatten eines kleinbürgerlichen Milieus zu treten und wenig-



Auguste Renoirs «Irène Cahen d'Anvers» (1880).

tens zur Geistesgrösse zu reifen. Dann kam der Erste Weltkrieg und mit ihm eine Verhärtung seiner Seele oder, wie er selbst schrieb: «Wie die dünne Haut eines Ästheten die für dieses harte Dasein notwendige Gerbung erfahren hatte». Er heiratete eine Berliner Bankierstochter, trat in die Magdeburger Werkzeugmaschinenfabrik ein, übernahm deren Schweizer Tochter «Werkzeugmaschinen Fabrik Oerlikon», die ein Patent für eine 20-mm-Kanone hatte. Er zog in die Schweiz, wurde Schweizer, kaufte mit dem Geld des Schwiegervaters die Werkzeugmaschinenfabrik, und 1929 verkaufte er erstmals 120 Kanonen nach China, das im Krieg mit Japan war, dem er ebenfalls Kanonen verkaufte. Nicht nur seine Haut war gegerbt, seine Seele auch.

Der Verkauf von Waffen ging einher mit dem Kauf von Kunst. Kriegsgewinne ermöglichten seine Sättigung durch Kunst. Es liegt nahe, darin einen simplen Ablasshandel auszumachen, bei dem das Hässliche mit dem Schönen gesühnt, das Blut durch Farbe ersetzt und die Hände danach in Unschuld gewaschen werden sollten. Der letzte Weltkrieg und danach einer in Korea liess seine Sammlung auf über 600 Gemälde anwachsen. Er war einer

der einflussreichsten Kunstsammler seiner Epoche geworden. Beliebt war er nicht, trotz Schenkungen da und dort, einsam schon.

Der Kunstmarkt damals im Dunstkreis des Zweiten Weltkrieges war so dynamisch wie seine Fronten. Da die Bilder, die die Nazis raubten und die sie verkauften, wenn Reichsmarschall Göring sie nicht in seiner Villa wollte. Da war Bührle, der mit dem Erlös, den er

Moral war etwas für nach dem Krieg, und Waffenhändler war ein ehrbarer Beruf.

durch die Waffenverkäufe an die Deutschen erzielte, Bilder kaufen konnte und der Kontakte hatte, weil er der Waffenbruder von vielen war. Dort die Bilder von jüdischen Grossbürgern, die rasch flüchten mussten, wenn sie weiterleben wollten und die ihre Gemälde in der Hektik der Panik weit unter Wert verkauften, um sich irgendeine Existenz im Irgendwo zu erkaufen. Bührle kaufte auch von ihnen. Das war die Zeit damals während des Krieges, das war die Normalität: Die Meister-

werke waren günstig und auf dem Markt, Moral etwas für nach dem Krieg, und Waffenhändler war ein ehrbarer Beruf.

Nukleus des Universums

Nach dem Krieg musste Bührle dreizehn Bilder zurückgeben an die ehemaligen Besitzer, neun davon kaufte er von ihnen gleich wieder zurück. Welche es sind, bleibt immer noch das Geheimnis der Bührles, und das ist Teil des Schattens, der über der Pracht der Sammlung liegt, die ist wie ein Nukleus des Universums der Malerei.

Ein seltsames Bild: Da sitzt Bührle im Salon seines Anwesens an der Zollikerstrasse, inmitten wie beliebig gehängter Gemälde, dieser Explosionen der Malerei, umgeben von Monets «Mohnblumenfeld», in Begleitung von Picassos «Italienerin». Cézannes «Knabe mit der roten Weste» sitzt nachdenklich bei ihm, da sind van Goghs «Seine-Brücken bei Asnières», «Zwei Freundinnen» Toulouse-Lautrecs amüsieren sich miteinander, «Die kleine Irène» Renoirs sitzt in stummer Empfindsamkeit in der Nähe, zwei Südseedamen Gauguins bringen eine «Opfergabe»;

Problemfall Staatskunstmuseum

Gegenwärtig werde ich oft gefragt, wie ich über die Auseinandersetzungen um die Sammlung Bührle im Zürcher Kunsthaus denke. Meine Antwort: Der Streit ist eine typische Folge einer moralistisch verseuchten Gesellschaft. Der Moralismus setzt eine Moral über das Recht. So entsteht Diktatur. Weder die wunderbaren Kunstwerke des Impressionismus noch die Künstler, die sie schufen, haben etwas mit Nazitum und Holocaust zu tun. Statt zu moralisieren, sollte man sich ans Recht halten.

Die Schweizer Rechtsordnung ist klar: Was unrechtmässig erworben wurde, muss zurückerstattet werden. Das gilt überall, ob für Goldschmuck, Autos oder Bilder. Unser Recht schützt also die Bestohlenen. Es schützt aber auch den gutgläubigen Käufer, wenn er Bilder in guten Treuen erstanden hat.

Was im Kunsthandel als «Fluchtgut» billig erstanden wurde, weil der Verkäufer fliehen musste, wird heute – über achtzig Jahre später – oft von einem ganzen Erwerbszweig internationaler Anwaltsbüros zurückerstritten. Wenn die Nachfahren von Vorbesitzern da sind, ermuntern sie diese, gegen die heutigen Besitzer vorzugehen. Wenn sie Glück haben, erhalten diese Erben ein Bild zu einem tiefen Preis. Sie können es aber nicht behalten, sondern müssen es möglichst teuer verkaufen. Warum? Weil sie schliesslich die teuren Anwälte bezahlen müssen. Aber dank solcher ziemlich profanen Rechtshändler gelten die Bilder plötzlich als reingewaschen. Noch krasser ist es, wenn gar keine Nachfahren mehr da sind.

Moralische Auffassung über dem Recht

Dem Industriellen Emil Bührle wird zudem vorgeworfen, dass er Waffen produziert habe – immerhin rechtmässig. Zweifellos kann man Waffen für verschiedene Zwecke gebrauchen, für gute und andere. Das ist mit allem im Leben so. Man mag das moralisch verwerflich finden. Ich finde es – nicht nur moralisch – verwerflicher, wenn man Privateigentum rechtlich dann nicht mehr schützt, wenn der Besitzer nach Meinung der Moralisten in seinem Leben unmoralisch gehandelt hat.

Die private Stiftung Bührle hat ihre Bilder dem Zürcher Kunsthaus für lange Zeit als Leihgabe geliehen. Sie wollte damit «Gutes» tun. Doch der Kunsthausbau wurde zur Hauptsache vom Staat finanziert. Jetzt redet natürlich auch der Staat mit. Und wer ist der Staat? Heute mehr und mehr Politiker, die zunehmend willkürlich ihre moralische Auffassung über das Recht setzen. Zunehmend

leider sogar Richter. Dabei ist die Verdreckung einer schönen Sammlung ein Mittel, um sich selber gut darzustellen.

Ich selber würde meine Bildersammlung und deren Präsentation nie dem Staat überlassen. Denn ich habe in ihn kein grenzenloses Vertrauen. Ich würde es auch darum nicht tun, weil man dann plötzlich den Staat und damit die Steuerzahler verpflichtet, für die Aufbewahrung meiner privaten Sammlung aufzukommen. Und: «Wer zahlt, befiehlt.» Der Volksmund sagt aus Erfahrung: «Wenn man dem Staat den kleinen Finger gibt, nimmt er die ganze Hand.»

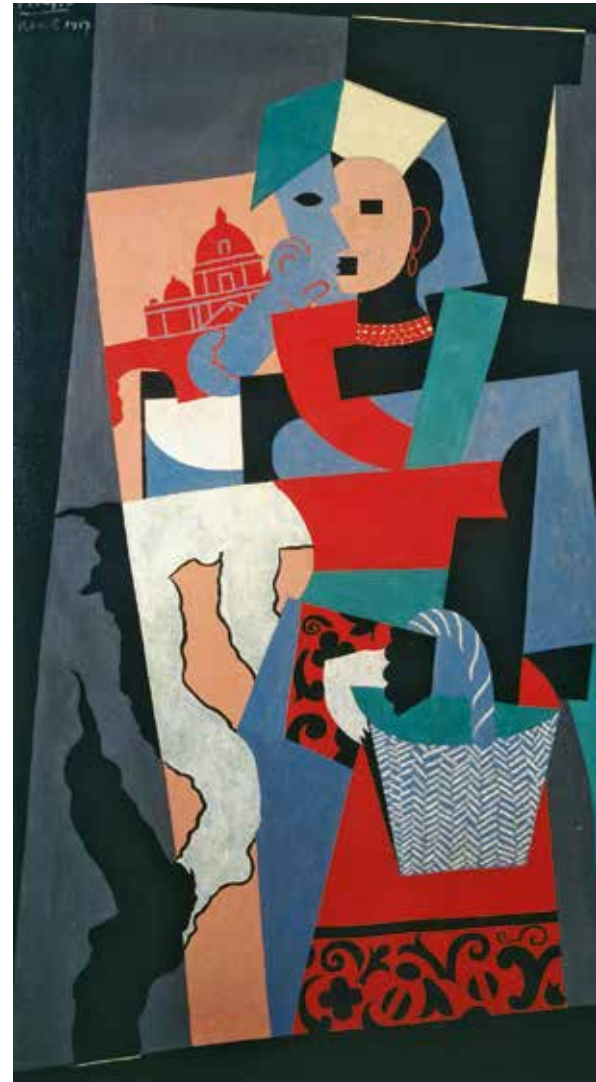
Geld und Prestige

Dies ist auch die bittere Erfahrung der Gottfried-Keller-Stiftung, welche die Eidgenossenschaft als Erbin des grossen Vermögens der kinderlosen Lydia Welte-Escher seit 1890 betreut. Die Stiftung hatte den Zweck, bedeutende Werke des In- und Auslandes für die Schweiz zu erwerben. Doch die Verantwortlichen des Bundes brachten es fertig, dass das Stiftungsvermögen im Laufe des 20. Jahrhunderts vollständig dahinschmolz – und manche Werke sind ganz einfach «unauffindbar».

Je länger, je mehr frage ich mich: Worum geht es überhaupt? Will man die Sammlung Bührle aus dem Zürcher Kunsthaus vertreiben? Doch selbst die schärfsten Kritiker wollen das anscheinend nicht. Im Grunde geht es bei allem moralistischen Geschwätz um etwas viel Einfacheres: Es geht um Geld und um Prestige.

Die verantwortlichen Politiker können sich mit ihrer plötzlichen Forderung nach erneuter «Aufarbeitung» als Gutmenschen darstellen. Die Anwälte erhoffen sich lukrative Mandate. Und die Historiker wollen sogenannte Forschungsaufträge und Sitzungsgelder in «Raubkunst-Kommissionen». Bereits fordert der «Experte» Thomas Buomberger für ein solches Gremium zwei bis drei Millionen Franken. Für zwei Geschichtswissenschaftler, die im Fall Bührle wieder lautstark reklamieren, hat sich seinerzeit schon die Tätigkeit in der Bergier-Kommission «Schweiz – Zweiter Weltkrieg» gelohnt: Jakob Tanner erhielt neben seiner Staatsbesoldung zusätzlich 311 531 Franken, Georg Kreis 323 233 Franken. Über die Qualität der Arbeit will ich gar nicht reden.

Allzu oft stehen hinter moralistisch vortragenen Forderungen viel simplere Gründe: Geld und Prestige. Leider ist dies nicht nur in der Kunst so.



er sitzt da in seiner künstlichen Welt, ein reicher, verschlossener Mann, ein scheinbarer Widerspruch, in Ungnade gefallen schon da und dort, ein Kriegsgewinnler, ein Beschuldigter, ein Trotztender auch und ein Unbelehrbarer. Und jenseits seines Salons feuern seine Kanonen, zerreißen Leiber, zerbomben Brücken und hinterlassen blutgetränkte Schlachtfelder. Nichts war leicht damals, auch nicht, ein Kanonenkönig zu sein.

All das verflüchtigt sich beim Eintauchen in die Gemälde, als ob es keine Zeit mehr gäbe, und wahrscheinlich ist es auch Bührle so ergangen; dass er beim Anblick seiner Bilder alles andere vergass, auch wer er geworden war vielleicht, und dass seine Liebe zur Malerei auch da und dort vom sinnlichen Erlebnis zum lukrativen Geschäft, zu Geld geworden war. Einst kaufte er vier Bilder in New York, der Historiker Thomas Buomberger erzählt diese Geschichte, und liess sie dort vier Jahre lang stehen, weil ihm die schweizerischen Zollabgaben zu hoch waren. Dann wurde der Einfuhrzoll um 40 Prozent gesenkt, und Bührle liess sich die Bilder zukommen. Er hatte 5000 Dollar gespart, welch ein Witz für



Berührung der Seele: Pablo Picassos «Die Italienerin» (1917), Henri de Toulouse-Lautrecs «Zwei Freundinnen» (1895), Georges Braques «Violinspieler» (1912), Vincent van Goghs «Sämann» (1888).

den damals reichsten Schweizer und welch eine Tragödie für einen, der gerne ein grosser Geist geworden wäre.

Eintauchen, versinken, vergessen

Das Betreten des ersten Raumes der Sammlung ist eine Grossoffensive des Ästhetischen. Allein vier Cézannes hängen dort und versprühen ein Parfüm des Grossartigen. Ich mag nicht sagen, welche es sind. Man muss selbst hingehen und eintauchen und versinken und vergessen, um etwas zu finden, das immer noch von dieser Welt ist, sich aber nicht mehr so anfühlt. Man muss auch hingehen, weil man nie weiss, wie die inzwischen unappetitlichen Scharmützel auf dem Schlachtfeld der Sammlung zwischen den Besitzern und dem von den vorauseilenden und empörten Aufschreien in den Feuilletons der Welt paralyzierten Zürich ausgehen wird. Ob die Stiftung Bührle aus Wut und Enttäuschung und gekränktem Stolz das Handtuch wirft und ob Zürich korrekter sein will als die grasierende Korrektheit allerorten. Ob die von der Stiftung vorgelegten Dokumente über die Provenienz der Gemälde genügt oder ob ein

unabhängiges Gremium Einblick in die von den Bührles zurückgehaltenen Dokumente erhalten soll, damit in der Sammlung als *big picture* jeder noch so kleine Strich einer Idee von Braun ausgemerzt werden kann.

Man läuft durch diesen ersten Raum, beschwingt und leicht wie ein Morgen in der Provence, an dem die Sonne ihr kostbarstes Licht verschenkt und der Wind die Lavendelfelder streichelt, läuft auf dem Holzboden und hört das Klack-klack-klack seiner Schritte, und es sind die einzigen Schüsse, die man

Der Weg durch die Sammlung ist eine Reise der Intensität voller Stationen stummer Ekstase.

so lange wahrnimmt, bis man wieder stehen bleibt und die Welt gegen Welten tauscht. Der Weg durch die Sammlung ist eine Reise der Intensität voller Stationen stummer Ekstase, voller prachtvoller Inseln in einem Meer der Sanftmut.

Da sind viel mehr Gemälde, als der eigene Kopf an Bildern aufnehmen kann. Es ist rat-

sam, zwischenzeitlich die Sammlung zu verlassen, aus dem Fenster zu blicken auf und in den Nebel dieser Tage, und dann zurückzukehren in diese Welten, die sind, wie die Welt nie sein wird; im Einklang mit allem, mit ihrer Schönheit und ihrer Hässlichkeit.

Dann läuft man die Treppen wieder hinunter, Schritt für Schritt, noch immer wie weggetragen, kommt in den ersten Stock, dort ist die Sammlung Merzbacher untergebracht, fast ein wenig wie erdrückt vom Gewicht jener über ihr. Eine Sammlung ohne Schatten ist es, zusammengetragen von einem Pelzhändler, der als Bube von seinen Eltern zur Rettung vor den Gräueln des Krieges in die Schweiz geschickt wurde. Seine Eltern kamen im Konzentrationslager Majdanek ums Leben. Und spätestens dann, wenn man die Treppe weiter hinuntersteigt ins Foyer, seinen Mantel nimmt und nach draussen tritt, sind sie zurück, die unauslöschlichen Bilder der Schlachtfelder der Welt.

Die Sammlung Bührle ist seit dem 9. Oktober 2021 im zweiten Stock des Erweiterungsbaus im Kunsthaus Zürich ausgestellt.

Die Sache mit dem Lebensmut

Ich vermisse ihn gerade, den Optimismus. Einen für mich, einen für die Welt.



Unsere Welt, dieser Speckgürtel des Seins.

Von all den Eigenschaften, die dem Menschen helfen, sich selbst durch die Zeit und sein Leben zu bringen, scheint die Fähigkeit zum Optimismus eine der wesentlichsten zu sein. Ohne die Haltung, dass alles am Ende gut werden wird, hätten unsere Vorfahren vor gut drei Millionen Jahren wohl nie die Sicherheit in den Baumkronen verlassen und begonnen, Erde unter die Füße zu nehmen.

An einem Tag im Irgendwann des zu Ende gehenden Pliozän kletterten ein paar vielleicht naiv-optimistische Frühmenschen von den Bäumen, dann immer mehr, schliesslich alle. Sie lernten den aufrechten Gang und bezahlten lange einen Preis für ihren Optimismus. Da waren zwar wunderbare Beeren und Wurzeln und hin und wieder ein sättigendes Stück Aas, aber da waren auch furchteinflössende Tiere, gegen die der schwächliche Mensch chancenlos war. Den Boden, der ihm seine neue Welt war, musste er lange tränken mit seinem Blut, umso erstaunlicher scheint in dieser Zeit des grossen Gefressenwerdens sein fast schon unerschütterlicher Optimismus. Anders ist dieses blinde Zutrauen bei dem, was der grösste Schritt des Menschen werden sollte, nicht zu erklären.

Nie und nirgends schien der Optimismus den Menschen in den folgenden Jahr-millionen zu verlassen, stets war er stärker als ein in Anbetracht der Mühsal und der häufigen Vergeblichkeit des Lebens durchaus ver-

ständlicher Pessimismus. Womöglich schien dieser Lebensmut dann und wann so fern wie eine Karawane am Horizont, so trügerisch wie eine Fata Morgana, und die Pessimisten hatten für ein paar Minuten in der Weltgeschichte die Oberhand, aber dann marschierte er wieder weiter, der Mensch, getrieben von Neugier und Hoffnung, dass hinter dem Horizont eine Erde ist, die ihm nicht so viel Blut abverlangt. Er lief, ritt, segelte, flog ins Ungewisse und glaubte trotzdem an den guten Ausgang seiner Reise.

Ich frage mich gerade, wann ich das letzte Mal durchdrungen war von Optimismus, einem, der so stark war, dass er allem trotzen konnte, sogar der Wirklichkeit und der Vergänglichkeit. Ich frage mich, wann in unseren Tagen der Optimismus begann, sein Feuer zu verlieren, sein Drängen und er von einer Selbstverständlichkeit auf eine Erinnerung schrumpfte und verkümmerte auch. Als er begann, nur noch Hoffnung zu sein.

Ich vermisse ihn gerade, den Optimismus, einen für mich und einen für die Welt. Keinen blinden, keinen naiven, sondern einen mit Trauerflor, wie Ernst Bloch das nannte. Sehne mich nach diesem Albert-Schweitzer-Optimismus, dieser inzwischen fast schon rührseligen Zuversicht, dass der Sinn und Zweck des Weltverlaufs nicht nur das Herstellen von Waren und Gütern ist, um den Hunger des Menschen zu stillen, sondern auch eine geistig-sinnvolle Komponente in sich trägt.

Womöglich komme ich in ein Alter, in dem die Fähigkeit zum Optimismus langsam an Lebenskraft verliert und ich deshalb in ein pessimistisches Grundgefühl der Welt gegenüber hinabsacke, dem der Geruch eines Verrates an all jenen anhaftet, die vor uns all den Stürmen der Zeit trotzten und bereit waren, die Dinge in die Hand zu nehmen und nicht nur davon zu sprechen, wie man sie in die Hand nehmen müsste oder könnte.

Ich frage mich, ob die Menschheit auch in jenem Lebensstadium ist, in dem ich mich befinde, auf der *bad side of the fifties*, das gekennzeichnet ist vom Beginn des Verlustes von Kraft, Zuversicht und der Annäherung an die Vergänglichkeit, oder ob ich bloss meines auf die Welt projiziere. Das könnte sein, weil ein Mensch zwar das Genom alles Menschlichen und aller Zeiten in sich trägt, aber doch nur seine unmittelbare Zeit erfahren kann.

Dennoch werde ich das Gefühl nicht los, dass das Artensterben auch die lange den Zeiten trotzen und sie überwindenden Optimisten erreicht hat und die Welt, unsere Welt zumindest, dieser Speckgürtel des Seins, immer mehr zu einem alles umfassenden Altenheim wird, in dem die Insassen vor sich hin dämmern, nichts mehr in die Hände nehmen, sondern nur noch mit der Schulter zucken können und die Augen schliessen und sich erinnern, wie das war, als der Optimismus noch in den Blutbahnen der Existenz rauschte und pochte.



DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website. Ab 1. Dezember.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

«Arena»-Brotz entgleist

Das gab es noch nie im Zwangsgebühren-Fernsehen. Zur Weltpremiere kam es am Freitag in der Abstimmungs-«Arena» zum Covid-Gesetz: Zuchtmeister Sandro Brotz massregelte seinen Gast Stephan Rietiker, Präsident des Nein-Komitees «Gesund und frei».

Nachdem sich der gestandene Arzt und Unternehmer erlaubt hatte, den SRF-Faktenchecker zu kritisieren, drehte Brotz durch: «Ich erteile Ihnen hiermit eine Verwarnung!»

Wenn dieser von der Wirklichkeit oft unberührte Moderator bellt und berserkert, tönt seine Stimme wie ein Darmverschluss. Was fällt diesem Mann eigentlich ein, im Staatsfernsehen einen von



Künstliche Intelligenz? Sandro Brotz.

ihm eingeladenen Gast so schäbig zu behandeln?

Brotz sorgt regelmässig für Schnappatmungen bei den Zuschauern. Er erscheint immer arroganter, tritt auf wie Muttis Klügster. Und massregelt Leute, wenn sie nicht seine (linke) Meinung teilen.

Am liebsten redet der Gesprächsleiter über die Mäuschen statt über die Elefanten in der Küche. Wann endlich wird bei den «Arena»-Interviews künstliche Intelligenz eingesetzt?

Brotz ist es, der am Freitag eine Verwarnung verdient hätte. Nicht sein Gast Stephan Rietiker.

Doch der TV-Mann hat nichts zu befürchten. «Arena»-Leitung und SRF-Chefredaktor sind so schwach wie das Netz einer *Patu digna*.

Seit einem halben Jahrhundert beobachte ich den Schweizer Staatssender. Als Brotz vor zweieinhalb Jahren die «Arena» geschenkt bekam, schrieb ich an anderer Stelle, dass er das könne.

Es war die grösste Fehleinschätzung in meiner journalistischen Laufbahn.

René Hildbrand

PERSONENKONTROLLE

Berset, Gujer, Nussbaumer, Boos, Lukaschenko, Castex, Khan, Bibi



Schicksalhaft: First-Lady Bushra Bibi.



Krieg ohne Feldherr: Bundesrat Berset.

Alain Berset, Corona-General, erfuhr vor einigen Tagen eine Herabstufung durch die NZZ. Das Blatt hatte den SP-Bundesrat und Gesundheitsminister im ersten Pandemie-Jahr noch mit dem Oberbefehlshaber über die Streitkräfte im Zweiten Weltkrieg verglichen. Ihn umwehe bei der Bewältigung der Corona-Krise «ein Hauch von General Guisan», hatte die Zeitung geschwärmt. Ein paar Monate später nahm nun NZZ-Chefredaktor **Eric Gujer** eine scharfe Korrektur an der Heldensaga Berset vor. Vergangenen Samstag schloss er sein Editorial über den Zickzackkurs des Bundesrats bei der Bewältigung der Corona-Krise nämlich mit den Sätzen: «Vielleicht zeigt die Pandemie aber auch nur auf, wie durchschnittlich das regierende politische Personal ist. Dass dieser Krieg ohne Feldherr ausgefochten wird, der in Erinnerung bleibt, ist jedenfalls ein rares historisches Phänomen.» Hoppla. (*hmo*)

Eric Nussbaumer, EU-Turbo, kann es nicht lassen. Der sozialdemokratische Baselbieter Nationalrat gehörte im September zu jenen Kreisen im Nationalrat, welche die 1,3 Milliarden Franken Kohäsionsgelder für die östlichen EU-Mitgliedstaaten sofort freigeben wollten. Diese waren auf Eis gelegt worden, weil die EU diskriminierende Massnahmen gegenüber der Schweiz erlassen hatte. Das Parlament stimmte im September 2021 jedoch einer Freigabe zu, in der Hoffnung, Brüssel lasse die Schweiz am Forschungsprogramm «Horizon 2020» wieder teilnehmen. Die EU bewegte sich aber keinen Zentimeter. Das war auch für Nussbaumer eine bittere Erfahrung, aus der er aber offenbar nicht viel gelernt hat. Denn der SP-Politiker stellte vergangenen Montag in der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrates (APK-NR) den Antrag, die Kohäsionszahlung

auf 2 Milliarden Franken zu erhöhen, um in Brüssel für guten Wind zu sorgen – und kam damit auch noch durch. (*hmo*)

Susan Boos, Klassenbeste, Ex-Redaktorin der *Wochenzeitung* (*Woz*) und Präsidentin des Schweizer Presserats, ist Lob gewohnt. Ihr Blatt wird regelmässig von Medienforschern als Hüter des Qualitätsjournalismus gepriesen – neben der *Neuen Zürcher Zeitung*, versteht sich. Dabei halten die Schreiber des linken Organs wenig von ihren Kollegen. Die NZZ erlaubte sich, die Situation der Migranten und die Machenschaften des belarussischen Machthabers **Alexander Lukaschenko** in Osteuropa kritisch zu beleuchten und in einen Zusammenhang zu stellen. Für die *Woz* beweist das, «wie weit sich der Diskurs über Geflüchtete ins Faschistische verschoben hat». Was lernen wir Unbeteiligte daraus? Auch die vermeintlichen Klassenbesten sind vor Blödsinn nicht gefeit. (*odm*)

Jean Castex, Präsidialangestellter, hat Ärger im Paradies. Abgeordnete des französischen Karibik-Départements Guadeloupe bitten den Premier in Paris um Hilfe, da ihre Insel von Unruhen, Plünderungen, Brandstiftungen und einem Generalstreik erschüttert wird. Grund: eine Impfpflicht für Feuerwehrleute und Pfleger. Castex reagierte *tout de suite*. Er versprach «Entschlossenheit». (*ky*)

Imran Khan, Ex-Playboy, geniesst spirituellen Beistand. Pakistans Premierminister vertraut zu sehends den Visionen der Sufi-Seherin **Bushra Bibi**. Sie hatte – korrekt – vorhergesagt, dass Khan nur Regierungschef werde, wenn er sie heirate. Seitdem bestimmt die dritte Mrs Khan – ein Charakter wie aus «Game of Thrones» – das Schicksal der Atommacht Pakistan. (*ky*)

Liebe Schweiz

Unser Umgang mit dem Coronavirus spaltet Freundschaften, Familien, die Gesellschaft.

In der schwersten Krise seit dem zweiten Weltkrieg riskieren wir heute zu verlieren, was die Schweiz seit ihrer Gründung stark gemacht hat:

Unseren Zusammenhalt über Gräben hinweg, unseren Zusammenhalt in schwierigen Momenten, unsere demokratische Kultur.

Liebe Schweiz

Genug der Anfeindungen, Drohungen, Gewalt!

Lasst uns über alle Gräben hinweg wieder aufeinander zugehen.

Lasst uns für Anstand, Respekt und Dialog einstehen.

Lasst uns unsere immerwährende Gesprächskultur und Meinungsvielfalt verteidigen.

Lasst uns wieder konstruktiv statt aggressiv streiten.

Lasst uns diese Krise gemeinsam bewältigen.



Liebe Schweiz

Bitte unterzeichnen Sie unseren Appell unter www.liebe-schweiz.ch und setzen Sie sich mit uns ein für den Zusammenhalt in der Schweiz.

Dies ist ein Appell der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft SGG. Die SGG sieht sich seit 1810 in der Pflicht, bei schwerwiegenden Ereignissen und Notständen an die Solidarität der Bevölkerung zu appellieren und sich für den Zusammenhalt des Landes einzusetzen – gerade auch als Verwalterin des Rütli.

Der SGG-Vorstand: Nicola Forster, Heidi Gstöhl, Elisabeth Baume-Schneider, Nikki Böhler, Rolf Hänni, Martin Hofer, Franz Hofer, Cornelia Hürzeler, Jürg Kallay, Deborah Küttemann.



Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft
Société suisse d'utilité publique
Società svizzera di utilità pubblica
Societad svizra d'utilitad publica
Swiss Society for the Common Good

liebe-schweiz.ch

MÖRGELI

Beim Bluffen ertappt

Gegen ihn war der frühere «Schatten-aussenminister» Ernst Mühleman bloss der Schatten eines Schattens. Wo immer es auf dem Globus brennt, brodeln und ballert, ist er nicht weit: FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann. Ohne den «Hampi» geht weltweit gar nichts. Dank Twitter dürfen wir alle am aufregenden Reiseleben des Aussenpolitikers teilnehmen: «Die Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU zu entwickeln, ist eine anhaltende und herausfordernde Aufgabe, die mich immer wieder in die belgische Hauptstadt bringt.»

Im letzten «Sonntalk» von Tele Züri behauptete Portmann: «Ich bin in der Offizierschule noch ausgebildet worden, wie wir mit dem P-26-Kommando hätten zusammenarbeiten müssen.» In Wahrheit war die Kaderorganisation P-26 zur Aufrechterhaltung des schweizerischen Widerstands so geheim, dass mit Ausnahme des Generalstabschefs kein einziger Miliz- oder Berufsoffizier davon wusste. Der damals 21-jährige Offiziersaspirant Portmann hatte von der P-26 genau so viel Ahnung wie ein westafrikanisches Zwergschaf vom Multiplizieren.

Ganz und gar ins Märchenland gehört auch Portmanns Aussage, er habe die «Zusammenarbeit» mit der P-26 geübt. Eine solche konnte überhaupt nicht stattfinden, weil die nicht kombattante Kaderorganisation erst nach dem Zusammenbruch der kombattanten Schweizer Armee zum Einsatz gekommen wäre. Bei Aktivierung der Widerstandsorganisation P-26 durch den Bundesrat hätte in ihrem Einsatzbereich überhaupt keine kämpfende Truppe mehr existiert.

Warum um Himmels willen lässt sich der Politiker Hans-Peter Portmann schon beim oberflächlichsten Faktencheck als Bluffer und Dummschwätzer enttarnen? Warum plagt ihn die Selbstgefälligkeit selbst bei Abwesenheit aller Gründe? Welcher Teufel reitet ihn, wenn er sich aus Geltungssucht mit leicht widerlegbaren Falschaussagen wichtig macht? Warum lässt er keine Möglichkeit aus, sich mit frei erfundenen Räuber-geschichten in Szene zu setzen? Manche Menschen sind nun einmal so eitel, sie sehen sogar noch im Brett vor ihrem Kopf einen Spiegel.

Christoph Mörgeli

Ohne Stress zu Geld

Stress und Co. spielten an den Impf-Konzerten ein paar Lieder. Dafür kassierten die Künstler über 600 000 Franken.

Marcel Odermatt

Es war ein kurzes Konzert. Abwechslungsweise traten Stress, Stefanie Heinzmann, Dabu Bucher, Sophie Hunger, Kunz und Danitsa am 8. November vor einigen hundert Fans in Thun auf die Bühne. Es war eines von fünf staatlich gesponserten Konzerten im Rahmen der nationalen Impfwoche.

Um 19.30 Uhr startete die «Back on Tour»-Show beim Hafentempel. Eine Stunde später verabschiedeten sich die Künstler ohne Zugabe bereits wieder von den Zuhörern. Jeder Interpret gab nur zwei, drei Songs zum Besten.

Für diesen minimalen Aufwand machten Stress und Co. richtig Kasse. 614 250 Franken bekamen die Musiker – mit der Band waren es elf Personen – für ihre Darbietungen, wie der *Blick* publik machte. Abgegolten wurden damit «Proben, Auftritte, Aufwandsentschädigung, Testimonialfee, Managementfee».

Der Beitrag sei auf alle gleich verteilt worden, erklärt der Bund. Somit garnierte jeder Künstler 56 000 Franken Steuergelder. Das sind nur 10 000 Franken weniger als der durchschnittliche Schweizer Jahreslohn. Nur mussten die Künstler für diesen Betrag nicht fast ein Jahr lang arbeiten wie ein normaler Schweizer, sondern einzig an fünf Abenden je drei Songs vor ein paar hundert Zuschauern singen.

Polo Hofer war kritischer

Für einmal können sich Stress und Co. wie richtige internationale Stars fühlen. Mit solchen Gagen müssen sie keine internationalen Vergleiche mehr fürchten. Man mag den Musikern die Moneten gönnen.

Was aber nachdenklich macht, ist die Veredelung von Kultur und Staat. Wenn diese Musikanten für wenig Arbeit so fürstlich entlohnt werden, ist es logisch, dass von ihrer Seite nie mehr etwas Aufmüpfiges oder gar Kritisches zum Staat zu vernehmen sein wird. Vorbei die Zeiten, als es für die Musikszene zum Selbstverständnis gehörte, die offizielle Politik künstlerisch zu hinterfragen.

Nehmen wir Polo Hofer: Der Berner sang nicht nur von «Alperose» und «Giggerig»,

Thun

sondern positionierte sich 1993 mit anderen Künstlern wie Patent Ochsner, Züri West oder Sens Unik hochpolitisch gegen den Kauf des Kampffjets F/A-18. Der Song der Stunde hiess «Defilee».

27 Millionen Franken

Die Angehörigen der heutigen Generation gebärden sich, als seien sie Angestellte von Kultur- und Gesundheitsminister Alain Berset. Sie lieben es, auf Tuchfühlung mit der Polit-Prominenz zu sein. Umgekehrt ist auch auf den Staat Verlass. Er zeigt sich äusserst spendabel, wenn die Künstler nach seiner Pfeife tanzen.

So spielt es auch keine Rolle mehr, ob die Aktion ein Erfolg ist oder nicht. Die Impfwoche entpuppte sich als Flop. Trotz eines Budgets von insgesamt 27 Millionen Franken registrierte das Bundesamt für Gesundheit nur gut 35 000 Erstimpfungen. Den Künstlern kann das egal sein. Sie haben einen Reibach gemacht.

liebe ist...



... zusammen Schokokuchen zu backen.

Unser Schallenberg löst eine Lawine aus

Österreich führt die Impfpflicht ein. Söder begeistert. Kretschmann auch.



Der neue österreichische Kanzler Alexander Schallenberg ist ein halber Schweizer. Viele trauten ihm nicht viel zu. Sie scheinen sich geirrt zu haben. Der Diplomat wandert inzwischen auf den Spuren von Dracron – auf den Spuren von Mario Draghi und Emmanuel Macron.

Doktor Schallenberg versetzt Österreich zusammen mit dem roten Wiener Bürgermeister parteiübergreifend für zwanzig Tage in ein künstliches Koma. Damit die Fallzahlen zurückgehen und Skiferien über Weihnachten und Neujahr wieder möglich werden. Und ab Ende Februar 2022 soll in Österreich die Impfpflicht gelten. Die Wirtschaft und die Mehrheit der Bevölkerung stehen hinter Schallenberg.

In der Millionenmetropole Rio de Janeiro konnte der letzte Corona-Patient das Spital verlassen. Angesichts von 600 000 Toten haben sich die Menschen in Brasilien gegen Jair Bolsonaro und für das Impfen entschieden. Abstimmung mit der Spritze im Oberarm, Resultat: 95 Prozent gegen Bolsonaro. Was fällt seinen Bewunderern in der Schweiz dazu ein? Bitte melden.

In Deutschland, in Österreich und in der Schweiz sind die Impfquoten viel zu tief. Mit ein Grund dafür: Von Beginn der Pandemie an wiederholten die Politikerinnen und Politiker – quer durch den politischen Gemüsegarten –, es werde nie und nimmer eine Impfpflicht geben. Auch in der Schweiz. Ein Eigenton der Extraklasse.

Der grosse Zampano Markus Söder wurde in den letzten Wochen grau und grauer. Weil die Fallzahlen überall dort explodieren, wo in Bayern bisher die CSU sackstark war. Und jetzt will Söder, dass wir alle über eine Impfpflicht nach-

denken. Der CDU-Ministerpräsident von Schleswig-Holstein, Daniel Günther, gibt dem Bayern Flankenschutz. Logo: Die Mehrheit der Deutschen will eine Impfpflicht. Die Geimpften – und somit die grosse Mehrheit der Bevölkerung – haben wegen der Nichtgeimpften die Nase gestrichen voll.

Die CDU ist ab dem 6. Dezember 2021 in der Opposition. Sie braucht mehrheitsfähige Themen wie die Impfpflicht. Begriffen hat diese Ge-

Was passiert in der Schweiz, dem Land mit den überlangen Zündschnüren?

fahr von rechts der grüne Ministerpräsident Winfried Kretschmann von Baden-Württemberg. Er ist neu auch für die Impfpflicht. Und jetzt wankt unter dem Druck von Karl Lauterbach sogar die SPD-Fraktion. Lernprozesse in Echtzeit.

Die Dominotheorie hat in Asien versagt. In Europa funktioniert sie, wie Schallenberg beweist. Innerhalb von vier Tagen ist die Stimmung flächendeckend gekippt. Zuerst bei der Bevölkerung, kurz darauf in der Welt der Politik.

Was passiert in der Schweiz, dem Land mit den überlangen Zündschnüren? Ein kleiner Rückblick kann nicht schaden. Ein Teil der Medien fuhr schweres Geschütz gegen die für die Impfstoffbeschaffung zuständige Vize-Direktorin des BAG auf. Alain Berset habe es verpasst, auf das Angebot von Lonza-Chef Albert M. Baehny einzusteigen. Und deshalb stehe die Schweiz ohne genügend Impfstoffe da.

Die doppelte Wahrheit: Die Schweiz hat die weltweit besten Impfstoffe bestellt und erhalten. In den Tiefkühlzellen der Armee lagern deshalb genügend Ampullen, damit wir alle Geimpften boostern können. Und alle bisher Ungeimpften zweimal impfen könnten.

Vorab der *Tages-Anzeiger* und die *Weltwoche* gingen dem inzwischen gefeuerten Spindoktor des Dr. Baehny auf den Leim. Und stehen nach dem Bericht der Geschäftsprüfungskommission des Nationalrats da wie begossene Pudel. Mein Jahrgänger Albert M. Baehny selbst ist seit Wochen in der Versenkung verschwunden. Die Grossaktionäre von Lonza werden den Geberit-Wichtigtuier nächstens aus dem Verkehr ziehen.

Genau so und nicht anders funktioniert die Schweiz. Zuerst viel künstliche Aufregung. Und kurz darauf legt sich der Mantel des Verdrängens über politische und publizistische Fehlleistungen. Alle sollen ihr Gesicht wahren können. Es darf keine Gewinnerin und keine Verlierer geben. Zum Fremdschämen.

Irgendwie beschleicht mich der Verdacht, dass spätestens in drei Jahren alle behaupten werden, sie seien eigentlich schon immer für ein Impf-Obligatorium gewesen. Irgendwie. Obwohl die alte und zunehmend verwirrte Tante NZZ am letzten Samstag noch titelte: «Der Lockdown in Österreich ist eine Bankrotterklärung und Ausdruck völliger Ratlosigkeit.» Als Kinder galt für uns: «Sälber säge, sälber sii.» Die Übersetzung: Selber sagen, selber sein.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Aus Politik macht er ein Abenteuer

Wollen die Franzosen alles auf den Kopf stellen?

Macron-Herausforderer Eric Zemmour hat das Zeug, die Grande Nation neu zu ordnen.

Geoffroy Lejeune

Als ich mit Eric Zemmour zum ersten Mal über seine Kandidatur für die Präsidentschaft sprach, lachte er mich aus. Er sagte, ich sei verrückt, das könne nicht mein Ernst sein, es wäre nichts als Zeitverschwendung, mich länger mit dieser Hypothese zu beschäftigen, darüber zu reden sei ihm peinlich, in der Politik habe er nichts verloren, er wolle Bücher schreiben, sich für seine Ideen einsetzen, aber nie, nie sich in am Wahlkampf beteiligen.

Das war 2015, ich war ein junger Politikjournalist bei der Zeitschrift *Valeurs actuelles*. Der französischen Presse hatte ich entnommen, dass zwei seiner Freunde, der ehemalige souveränistische Politiker Philippe de Villiers und Patrick Buisson, ein ehemaliger Berater von Nicolas Sarkozy, ihn zum Essen eingeladen hatten, um über eine Kandidatur zu reden. Ich hatte diese Spur verfolgt, mehr Informationen beschafft, aber nichts Ernsthaftes zutage fördern können. Man hatte diese Idee als Versuchsballon steigen lassen, und sie hatte zu nichts geführt. Eric Zemmour hatte keinerlei Lust, seinen Status als berühmter Leitartikler aufzugeben, auf seine Foren im Fernsehen und in den Zeitungen zu verzichten, seine Leser gegen Wähler einzutauschen.

Er musste Klassenbester werden

Das konnte ich im Grunde verstehen. Dank Arbeit und Mut hatte er im Lauf von zwei, drei Jahrzehnten den Aufstieg von einem unbedeutenden Politologiestudenten aus der Banlieue zum einflussreichsten Journalisten Frankreichs geschafft. Eric Zemmour wurde Ende der fünfziger Jahre in Montreuil geboren und wuchs in Drancy in einer aus Algerien stammenden, jüdischen Familie auf, die von Frankreich begeistert war. Er musste sich in der Schule anstrengen und Klassenbester werden, wenn er es in die oberen Schichten der Gesellschaft schaffen wollte. Der kleine Eric warf sich ins Zeug und machte unter dem wachsamen Auge seiner Mutter seine Schulaufgaben am Küchentisch. Nach Abschluss des Politologiestudiums versuchte er, an die Ecole nationale d'administration zu kom-

Paris

men, was misslang, worauf er in die Werbung und dann in den Journalismus ging.

Er schrieb Artikel und Bücher, fiel auf, lernte allerlei Politiker kennen und wurde zum Vertrauten verschiedener bedeutender Persönlichkeiten. Wenig bekannt ist, dass er regelmässig mit François Hollande frühstückte: Während die beiden *pains au chocolat* vertilgten, ordneten sie die Welt und die Linke neu. Er verkehrte mit Jean-Luc Mélenchon, der, bevor er zum Leader der extremen Linken und zu Zemmours Intimfeind wurde, mit diesem gern heftig über Frankreichs Geschichte diskutierte. Er verstand sich gut mit Vertretern der Linken, aber auch der Rechten. So verfolgte er die Kampagnen und dinierte mit Jean-Marie Le Pen, als dieser von anderen Journalisten verteufelt wurde. Er recherchierte lange über Jacques Chirac, über den er zwei Bücher schrieb. Er freundete sich mit Philippe Séguin und Charles Pasqua an, zwei wichtigen Figuren der Rechten der neunziger Jahre.

Mit der Zeit kam man an ihm nicht mehr vorbei. 2005 wurde er Starmoderator der Diskussionssendung «On n'est pas couché» auf France 2. Das bedeutete, dass er jede Woche über Künstler, Sänger, Schriftsteller sprach und mit Politikern Streitgespräche führte. Dabei sprengte er den Bildschirm. Die Sendung, die spät am Samstagabend lief, wurde zu einem Muss. Das Publikum tobte. Zemmours Einfluss wuchs, blitzschnell wurde er bekannt. Er ist sehr redigewandt, in Streitgesprächen kommt niemand

Wer gegen ihn antritt, bereitet sich darauf vor wie einst Boxer vor einem Kampf mit Muhammad Ali.

gegen ihn an. Wer im Fernsehen gegen ihn antreten muss, bereitet sich darauf vor wie einst Boxer vor einem Kampf gegen Muhammad Ali. Doch er steht vor allem deswegen im Rampenlicht, weil er zur grossen Sendezeit etwas anderes zu sagen hat. Er setzt sich ein für die Assimilation, kämpft gegen die Immigration, will nichts wissen von progressiven Spinnereien und zeigt die Widersprüche der Ideologien auf, die

im 21. Jahrhundert entstehen. Eric Zemmour ist zu der öffentlichen Figur geworden, die heute französischer Staatspräsident werden könnte.

Ich kann mittlerweile gut verstehen, warum er 2015 nichts von meinem Vorschlag wissen wollte, in die Politik zu gehen. Er hat seinen Erfolg geduldig aufgebaut. Von seinem neusten Buch, «Le suicide français», sind 500 000 Exemplare verkauft worden, er kommt im Radio, im Fernsehen und schreibt für die grosse konservative Zeitung *Le Figaro*. Als guter Schüler Gramscis glaubt er, dass einem politischen Sieg ein kultureller Sieg vorausgehen muss, dass man nichts erreichen kann, ohne zuvor den Geist der Menschen überzeugt zu haben. Dafür gibt es keine bessere Position als im Radio und im TV, von wo aus er Millionen Franzosen erreichen kann.

Die Verwandlung

Aber ich bin nun mal hartnäckig, und ich bin überzeugt, dass er durch seine ideologische Position zwischen der Rechten und dem Front national die beiden Wählerschaften miteinander versöhnen könnte, dank deren Uneinigkeit die Linke seit zwanzig Jahren immer gewinnt. Ausserdem sehe ich, dass in vielen westlichen Demokratien politische Aussenseiter bei den Wählern abgesehen haben und zum Teil sogar an die Macht gekommen sind. Warum soll das nicht auch in Frankreich möglich sein?

Weil ich über keinen wirklichen Wahlkampf berichten kann, beschliesse ich, einen zu erfinden. Im September 2015 erscheint mein erster Roman, «Une élection ordinaire». Darin beschreibe ich Erics Wahlsieg und all die Etappen, die dazu führen. Ich erfinde Parteisitzungen, Strategien, Durststrecken und Höhenflüge. Damit meine Fiktion möglichst wirklichkeitstreu ausfällt, verwende ich nur Dialoge und Ereignisse, die tatsächlich stattgefunden haben. Das Buch amüsiert Zemmour, und er findet es gut gemacht. Die Saat ist gesät.

Von nun an geht ihm die Frage nicht mehr aus dem Kopf. 2019 wird er von verschiedenen Parteien aufgefordert, an den Europawahlen teilzunehmen. Auch das lehnt er ab, aber er sagt mir, er verstehe, warum sein Name genannt werde: «Ich



Kugeln prallen an seinem Schutzpanzer ab: Multitalent Zemmour.

bin ein Symptom der Leere auf Seiten der Rechten, aber ich bin nicht deren Lösung.» Doch ein paar Monate später macht er doch einen Schritt und ist bereit, neben Marion Maréchal eine Rede zu halten vor einer Versammlung, die die Rechte einigen soll. Vor seinem Kopf wird seinem Körper klar, dass da etwas Entscheidendes im Gang ist: In der Nacht davor kann er nicht schlafen, er bekommt Rückenschmerzen und verliert die Stimme. Als wollte ihm sein Organismus klarmachen, dass es von hier an kein Zurück gebe.

An diesem Tag wird er zum Menschen, der er heute ist. Seither spricht er täglich in irgendeiner Sendung über das, was gerade geschieht. Er erweitert sein Spektrum, beschäftigt sich mit Fragen von Energie, Wirtschaft und dem internationalen Geschehen; er erneuert sich. Er wird nun auch härter und regelmässiger angegriffen. Jedes seiner Worte wird unter die Lupe genommen, diskutiert, bekämpft, und immer wieder wird er vor Gericht gezerrt. Er kommt voran und macht seinen Gegnern immer grössere Angst. Er steht zu allem, was er sagt, und sein Publikum wächst.

Man munkelt, er wolle sich auf das Abenteuer Politik einlassen, und diesmal fährt er dabei niemandem über den Mund. Er weicht aus oder witzelt, wenn ihm die Frage in der Öffentlichkeit gestellt wird. Aber insgeheim trifft er sich mit Jungen, Aktivisten und Politikern, die ihn drängen, sich darauf einzulassen. Bei den entscheidenden Figuren der Rechten sondiert er das Terrain, fragt, ob sie ihn unterstützen würden. Die Medien haben begriffen, dass da was im Busch ist. Und die Angriffe auf ihn werden immer heftiger.

Marine Le Pen härtester Herausforderer

Als er unter dem Deckmantel einer Lesereise für sein Buch eine Art Vorkampagne durch Frankreich unternimmt, um die Franzosen kennenzulernen, geschieht das Undenkbare: Die Säle sind voll, Hoffnung kommt auf, und binnen weniger Wochen wächst die Zahl der Menschen, die ihn wählen würden von 5 Prozent auf 18 Prozent. Das hat es noch nie gegeben, entsprechend heftig wird gegen ihn geschossen, aber die Kugeln prallen an seinem Schutzpanzer ab. Es scheint, als

wäre er gegen alles gefeit und nicht aufzuhalten. Zum ersten Mal seit 2013 ist Marine Le Pen nicht mehr als diejenige, die bei einem zweiten Wahlgang um die Präsidentschaft automatisch zum Zuge käme. Im Handumdrehen haben sich die Kandidaten der klassischen Rechten verdoppelt. Zemmour hat die politische Landschaft Frankreichs vollkommen umgepflügt.

In ein paar Tagen wird er seine Kandidatur für die Präsidentschaftswahl bekanntgeben. Die Umfragen sind weniger gut, seine Gegner kommen wieder auf die Beine, das ist ihm anzumerken, und er steckt die Angriffe nicht mehr einfach so weg. Manche seiner Positionen bringen sogar seine Anhänger aus der Fassung. Der Grund dafür ist: Eric Zemmour sagt, was er

Manche Positionen bringen sogar seine Anhänger aus der Fassung.

meint, und meint, was er sagt. Wer ihn gut kennt, weiss, dass er schlicht nicht fähig ist, seine Meinung oder seine Gedanken zu kaschieren, nur um zu gefallen. Bei der Präsidentschaftswahl und Eric Zemmours Schicksal geht es letztlich um die Frage: Haben die Franzosen Lust, alles auf den Kopf zu stellen? Falls ja, verkörpert Eric Zemmour eine der besten Möglichkeiten, um mit dem bisher Dagewesenen zu brechen. Falls nein, werden die Franzosen Macron wiederwählen, und wenn es schon nicht gelungen ist, Frankreich zu retten, wird das Ganze immerhin bewirkt haben, dass die verkrusteten Strukturen der Rechten aufgebrochen worden sind und sich wieder eine Opposition gebildet hat.

Zu Eric Zemmours Entschluss, für die Präsidentschaft zu kandidieren, hat seine Entdeckung eines Buchs des grossen französischen Historikers Jacques Bainville entscheidend beigetragen. Im Alter erklärte dieser, er bedaure, ein Orakel, ein Prophet oder eine Cassandra gewesen zu sein, auf die man nie gehört, die man nie verstanden habe, und nie direkt ins Schicksal seines Landes eingegriffen zu haben. Vermutlich ist dies das Einzige, was sich bei Zemmour geändert hat: Auf dem Höhepunkt seines Ruhms und gequält von der Befürchtung, sein Land könnte verschwinden, greift er zu den Waffen und beschliesst, die Geschichte zu verändern. Darauf hätte uns schon der Titel seines neuesten Buchs, der so viel über ihn und sein Land aussagt, aufmerksam machen müssen. Es heisst «Destin français», Frankreichs Schicksal oder auch Schicksal Frankreich.

Aus dem Französischen von Thomas Bodmer
Geoffroy Lejeune, 33, leitet die Wochenzeitung *Valeurs actuelles*. 2015 veröffentlichte er den Roman «Une élection ordinaire», mit dem er Eric Zemmour zum Sprung über den eigenen Schatten und in die Politik veranlasste. Seine Zemmour-Biografie «Zemmour Président. De la fiction à la réalité» ist im Oktober erschienen.

Er hält eine ganze Branche in Atem

Kim Kardashian ist nur seine jüngste Eroberung. Davor verdrehte er schon Kate Beckinsale, Ariana Grande und Kaia Gerber den Kopf. Was hat Pete Davidson, was andere Männer nicht haben?

Marie von den Benken

Kim Kardashian ist mit Pete Davidson zusammen. Meine Eltern kennen keinen von beiden. Sie? Kardashian ist mal mit einem privaten, na ja, Erotikfilm berühmt geworden und ein bisschen auch, weil ihr Vater, Robert Kardashian, O.J. Simpsons Anwalt war. Kim selber war mit Kanye West verheiratet. Ich erwähne das, weil sie damit zum popkulturellen Hochadel der trashverliebten Amerikaner gehört, während man sie in Deutschland nur kennt, wenn man unter zwanzig ist oder im Wartezimmer beim Zahnarzt mal zum *Spiegel* gegriffen, aber versehentlich die *Bravo* erwischt hat.

Nun gilt Kim Kardashian als internationales Schönheitsideal. Kurvig. Armenische Wurzeln. Riesige braune Augen. «Exotisch» wird sie oft genannt. Vor allem von Medien, von denen alles mit einem Aussehen, das südländischer wirkt als das von Olaf Scholz, als orientalisches eingeordnet wird. Pete Davidson dagegen ist so einiges, aber mit Sicherheit kein Schönheitsideal. Wenn man einen schönen Mann sehen möchte, googelt man Richard Gere. Oder wenn die Menopause noch nicht ihr Zehnjähriges gefeiert hat, meinetwegen Ryan Reynolds. Gere war mal mit Supermodel Cindy Crawford zusammen, Reynolds mit Scarlett Johansson und Blake Lively. Beide zusammen können Davidson nicht das Wasser reichen.

Bleicher, unbeholfener Lausbube

Davidson ist erfolgreicher Comedian. Etwa in der Kultshow «Saturday Night Live». Hauptberuflich macht er Witze. Im TV, in Bühnenprogrammen, in Filmen. Zumeist über Masturbation, Kiffen und darüber, dass sein Vater beim Terroranschlag auf das World Trade Center ums Leben kam. Das machte ihn zu einem grossen, bleichen, unbeholfen und schlaksig wirkenden Lausbuben, dem das Publikum verstört an den Lippen klebt. Schöne Frauen sogar wortwörtlich.

Davidson blickt auf paparazzibewährte Liaisons mit Kate Beckinsale, Ariana Grande, Margaret Qualley, Phoebe Dynevor und Kaia Gerber zurück. Sein Liebesleben hält eine ganze



Im Olymp: Traumpaar Davidson-Kardashian.

US-Klatschmagazin-Branche in Atem. Das ist in etwa so, als wäre Moritz Bleibtreu mit Heidi Klum, Lena Gercke, Helene Fischer, Iris Berben, Toni Garrn, Caro Daur und Cathy Hummels zusammen gewesen. Also fragen sich jetzt

Frauen, die für ihre Schönheit verehrt werden, suchen etwas, das sie aussergewöhnlich macht.

Männer auf der ganzen Welt: «Was hat Pete Davidson, was ich nicht habe? Ausser halt schlechter Haut und einem Körper wie nach dreissig Jahren Drogenkonsum mit anschliessendem Hungerstreik.»

Warum ist das so? Sind Supermodels wie Kaia Gerber in ihrem beruflichen Alltag so von Schönheit umgeben, dass sie privat die Flucht ins Gegenteil suchen? So wie Topmanager, die ihren Urlaub plötzlich ohne Strom und Handy in Zelten verbringen? Meine Theorie ist: Comedians sind die neuen Rockstars. Früher waren damalige Traumfrauen wie Pamela Anderson mit Rockern wie Tommy Lee zusammen. Kate Moss mit Pete Doherty. Dita Von Teese mit Marilyn Manson. Heute eben mit Comedians. Lustig ist das neue Wild.

Frauen, die in erster Linie für ihre Schönheit verehrt werden, suchen etwas, das sie aussergewöhnlich macht. Zum Beispiel einen aussergewöhnlichen Mann. Eine Partnerwahl, die schreit: «Seht her, es geht mir nicht um Oberflächlichkeit. Es geht mir um Tiefe, um Kunst, um Kultur, um intellektuelle Herausforderung. Aussehen ist mir egal, denn ich bin nicht die hirnlose Sexbombe.»

Bad boys statt Bankberater

Die ganze Wahrheit ist das natürlich nicht, denn «aussergewöhnlich» ist ja ein weites Feld. Viele sagen das beispielsweise über Wolfgang Kubicki oder Bernie Ecclestone, aber deswegen möchte sie ihn noch lange nicht ehelichen. Und auch früher gab es nicht nur Rockstars, sondern durchaus auch schon Comedians. Die sahen dann aber eben aus wie Seinfeld. Und da könnte man dann wirklich auch gleich seinen Bankberater heiraten. *Bad boys* statt Bankberater – das ist wohl die Formel, die auch Pete Davidson in den Olymp der erfolgreichen, schönen Frauen gespielt hat.

Glückwunsch, Pete. Meine Mailadresse lautet übrigens callmepete@marievdb.de.

Marie von den Benken arbeitet als Autorin, Model und Influencerin.

Faktenchecks als Fake News

Wenn Journalisten ihr Publikum für dumm verkaufen wollen, nennen sie das «Faktencheck».



Es gibt drängende Fragen im Leben, auf die es zur Antwort exakte Fakten braucht. So eine drängende Frage ist beispielsweise: Macht Soja unfruchtbar?

Und wie stellt sich dieselbe drängende Frage bei der Covid-Impfung?

Zum Glück gibt es unsere Journalisten, die solch drängenden Fragen akribisch auf den Grund gehen. Dazu machen sie einen sogenannten Faktencheck.

«Faktencheck: Macht Soja unfruchtbar?», titelt dann der *Tages-Anzeiger*. «Faktencheck: Kann die Covid-Impfung unfruchtbar machen?», titelt dann das Schweizer Fernsehen.

Faktencheck, Faktencheck. Wenn es in den Medien eine Pandemie gibt, dann ist das die Faktencheck-Manie. Jede Woche erscheinen Dutzende der Checks in den Medien.

Letzte Woche etwa reichten sie vom «Faktencheck zum Covid-19-Gesetz» bei SRF bis zum «Faktencheck: Wie lange wirkt die Impfung wirklich?» in der *Luzerner Zeitung*. Kurz die Resultate: Das Covid-Gesetz ist über alles gesehen wunderbar, und die Impfung ist über alles gesehen wunderbar.

Und damit wären wir beim Problem. Ein Faktencheck muss versuchen, die Wahrheit zu einer Sachfrage zu ergründen, so aufrichtig und aufwändig, wie man der Wahrheit nur nahekommen kann. Nun hat die Wahrheit aber die unschöne Eigenschaft, dass sie meist komplex und kompliziert ist. Wahrheiten sind nie schwarz-weiss.

Ein echter Faktencheck müsste darum sehr differenziert ausfallen. Damit kollidiert er mit einem journalistischen Grundprinzip. Das Prin-

zip lautet, dass unnötige Differenzierung des Teufels ist. Differenzierung ruiniert jede knackige Schlagzeile. Eine Schlagzeile, dies im Gegensatz zur Wahrheit, ist schwarz-weiss.

Vor allem rund um Corona hat die Faktencheck-Manie einen enormen Booster bekommen. Schauen wir darum einmal, wie zutreffend manche Checks ausgefallen sind.

Nehmen wir den Faktencheck des *Blicks* zum Thema Maskenpflicht. Resultat: «Die Schutzwirkung der Atemschutzmasken ist ver-schwindend gering.»

Es ist oft nur die Wiedergabe der eigenen Ideologie, bemäntelt mit einer scheinbaren Objektivität.

Nehmen wir den Faktencheck von *20 Minuten* zum Thema Virusverbreitung. Resultat: «Geimpfte nicht ansteckend.»

Nehmen wir den Faktencheck des Schweizer Fernsehens zu möglichen Virus-Varianten. Resultat: «Von einer gefährlichen Mutation kann keine Rede sein.»

Nehmen wir den Faktencheck des *Tages-Anzeigers* zur Wirksamkeit der Impfungen. Resultat: «Deutlicher Zusammenhang zwischen hoher Impfquote und tiefen Fallzahlen.»

All das war völlig falsch. Masken waren als Schutz hilfreich. Geimpfte steckten vielfach andere an. Virus-Mutationen wurden zum Hauptproblem. Höhere Impfquoten endeten, wie zuletzt, in mehr Corona-Fällen.

Warum machen Redaktionen Faktenchecks, die stattdessen Fake News produzieren? Die

Antwort ist einfach. Sie machen gar keine Faktenchecks. Sie machen Politik.

Bleiben wir bei Corona. Journalisten haben verständlicherweise keine Kenntnis der virologischen Materie. Für ihren sogenannten Faktencheck wählen sie darum das übliche Vorgehen von Laien. Sie kontaktieren einen oder zwei Experten aus Wissenschaft oder Beamtentum und stellen Fragen zur Faktenlage.

Natürlich wählen sie einen Experten, der auf der Redaktionslinie liegt. Wenn die Redaktion die Linie der Panikmache fährt, dann wählt sie für ihren Faktencheck einen Experten, der bekannt dafür ist, dass er die Apokalypse nahen sieht. Wenn die Redaktion die Linie der Öffnung fährt, dann wählt sie für ihren Faktencheck einen Experten, der bekannt dafür ist, dass er lieber Entwarnung gibt.

Mit echten Faktenchecks hat das darum wenig zu tun. Es ist oft nur die subjektive Wiedergabe der eigenen Ideologie, bemäntelt mit einer scheinbaren Objektivität.

Wenn man Redaktionskulturen etwas kennt, kann man diese Haltung nachvollziehen. Redaktionen wie jene von *Blick*, *Tages-Anzeiger* und Schweizer Fernsehen beispielsweise waren in der Corona-Frage zumeist verlässlich regierungstreu. Sie waren gern alarmistisch und unterstützten die staatlichen Beschränkungen der individuellen Freiheit – bis hin zum Impfwang. In ihren Faktenchecks widerspiegelt sich weniger die Sachlage als vielmehr ihre gesellschaftspolitische Haltung.

Das ist nichts Neues im Journalismus. Fakten sind dann Fakten, wenn sie der eigenen Meinung entsprechen.

Familie Yakin, eine Schweizer Erfolgsgeschichte

Der Schweizer Nati-Trainer Murat Yakin und sein Clan haben intuitiv immer das Richtige getan. Am Anfang des stetigen Aufstiegs steht Mutter Emine.

Christoph Grenacher

Der Ehemann von Ski-Weltmeisterin Lara Gut erinnert sich noch sehr genau an jenen 4. Dezember 1990, als er mit Vater, Mutter und Schwester nach einer Busfahrt aus dem Kosovo an diesem Dienstag spätnachts in Bellinzona erstmals Schweizer Boden betrat: «Es war sehr kalt, und es hatte viele Parkplätze vor dem Hotel.»

Einunddreissig Jahre später ist Valon Behrami die Schweiz noch immer etwas fremd. Der Krieger, der an der Fussball-WM 2018 in Russland im Spiel gegen Ecuador mit einem Sprint vom eigenen Strafraum bis in die gegnerische Platzhälfte in der 93. Minute das Schweizer Siegtor lancierte, hat den kalten Empfang in der zweiten Heimat nie vergessen.

Ähnlich erging es auch Xherdan Shaqiri, der, anderthalbjährig, mitsamt arbeitslosem Vater, Mutter und Geschwistern in den frühen neunziger Jahren in die Schweiz kam und anfänglich in einem ungeheizten Bauernhof in Augst logierte.

Immer das Richtige getan

Zu dieser Zeit war der Basler Lehrer Bernhard Guntern heilfroh, hatte er ein Kind weniger in seiner Schule, «dessen Leben erst anfang, wenn er das Schulzimmer verliess» und der schon als Achtjähriger seinen Berufswunsch unmissverständlich deponiert hatte: «Fusbalschpiler».

Aus Murat Yakin, 47, wurde nicht nur ein begnadeter Abwehrstrategie. Der Schweizer Fussball-Nationaltrainer ist derzeit auch darum Everybody's Darling, weil er ein rundum gelungenes Beispiel helvetischer Integrationspolitik manifestiert: Er und sein ganzer Clan haben intuitiv immer das Richtige getan und sind dabei trotzdem bescheiden und demütig, selbstbestimmt und zielorientiert, lebensfreudig und wissbegierig geblieben.

Auch dass der Name von Yakins Mutter Emine auf Deutsch «die nicht zweifelt» bedeutet, erstaunt wenig: Die Tochter eines Offiziers lebte mit ihrem ersten Mann Hüseyin Hüsnü Irizik zuerst in der Ostschweiz, wo sie als Schneiderin arbeitete, und später im Wallis, wo sie als Spitalhilfe das Geld für das Familienleben verdiente. Nachdem der Gatte volltrunken im Genfersee

ertrunken war, ehelichte Emine in Basel einen türkischen Schweizer namens Mustafa Yakin, damit sie ihre sechs Kinder aus Istanbul in die Schweiz holen konnte – allen voran den damals achtjährigen Ertan Irizik.

Im Herbst 1974 kam Murat zur Welt, knapp zweieinhalb Jahre später, im Februar 1977 Bruder Hakan. Die Ehe allerdings war ein Debakel, so lesen wir in der vorzüglichen Biografie «Die Yakins» von Georg Heitz, dem Basler Sportdirektor beim amerikanischen MLS-Klub Chi-

Die Causa Yakin steht im Gegensatz zu den später zugewanderten Cracks Shaqiri, Ajeti oder Xhaka.

cago Fire und neuerdings, weil Klubbesitzer Joe Mansueto auch in der Schweiz investiert, technischer Direktor beim FC Lugano. Mehrmals flüchtete Emine mit den Kindern ins Frauenhaus, die Ehe wurde geschieden, und Sohneemann Ertan Irizik, auch er ein angehender Fussballprofi mit späterer Karriere bei Concordia, dem FC Basel und dem FC St. Gallen, schlüpfte mit gerade mal sechzehn Jahren in die Rolle des fehlenden Vaters.

Das, so lehrt uns der deutsche Migrationsforscher Hartmut Esser, ist wohl auch der Grundstein für die schlanke Integration der Yakins, die alle vier Dimensionen einer erfolgreichen Einbindung in unser System erfüllt

haben: durch Sprache und Bildung angepasst, durch das Knüpfen sozialer Beziehungen etabliert, assimiliert durch eine strukturelle Integration dank ihren Jobs und ihrer Identifikation mit dem vorherrschenden System.

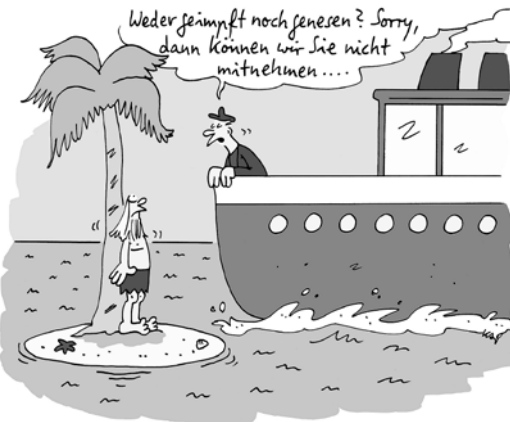
Kommando der Mutter

Die Causa Yakin steht damit offenkundig im Gegensatz zu den später zugewanderten Fussballcracks wie beispielsweise Shaqiri, Ajeti oder Xhaka, die sich nie ganz von ihren dominanten Vätern emanzipieren konnten: «Meine Eltern», sagte Shaqiri in einem Interview, «haben mir so viel gegeben, dass ich ihnen sagte, dass ich nun finanziell für sie sorgen werde. Ich bin zwar jetzt derjenige, der sie ernährt, aber mein Vater bleibt der Chef.» So kommt es, dass Vater Shaqiri mittlerweile die Familienschatulle verwaltet und ab und an den Bauplatz am Rheinfelder Klosterberg jätet, wo der Sohn einen durch Einsprachen blockierten Neubau für 2,8 Millionen Franken plant.

Grundsätzlich gilt das strenge Patriarchat auch noch bei türkischen Vätern. In der Familie Yakin allerdings gehörte das Kommando der Mutter. Emine erkannte das Talent der beiden Kleinsten – vielleicht, weil ihre zwei Brüder Bülent und Ertan in der Türkei als Fussballprofis arbeiteten und mit ihrem Job Geld und Anerkennung verdienten.

Als auch Murat und Hakan jede freie Minute mit dem Ball spielten, förderte sie dies tatkräftig, wie Heitz in seiner Biografie notiert: «So blieb der Gang ins Klassenzimmer eine Art Nebenbeschäftigung der Yakins auf dem Weg zur Erfüllung fussballerischer Träume, eine staatlich verordnete Pflichtübung für Jugendliche, die auch von Mutter Emine eher geduldet als wirklich geschützt wurde. Zu sehr witterte sie mit ihrem ausgeprägten Beschützerinstinkt auch mögliche Gefahren im Zusammenleben ihrer Söhne mit fremden Kindern.»

Allerdings: Mutter Yakin hatte, als habe sie die Lehrbücher des Mannheimer Professors Esser gelesen, stets behutsam dafür gesorgt, dass die Kinder rasch die Sprache lernten, Wissen und Fertigkeiten erwarben – die Frau, die der deut-





«Viel Schön»: Emine Yakin und ihre Söhne Hakan (l.) und Murat.

schen Sprache nie ganz mächtig wurde, hatte schliesslich Sohnemann Ertan Irizik als Dolmetscher zu Hause und überliess neben der kulturellen Assimilation auch die Übernahme von Rechten und Pflichten ihren Kindern, die allesamt zur Arbeit geschickt wurden.

Der heisse Sommer 1982

Bei Werner Decker, Gründer und Inhaber einer Metallbaufirma und im Nebenjob Trainer des FC Concordia, hatte schon Ertan Irizik erfolgreich die Lehre als Metallbauschlosser gestemmt; ein Jahr vor seinem Abschluss setzten Murat und Hakan im August 1982 ihre erste Duftmarke als Talente auf dem grünen Rasen und gewannen in den Farben des FC Concordia gegen den FC Nordstern 12:1. Sechs Tore erzielte der damals fünfjährige Hakan, fünf Goals der sieben Jahre alte Murat.

Es war in diesem heissen Sommer 1982 – die Azzurri Paolo Rossi, Marco Tardelli und Alessandro Altobelli schossen Deutschland im WM-Final in Madrid mit 3:1 weg –, als Fussball im Hause Yakin an der Christoph-Merian-Strasse in Basel zur unbestrittenen Hauptsache wurde – und der Clan meisterte, ob bewusst oder un-

bewusst, auch die soziale Integration und die emotionale Bindung an das Aufnahmeland mit jener spielerischen Schlaksigkeit, mit der Murat als Aktiver seine Gegner zur Verzweiflung trieb oder ins Leere laufen liess.

Als Hakan Yakin in zwei Spielen nacheinander beim FC Concordia nicht auflaufen durfte, schickte die Mutter den Sohn gegen dessen Willen zum Juniorenttraining beim FCB – Concordia

Als Hakan in zwei Spielen nicht auflaufen durfte, schickte sie den Sohn gegen dessen Willen zum FCB.

bekam Wind vom drohenden Verrat und stellte den kleinen Spund fortan wieder in jedem Spiel in die Startaufstellung. Die Mutter allerdings, von ihren insgesamt acht Kindern uneigennützig finanziell unterstützt, traute der Sache nicht ganz: Lange Zeit, auch noch als Murat und Hakan gemeinsam beim FCB spielten, stand sie pünktlich um 8.20 Uhr auf, fuhr um 10 Uhr zum Training der Söhne, hielt um 12 Uhr nach dem Mittagessen Siesta, ehe es um 16 Uhr wieder zum Training ging.

Die soziale, emotionale, strukturelle und kulturelle Assimilation der Yakins in der Schweiz ist zweifellos ein Grund für die nahezu reibungslose gesellschaftliche Integration, die 1994 einen ersten Höhepunkt mit der Einbürgerung erlebte – zwei Jahre nachdem Murat seine Lehre als Metallbauzeichner vorzeitig schmiss. Erich Vogel, damals Sportdirektor bei GC, hatte dem erst sechzehnjährigen Yakin einen ersten Profivertrag angeboten. Mutter Emine hätte ihren Sohn lieber in Basel behalten und bestand darauf, wenigstens das ausgemachte Handgeld von 10 000 Franken zu sehen – worauf die Männer der Führungsriege von GC hurtig ihre Brieftaschen zückten und zusammenlegten. Aus der spontanen Sammelaktion resultierten über 5000 Franken, die Emine mit der Zusicherung, dass der Rest bald folge, in die Tasche stopfte, woraufhin sie, als Zeichnungsberechtigte des minderjährigen Filius – endlich! –, das Übertrittsformular unterzeichnete.

Seither gingen mehr als drei Jahrzehnte ins Land. Yakin hat alles erlebt, was sich ein Spieler und Trainer in seiner Laufbahn wünscht – und was er nicht verhindern kann. Dem früheren FCB-Präsidenten Bernhard Heusler, der



«Innere Balance»: Murat Yakin im GC-Dress 1997, mit seiner Frau Anja.

mit Yakin auch während seines Trainerjobs beim Challenge-Klub FC Schaffhausen einen intensiven Austausch pflegte, imponiert an Yakin «die innere Balance»: «ein Mensch, der schon sehr viele spezielle Drucksituationen auf und neben dem Platz erlebt hat, die ihn nicht mehr aus seinem Gleichgewicht bringen».

Fussballtrainer, so resümiert der Fussballklub-Berater Heusler, stünden «unter einem enormen Druck, Erfolg zu haben, der ja, im Gegensatz zu uns Menschen mit normalen Jobs, nicht unmittelbar von der eigenen Leistung abhängt, sondern von der Leistung des Teams». Dazu komme ein «Vielfrontenkrieg» mit Medien, Beobachtern, mit dem Präsidenten, der Klubleitung und den Spielern, die, so es auf dem Platz harze, in der Regel den Fehler beim Trainer suchten.

Souveränität und Leichtigkeit

Dass Yakin in Basel unbeirrt die Ablösung des langjährigen Führungsspielers und Leitwolfs Alex Frei betrieb, dass er beim FC Luzern Hakan aus dem Spiel nahm, weil er merkte, dass der Moment des Abschieds auch für den eigenen Bruder gekommen sei: Für Heusler sind das Ausrufezeichen der yakinschen Standfestigkeit, seiner festen Überzeugung, Entscheidungs- und Umsetzungsstärke, gepaart mit Souveränität und Leichtigkeit. Eine typische Verhaltensweise, die, so Heusler, auch bei der jüngsten WM-Qualifikationsrunde offenbar geworden sei, als die Verletztenliste immer länger wurde, Yakins Zuversicht aber deswegen nicht gelitten habe. Im Gegenteil, sagt Heusler: «Das ist so typisch Muri: Ich hörte nicht einmal ein Wort von ihm, wer alles fehlt – und was war die Folge davon? Er machte die stärker, die auf dem Platz standen.»

Auch seinerzeit, als der FCB das Juwel Mohamed Salah millionenschwer nach England

transferierte, wo der Ägypter mittlerweile noch vor Messi, Neymar oder Mbappé neidlos als weltbesten Spieler anerkannt wird, habe ihn Yakin als damaliger FCB-Trainer überrascht, erzählt Heusler, als er ihm als Salah-Ersatz den Winterthurer Davide Callà vom FC Aarau in Aussicht gestellt habe. Er sei damals, erinnert sich Heusler, vor dem Gespräch mit Trainer Yakin etwas nervös gewesen – «aber Muri fand

Nur wenige wissen, dass er neben der Fürsorge für seine Familie auch eine Stiftung alimentiert.

das voll cool und meinte, Davide sehe er genau in dieser Mannschaft, der würde exakt passen – keine Spur von «Hey, stopp, Präsident, wenn ihr euch die Hosensäcke füllt, kann es doch nicht sein, dass ihr am Schluss einen vom FC Aarau kauft. Ich will einen Spieler, für den man zehn, fünfzehn Millionen ausgeben muss.»

So bleibt von Yakin, der sich vor seinem Nati-Job klaglos zum Arbeiten in die Provinz am Munot verzog, der Eindruck eines in sich ruhenden Entschlossenen. «Er geht», sagt Heusler, «durch sein Leben, indem er für unglaublich viele Menschen Verantwortung übernimmt.» Nur wenige wissen, dass er neben der Fürsorge für seine Familie auch eine Stiftung alimentiert, die Behinderte unterstützt.

Respekt und Nächstenliebe, gepaart mit Führungswille und Neugier – die Zutaten sind simpel, doch Yakin, dieser väterliche Kumpel unserer Katar-Helden, kennt tупfgenaу die Dosierung. Spricht noch einer davon, dass Michael Frey eine Sturm-Alternative wäre? Yakin gab mit der Einstellung seines Teams die Antwort: Wer sich nicht, wie er es vorgelebt hat, integrieren kann und will, hat keinen Platz auf der Bühne, die zum Erfolg ver-

dammt. Anpassung geht von oben nach unten – oder wie es alt Bundesrätin Ruth Metzler im Vorwort der Yakin-Biografie formuliert: «Menschen wie Murat und Hakan Yakin zeigen, wie die Schweiz von der Zuwanderung profitieren kann – und welche Chancen unser Land jenen bietet, die ihr Bestes geben.»

Was ihn stark macht

Was daraus resultiert, hat seine Mutter formuliert, als der FC Basel im April 2002 im Berner Wankdorf die Young Boys 0:3 schlug, die Meisterschaft gewann und damit den Grundstein für zwölf Meistertitel in den nächsten fünfzehn Jahren legte. Emine umarmte nach Spielschluss die damalige FCB-Vizepräsidentin Gigi Oeri und, so rapportiert Heitz, stammelte «in ihrer kauderwelschen Schlichtheit» zwei Worte: «Viel Schön».

Im selben Jahr, am 12. Mai 2002, schafft der FCB mit dem Cupsieg gegen GC das Double. Siegtorschütze Murat Yakin erholte sich mit Kollegen bei einem kurzen Golfurlaub in Tirol, als ihn die Meldung erreicht, seine Lebenspartnerin Diana, mit der er neun Jahre zusammenlebte, sei tot; gestorben nach einem Sprung vom 36 Meter hohen Wasserturm auf dem Basler Bruderholz.

Auch ein Yakin ist zwischendurch ganz unten. «Es ist, wie wenn dir einer die Lichter löscht», schildert der Fussball-Nationaltrainer den Moment, als ihn diese Nachricht vor bald zwanzig Jahren erreichte. Und wir ahnen: Murat Yakin, mittlerweile Vater zweier Töchter von sieben und neun Jahren und seit zehn Jahren mit Anja, 36, verheiratet, vergisst diesen grauenhaften Moment zeitlebens nie – und weil er so unsäglich traurig ist, macht er ihn stark.

Es gibt im Leben, er weiss es, nicht nur «Viel Schön».

Merz muss es richten

CDU-Politiker Friedrich Merz kandidiert zum dritten Mal für den Parteivorsitz. Viele Fehlversuche hat er nicht mehr übrig. Die Union allerdings auch nicht.

Ralf Schuler

Berlin

Der frühere Unions-Fraktionschef Friedrich Merz (CDU), 66, versucht zum dritten Mal sein Comeback, und seine Chancen stehen nicht schlecht. Es ist einer der verbissensten Machtkämpfe der deutschen Nachkriegsgeschichte: 2002 musste Merz den Fraktionsvorsitz zugunsten der Oppositionsführerin und CDU-Chefin Angela Merkel, 67, räumen, die zuvor wegen innerer Widerstände Ex-CSU-Chef Edmund Stoiber den Vortritt bei der Kanzlerkandidatur hatte lassen müssen. Ein cleverer Schachzug der späteren Kanzlerin, deren Machtgespür bis heute hinter ihrer Allürenlosigkeit im gnädigen Schatten bleibt.

Aus diesem Schatten heraus zieht Merkel auch heute noch gekonnt und weitgehend geräuschlos ihre Fäden. Gegen Merz.

Letzte Zukunftschance

In Gestalt von Merz und Merkel stehen sich nahezu konträre Politikprinzipien gegenüber. Merz, tief verwurzelt in der Tradition des rheinischen Katholizismus und der alt-bundesdeutschen CDU, Junge-Union-sozialisiert und dem klassischen Dreiklang aus Wirtschaftsliberalismus, Konservatismus und sozialer Marktwirtschaft verpflichtet; Merkel, ostdeutsche Protestantin mit programmatischer Rundum-Flexibilität und klarem Fokus auf Machterhalt.

Er der erfolgreiche Anwalt mit einem Portfolio unveräusserlicher Grundüberzeugungen und dem Politikstil der klaren Kante. Wenn von links-grüner Seite der Beschuss einsetzt, sieht Merz es als Bestätigung. Sie die «Physikerin der Macht» mit der klaren Strategie, dass private Überzeugungen nichts in der Politik zu suchen haben. Exemplarisch: die «Ehe für alle», die sie 2017 möglich machte und gegen die sie privat als Abgeordnete stimmte.

Jene Polarisierung, die Merz für die Essenz des demokratischen Diskurses hält, widerstrebt Merkel, weil sie eine latente Meinungsmehrheit auf Seiten der linken Metropolen-Eliten sieht. Ihre Methode: aufsaugen, übernehmen und mit Scheinkompromissen ruhigstellen. Der Preis: die inhaltliche Entkernung der Union.

Vor diesem Hintergrund sehen in der Union viele ausgerechnet Merz, den ältesten der drei Bewerber auf den CDU-Vorsitz (Aussenpolitiker Norbert Röttgen, 56; Kanzleramtsminister Helge Braun, 49), als grösste, wenn nicht letzte Zukunftschance der Union.

Dafür gibt es mehrere Gründe. Der einfachste ist arithmetisch: Merz, der 2018 und im Januar dieses Jahres knapp den Vorsitz verpasste, hat in

Merkel hat nie einen Hehl daraus gemacht, dass sie die konservative Basis der Union für nicht anschlussfähig hält.

allen Landesverbänden eine grosse Anhängerschaft. Der eher Merkel-kritische Osten wird ihm zugerechnet, grosse Teile der mitgliederstarken Verbände Baden-Württemberg, Hessen, Niedersachsen und sogar in Nordrhein-Westfalen ebenfalls, Junge Union und Wirtschaftsflügel sind Merz-lastig. Ob das im ersten Wahlgang der Mitgliederbefragung ausreicht, ist offen.

Ein anderer Grund ist strategischer Natur: Während Röttgen sich als «Kandidat der liberalen Mitte» ausgerufen hat, gilt Braun klar als Kandidat der Kanzlerin, der sich in ersten programmatischen Wortmeldungen als merkel-scher Modernisierer zu erkennen gab und sich etwa nicht auf eine Zahl der biologischen Ge-

schlechter festlegen wollte. Als Kanzleramtsminister und Mediziner steht er wie kein Zweiter für die Corona-Politik der Kanzlerin.

Wie auch immer man zu den Positionierungen stehen mag: Die links-mittige Verortung, mit der die Union in der Regierung Wahlen gewinnen konnte, ist nach Ansicht vieler CDU-Mitglieder in der Opposition neben einer Ampelkoalition chancenlos. Mehr Mitte als Mitte geht nicht. Programmatische Bonbons rundlutschen können die drei Regenten selbst. Eine weitere Mitten-Melange braucht niemand. Mit anderen Worten: Merz' klare Kante erscheint vielen als die einzige Chance, die Union in der Opposition sichtbar zu halten und wieder als die grosse bürgerliche Kraft zu etablieren, die sie einmal war.

Konturlose Merkel-Mitte

Merkel hingegen hat nie einen Hehl daraus gemacht, dass sie die konservative Basis der Union, die im Osten zumal, für gesellschaftlich nicht anschlussfähig hält. Es ist dieser Konflikt, der auch jetzt wieder die Frontlinien quer durch die Union zieht. Die Merkelisten, die über die Merkel-Jahre in die Partei eingetreten sind, halten das Surfen auf dem Zeitgeist für die einzige Überlebensoption, die klassisch-konservativen Unionsmitglieder, die sich bei den letzten zwei Vorsitz-Wahlen von den abstimmenden Funktionsträgern auf den Parteitag übergegangen sahen, sehen in der Mitgliederbefragung ihre Stunde gekommen. Für sie ist die konturlose Merkel-Mitte tödlich.

Sie wittern in der Kandidatur des Kanzleramtsministers einen raffinierten Merkel-Move, ihren Vertrauten noch links vom Mitten-Mann Röttgen zu platzieren, um Merz das Image geradezu randständiger Rechtslastigkeit und Gestrigkeit zuzuweisen. «ABM-Taktik» nennen sie das im Team Merz: «Anyone but Merz», jeder ausser Merz.

Ob Merkels Plan aufgeht, wird man spätestens nach einer möglichen Stichwahl Anfang Januar wissen. Viele Fehlversuche hat Merz nicht mehr. Die Union allerdings auch nicht.

Ralf Schuler ist Leiter der Parlamentsredaktion der Bild-Zeitung.



„Die Zinnsuppe kann ich Ihnen besonders empfehlen...“

Krieg um Taiwan

Für Peking ist die Integration Taiwans Staatsräson.
Entsteht im ostchinesischen Meer ein neues Sarajevo?

David P. Goldman

Mit gerade einmal 24 Millionen Einwohnern ist Taiwan kleiner als mehrere chinesische Städte. Es hat eine der niedrigsten Geburtenraten der Welt – deutlich niedriger als diejenige der Volksrepublik. Laut Uno-Berechnungen wird der Anteil der unter Sechzigjährigen in den nächsten Jahrzehnten um die Hälfte zurückgehen, und auf 100 Beschäftigte kommen dann 85 Rentner. Das ist eine untragbare Situation. Migration vom Festland ist unvermeidlich und letztendlich die Wiedereingliederung von Taiwan in die Volksrepublik – es sei denn, Amerika und China führen Krieg um die Insel.

Taiwan könnte zum Sarajevo des 21. Jahrhunderts werden. Dieser Vergleich mag absurd anmuten. Das rasche Bevölkerungswachstum in Serbien führte seinerzeit zu landhungrigen Blicken in Richtung Bosnien, und Russland drängte Serbien, das sich schon lange in Rivalität mit der deutschen Kultur sah, zum Krieg gegen Österreich-Ungarn. Taiwan dagegen hat eine schrumpfende Bevölkerung und eine gemeinsame Kultur mit dem Festland. Eine Million Taiwanesen arbeiten in der Volksrepublik, und taiwanesishe Unternehmen haben 60 Milliarden Dollar auf dem Festland investiert.

Gefahr eines heißen Kriegs

Gleichwohl hat der ehemalige US-Aussenminister Henry Kissinger die Verschärfung der amerikanisch-chinesischen Rivalität mit den Monaten vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs verglichen, und Ex-Admiral James Stavridis, vormals Chef der Pazifikflotte und Nato-Oberbefehlshaber, schildert in seinem jüngst erschienenen Roman «2034», wie die Chinesen einen US-Flugzeugträger versenken und es daraufhin zu einem nuklearen Schlagabtausch kommt. «Die USA und China steuern auf einen kalten Krieg zu. Könnte daraus ein heißer Krieg werden? Gar ein Atomkrieg? Leider lautet die Antwort: Ja», schrieb Stavridis am 9. März in der Zeitschrift *Time*. Die Gefahr liegt in einer ausgeprägten Interessenasymmetrie.

Für das chinesische Regime ist die Integration Taiwans Staatsräson. China ist kein National-



Eine Frage von existenzieller Bedeutung.

staat, sondern ein Reich mit sechs grossen Sprachgruppen und unzähligen kleineren Sprachen und Dialekten. 60 Prozent der Chinesen sprechen kein Hochchinesisch. In China besteht immer das Risiko eines Zerfalls der staatlichen Einheit, wie etwa während des «Jahrhunderts der Schande», das mit den Opiumkriegen begann und mit dem Sieg der Kommunisten endete.

In China besteht immer das Risiko eines Zerfalls der staatlichen Einheit.

te. Rebelle Provinzen sind eine existenzielle Gefahr für jeden chinesischen Staat. Das hat nichts mit Stolz oder «Gesichtswahrung» oder nationalistischer Propaganda zu tun. Es ist eine Frage von existenzieller Bedeutung, weswegen China bereit ist, Krieg zu führen.

Den Amerikanern fällt es schwer, sich auf die neue Realität im Pazifik einzustellen – trotz zahlreicher Planspiele des Pentagons, die von einem Sieg der Chinesen ausgehen. China hat

entsprechende Potenz unweit seiner Küste aufgebaut, darunter vermutlich 350 Raketenabschusseinrichtungen, Marschflugkörper und Laserwaffen, die US-Satelliten ausschalten können, 60 U-Boote, die mit 355 Schiffen grösste Kriegsflotte der Welt sowie etwa 2100 Kampfflugzeuge. China verfügt über das russische S-400-Luftabwehrsystem, das die alten F-16 der taiwanesischen Luftwaffe mühelos vom Himmel holen kann. China kann seine Macht nicht global unter Beweis stellen, hat seine militärischen Kapazitäten aber im eigenen Land ausgebaut.

Nachdem Amerika 6 Billionen Dollar für die Kriege in Irak und Afghanistan ausgegeben hat, ist seine Militärtechnik erschöpft. Man ist abhängig von veralteten GPS- und Kommunikationssatelliten, die gegen Anti-Satelliten-Raketen und bodengestützte Laserwaffen nichts ausrichten können. Das Verteidigungssystem der Marine (Aegis) bietet kaum Schutz vor chinesischen Raketen. Hochrangige amerikanische Militärs wissen seit fast einem Jahrzehnt, dass China US-Flugzeugträger

versenken kann, wie Ex-Admiral Stavridis es in seinem Roman «2034» beschrieben hat.

Aber die USA sind nicht bereit, die Macht mit China zu teilen, geschweige denn China als Nummer eins zu akzeptieren. Manche Beobachter wie etwa Dan Blumenthal und Hal Brands von der neokonservativen Denkfabrik American Enterprise Institute vertreten die Ansicht, dass China im Niedergang befindlich sei und folglich umso eher mit einem baldigen Angriff gerechnet werden müsse.

Amerikanische Waffenlieferungen

Andere wie Elbridge Colby, Planungsexperte im Pentagon unter Präsident Trump, sind dagegen überzeugt, dass China immer stärker werden wird und Amerika nur noch eine Chance hat, diese Entwicklung aufzuhalten. «Angesichts der Grösse Chinas und seines Wachstums ist es abwegig, die militärische Vorherrschaft über China wiedererlangen zu wollen», schrieb Colby. Und wirtschaftlich habe China – unter Zugrundelegung von Kaufkraftparität – Amerika schon längst überholt.

Das sind widersprüchliche, aber sich gegenseitig verstärkende Positionen, die auf ein amerikanisches Agieren hindeuten, das die Wahrscheinlichkeit eines Krieges erhöht. Dan Blumenthal und der ehemalige Nationale Sicherheitsberater John Bolton sprechen sich für eine Stationierung von US-Truppen auf Taiwan aus. Colby, Autor der kürzlich erschienenen Studie «The Strategy of Denial», plädiert für einen Angriff auf chinesische Schlüsseleinrichtungen, mit dem man eine mögliche Invasion von Taiwan verhindern könnte.

1914 diktierte die militärische Logik, dass Mobilisierung unbedingt mit Mobilisierung beantwortet werden müsste. Angesichts des raschen Bevölkerungswachstums in Deutschland kamen die Franzosen zu der Einschätzung, dass es ratsam wäre, eher früher als später Krieg zu führen. Ähnlich reagierten die Deutschen auf den Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes. Im Südchinesischen Meer gilt heutzutage eine ähnliche Logik.

Die USA liefern Waffen an Taiwan, die allerdings nicht geeignet wären, einen Angriff der Volksrepublik zu verhindern. Das war seit der Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit Peking stets stillschweigende Grundlage der «Ein-China-Politik». Die taiwanische Marine verfügt über 4 U-Boote (China hat 60), 4 Zerstörer (China hat 40) und eine Korvette (China hat 72). Die Luftwaffe ist den chinesischen Flug- und Raketenabwehrsystemen unterlegen. Für die taiwanische Armee gilt im Grunde, dass sie sich kampfflos ergeben wird, sobald der erste Schuss fällt.

Peking wird jeden Versuch der Amerikaner, das militärische Gleichgewicht in der Strasse von Taiwan zu verändern, als Abkehr von der «Ein-China-Politik» betrachten, das heisst als



«Haben Sie vielleicht ein Lösungsmittel für Haftungsprobleme?»

einen Schritt hin zu einer permanenten Unabhängigkeit Taiwans. Sollte Amerika Waffen liefern, die Taiwan uneinnehmbar machen würden, dürfte China die Insel besetzen, noch ehe die Vorbereitungen der Amerikaner abgeschlossen sind. In China hat man die imperialistische Strategie des «Teile und herrsche»

Die USA sind nicht bereit, die Macht mit China zu teilen oder China als Nummer eins zu akzeptieren.

in guter Erinnerung. Die antiwestliche Paranoia der Chinesen entspricht dem falschen Bild, das sich der Westen von den Absichten der Chinesen macht. Die amerikanische Politik hat, gewollt oder nicht, die Besorgnis in Peking verstärkt.

Als die Regierung Trump die Islamische Turkestan-Partei von der Liste terroristischer Organisationen strich, schäumte *China Daily*: «Amerika leugnet den terroristischen Charakter dieser Organisation – ein typisches Beispiel dafür, sich über Regeln hinwegzusetzen, wie es ihm gerade passt. In Wahrheit betrachtet Amerika den Terrorismus als Instrument zur Eindämmung anderer Länder, und das wahre Motiv, nämlich die «Eindämmung Chinas», ist offensichtlich.»

Man hat China zu lange gewähren lassen

Amerikanische Verteidigungsexperten geben nur ungern zu, dass man China im Pazifik hat gewähren lassen. Es ist immer gefährlich, auf sich verändernde Machtverhältnisse nicht zu reagieren. Kurz vor dem Fall Singapurs 1942, der schlimmsten Niederlage in der britischen Geschichte, beteuerte Winston Churchill, die Japaner würden «einknicken wie die Italiener», denn sie seien die «asiatischen Itaker». Genau ein Jahrhundert beherrschte die Royal Navy Asien – vom Ersten Opiumkrieg 1841 bis zur Versenkung des Schlachtschiffs «Prince of Wales» durch die Japaner 1941. Heute können US-Flugzeugträger von chinesischen Raketen getroffen werden.

Was sollten die USA tun? Sinnvoll wäre ein Festhalten am Status quo. China wird Taiwan nicht militärisch annektieren, wenn in Peking davon ausgegangen wird, Taiwan noch in diesem Jahrhundert ohne Einsatz von Gewalt heimholen zu können. Dann wäre der Westen gezwungen, scharfe Wirtschaftssanktionen gegen China zu verhängen, was für beide Seiten äusserst schmerzhaft wäre.

Der Westen muss sich damit abfinden, dass er einen konventionellen Krieg vor der chinesischen Küste nicht mehr gewinnen kann. Dies ist nicht das Jahr 1996, als der Flugzeugträger «USS Nimitz» durch die Strasse von Taiwan fuhr, um Peking einzuschüchtern. Selbst einen Atomkrieg kann Amerika nicht gewinnen.

Vorbilder für einen neuen Aufschwung

Die Vereinigten Staaten können ihre Führungsrolle nur bewahren, wenn der relative Niedergang in Produktion und Militärtechnologie umgekehrt wird. Die staatlichen Ausgaben für den Technologiesektor sind von 0,8 Prozent des Bruttoinlandprodukts (BIP) im Jahr 1984 auf gerade einmal 0,3 Prozent in den letzten Jahren zurückgegangen, und die Investitionen im Produktionssektor sind von 2,5 Prozent auf 1 Prozent des BIP gesunken. Wenn Amerika die führende Weltmacht bleiben will, sollte es Kennedys Apollo-Programm und Reagans Strategische Verteidigungsinitiative (SDI) als Vorbilder für einen neuen Aufschwung in Forschung und Industrie nehmen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

David P. Goldman schreibt regelmässige Kolumnen für das Onlineportal *Asia Times* und ist Autor von «You Will Be Assimilated. China's Plan to Sino-Form the World» (2020).



Genf verbannt Voltaire

«Voltaire, kehre zurück. Sie sind verrückt geworden», lautete der Titel eines Pamphlets von Philippe Val. Er war Chefredaktor von *Charlie Hebdo*, als die Satirezeitschrift die dänischen Mohammed-Karikaturen veröffentlichte. Vals verzweifelter Aufruf erfolgte vor dem Attentat auf die Redaktion der Satirezeitschrift – und vor Michel Houellebecqs «Unterwerfung».

Ein Jahrzehnt danach wurde in Paris anlässlich der «Black Lives Matter»-Demonstrationen die Voltaire-Skulptur in der Nähe der Sorbonne Ziel eines Farbenschlages. Zur Reinigung hat man sie demontiert – und nicht wieder aufgestellt: aus Angst und Rücksicht auf jene, die Voltaire als Provokation empfinden könnten – Muslime und Schwarze. Voltaire war ein Religionskritiker und profitierte vom Sklavenhandel.

Jetzt sind sie auch in Genf verrückt geworden. «Man hat mir von hoher Stelle aus geraten, nichts mehr zum geplanten Besuch von Eric Zemmour in Genf zu sagen, wegen der Drohungen», erklärte die Organisatorin der Veranstaltung. Den offenen Brief eines Parlamentariers hatten die Genfer Ikonen Jean Ziegler und Lisa Mazzone mitunterzeichnet. Zemmour sei «rassistisch, sexistisch, homophob, muslimfeindlich und antisemitisch» – in dieser Reihenfolge. Und er komme nach Genf, «um Geld für eine Wahl zu sammeln, welche die Schweiz nicht betrifft». Noch am Dienstag hat der Präsident des FIFDH – des Filmfestivals für Menschenrechte – erklärt, Zemmour sei «nicht willkommen».

Das FIFDH ist zur emblematischen Veranstaltung geworden. Es dokumentiert den Kampf unterdrückter Minderheiten und zelebriert mit den Menschenrechten die Weltoffenheit und Toleranz von Stadt und Republik Genf. Auch Voltaire ist – oder war – Teil ihrer intellektuellen Tradition. Noch stehen die Denkmäler. Doch aus dem Geist von Genf hat man Voltaire verbannt. Es ist nicht mehr möglich, sein religionskritisches Stück «Mahomet der Prophet» zu spielen.

Dafür haben die Genfer Muslimbrüder Tariq und Hani Ramadan gesorgt. Dank seinen Woke-Verbündeten gewann der Islam den Kulturkampf. Über die Folgen der Niederlage in Frankreich hat Eric Zemmour den Genfern einiges zu berichten. Das wollen sie nicht hören und fordern im Namen ihrer Moral der Menschenrechte Zensur. Voltaire, erwache: Der Philosoph der Aufklärung hatte die Meinungsfreiheit auch für Andersdenkende verteidigt. *Jürg Altwegg*

Illegale Impftour

Alain Bersets Corona-Offensive hat ein rechtliches Nachspiel:
Die Künstler waren mit deutschen Reisebussen unterwegs.

Hubert Mooser

Die von Gesundheitsminister Alain Berset und den Kantonen organisierte Impftour war nicht nur ein teurer Flop. Die Geschichte hat jetzt auch noch ein zollpolizeiliches Nachspiel. Laut dem Nutzfahrzeugverband Astag haben zwei Busunternehmen bei der Zolldirektion in Bern die deutsche Carfirma eingeklagt, die anlässlich der Impfwache die Musiker Stress, Stefanie Heinzmann, Baschi und so weiter bei ihrer «Back on Tour» durch die Schweiz karrete.

Im Ausland immatrikulierte Reisebusse dürfen innerhalb unseres Landes keine Transporte durchführen. Vergehen werden mit hohen Geldbussen bestraft. So ist es im Landverkehrsabkommen mit der EU geregelt. Genau das ist aber bei der «Back on tour» geschehen. Astag-Direktor Reto Jaussi sagt dazu: «Die Branche in Deutschland ist über das hiesige Kabotageverbot bestens informiert. Das deutsche Unternehmen hätte den Auftrag also nie annehmen dürfen.» Warum die Deutschen die Transporte trotzdem ausführten, ist unklar.

Ärger in der Branche

Glaubten sie sich womöglich auf der sicheren Seite, weil die Konzerttour in die nationale Impfwache eingebettet war? Es war jedenfalls schon fast dreist, wie die Organisatoren die auffällig gebrandeten Busse mit deutschen Nummernschildern im Beisein von Bundespräsident Guy Parmelin (SVP) auf dem Bundesplatz für die Medien zur Show stellten.

«Der Auftritt hat die Branche verärgert», weiss Jaussi. Der Grund: Es gibt 450 Reisebusunternehmen in der Schweiz mit zirka 3000 Fahrzeugen. Ein Grossteil von diesen steht wegen der Corona-Krise zurzeit nur herum. Und dann lässt man Baschi, Stress und Stefanie Heinzmann in Bussen mit deutschen Kennzeichen durch die Gegend fahren. «Der Bund hat null *Gschpüri* gegenüber den Corona-geplagten Busunternehmen bewiesen», kritisiert der Astag-Direktor.

Doch wer hat die deutschen Cars überhaupt gemietet? Die Impffensive war laut BAG das Teamwork einer interdepartementalen Projekt-

gruppe. Mitbeteiligt waren Staatsfunktionäre von zwei Bundesämtern, die Bundeskanzlei sowie externe Partnerinnen und Partner. Der Projektleiter in Bersets Departement des Innern (EDI) weist darauf hin, dass die «Back on Tour» von der Gadget Abc Entertainment Group organisiert worden sei, welche ihrerseits von der Agentur Rod Kommunikation als Generalunternehmerin beauftragt wurde. Mit anderen Worten: Nicht der Bund hat die deutschen Cars angemietet, sondern die Generalunternehmerin.

Happige Bussen

Es stellt sich allerdings auch die Frage, ob sich die verantwortlichen Bundesstellen blind stellten oder nicht gemerkt haben, dass dabei Transportgesetze verletzt wurden. Die Regulierungsbehörde im Falle von Kabotage ist das Bundesamt für Verkehr (BAV). Ein Sprecher erklärt auf Anfrage, man höre zum ersten Mal davon. Und weiter: «Sollte es sich tatsächlich um Kabotage gehandelt haben, hätte dies rechtsgenügsam festgestellt werden müssen, beispielsweise durch eine polizeiliche Kontrolle. Eine entsprechende Meldung liegt uns bis dato nicht vor.»

Deshalb haben jetzt zwei Schweizer Busunternehmen den Fall bei der Sanktionsbehörde für solche Fälle, der Eidgenössischen Zollverwaltung (EZV) in Bern, angezeigt. Der deutschen Carfirma droht eine happige Busse. Die Impftour war wirklich in jeder Hinsicht ein einziges Debakel.



Amerikas Justiz sendet ein Lebenszeichen der Vernunft

Kyle Rittenhouse hat bei Unruhen in Notwehr zwei Menschen erschossen. Präsident Biden und die Medien vorverurteilten den Teenager. Ein Gericht setzt der Treibjagd nun ein Ende.

Urs Gehriger

Tagelang hielt der Fall Rittenhouse die amerikanische Nation in Atem. In Kenosha, Wisconsin, stand Kyle Rittenhouse wegen zweifachen Mordes vor Gericht. Letzten Freitag sprach die Jury den Teenager in allen Anklagepunkten frei. Von New York über Chicago bis Portland flammten Proteste auf. Das Verdikt hat das Land noch tiefer gespalten.

Wer die Berichterstattung des Falls verfolgt hat, kann darob nicht überrascht sein. Leitmedien hatten das Publikum gezielt aufgestachelt. Der Fall ist das jüngste Beispiel von politischer Voreingenommenheit und medialer Meutejagd.

Perfektes Feindbild

Was war geschehen? Im August 2020 verletzte ein Polizist den Afroamerikaner Jacob Blake bei einer Personenkontrolle in Kenosha schwer. Darauf entluden sich heftige Proteste in der Kleinstadt. Geschäfte wurden geplündert und gingen in Flammen auf, die Polizei war überfordert. Der siebzehnjährige Polizeikadett Kyle Rittenhouse bot bedrohten Geschäftsleuten seine Hilfe an, ein Autohändler nahm dankend an. Als Schutzschild postiert, wurde Rittenhouse von einem Randalierer mit gezückter Waffe bedroht. In der Folge tötete er zwei Angreifer – in Notwehr, wie die Jury, gestützt auf detaillierte Videoaufnahmen, urteilte.

Von Beginn weg ignorierten oder verdrehten die Medien zentrale Fakten. Rittenhouse habe friedliche Demonstranten provoziert. Er sei Mitglied einer Bürgerwehr. Er habe eine illegale Waffe getragen. Nichts davon ist wahr. Im Zentrum stand der Vorwurf, Rittenhouse habe aus rassistischen Motiven gehandelt. Medien konnten dabei bequem Joe Biden zitieren. Dieser hatte Rittenhouse als «weissen Rassist» gebrandmarkt – in Unkenntnis der Tatumstände und obwohl sämtliche Angreifer und Opfer weisser Hautfarbe waren.

Die Tat geschah mitten in einem hartumkämpften Präsidentschaftswahlkampf. Rittenhouse passte perfekt in das Feindbild, das die Demokraten gezimmert hatten: ein rassistischer und tumber Trump-Anhänger, der



Rassismuskeule: Kyle Rittenhouse.

wild um sich feuert und unschuldige Menschen kilt. Biden missbrauchte ihn für seine politischen Zwecke.

Neun Durchsuchungsbefehle wurden gegen Rittenhouse erlassen. Sein Telefon wurde nach Kontakten zu extremistischen und rassistischen Gruppierungen durchsucht. Nichts dergleichen wurde gefunden. Selbstverständlich hatten die Medien davon Kenntnis. Trotzdem porträtier-

Biden gelobte «mit meiner ganzen Seele das Land zu vereinen». Seine Seele muss ein Hort der Finsternis sein.

ten sie Rittenhouse als weissen Rastisten mit Milchbubengesicht. Und als er vor Gericht in Tränen ausbrach, machten sich Celebrities wie Basketballstar LeBron James über ihn lustig.

Gegen Trump

Dass Medien im Kampf um Einschaltquoten Geschichten aufbauschen, ist nichts Neues. Aber dass sie Fakten komplett ignorieren; dass sie Gerüchte portieren, ohne sie zu verifizieren oder zu recherchieren; dass sie dreiste Lügen in die Welt setzen, weil sie in ihr politisches Narrativ passen: Das ist ein Trend, der Hochkonjunktur hat. Im Juni 2020 machte die Geschichte Schlag-

zeilen, Putins Geheimdienste hätten die Taliban ermutigt, Jagd auf amerikanische Truppen in Afghanistan zu machen. Sekundiert von der Presse, warf Kandidat Biden Präsident Trump vor, darüber informiert zu sein und nichts unternommen zu haben. Bis dato gibt es keinen einzigen Beweis dafür.

Ähnlich verhält es sich mit der Theorie über ein Leck im Hochsicherheitslabor von Wuhan. Trump hatte sie früh als möglichen Ursprung der Covid-Pandemie ins Spiel gebracht. Die Medien taten sie als gefährliche Verschwörungstheorie ab. Deren bloße Erwähnung wurde von Plattformen wie Facebook zensuriert. Inzwischen hat sich das Blatt gewendet; die meisten Medien erachten ein Laborleck als plausible Erklärung für die Seuche.

Das brisanteste Beispiel einer Medienkampagne ist die sogenannte Russia Collusion: Trump habe mit Putin kooperiert, um die US-Wahlen zu beeinflussen. Der Vorwurf hing wie ein Schatten über Trumps Präsidentschaft. Täglich strickten Medien an dieser Geschichte. Sie hat sich als komplett falsch erwiesen.

Diese Geschichten folgen einem klaren politischen Muster: Sie richten sich gegen Trump und die Republikaner und stützen Biden und die Demokraten.

Spalter der Nation

Die zwölf Geschworenen in Kenosha haben sich nicht von der Medien- und Promi-Kampagne beeinflussen lassen. Mit dem Freispruch von Rittenhouse hat die Justiz Mut und Unabhängigkeit bewiesen. Der gesunde Menschenverstand hat gesiegt.

Doch das Land steht als Verlierer da. Dafür trägt der US-Präsident zentrale Verantwortung. Zum Amtsantritt gelobte Biden, «mit meiner ganzen Seele das Land zu vereinen». Seine Seele muss ein Hort der Finsternis sein. Nach dem Freispruch weigerte er sich, seine falsche Behauptung, Rittenhouse sei ein «weisser Rassist», zurückzunehmen. Er sei «wütend und betroffen» über das Urteil, erklärte er. Der Präsident ist kein Heiler. Er ist der oberste Spalter der Nation.



Hochwasser-Sommer: Aesch LU, 15. Juli.



Eiszeit in Brüssel: mit Ursula von der Leyen in Brüssel, 23. April.

Geburt eines Staatsmanns

Seine Gegner stellten vor zwölf Monaten seine Fähigkeiten als Bundespräsident in Frage. Doch Guy Parmelin meisterte die Aufgabe souverän. Hier zieht er Bilanz.

Marcel Odermatt

Bevor Guy Parmelin sein Amt als Bundespräsident am 1. Januar begann, waren in Bundesbern schrille Töne zu vernehmen. Der Job sei für den SVP-Exponenten in dieser schwierigen Lage eine Nummer zu gross. «Kann er das?», fragte etwa der *Tages-Anzeiger* rhetorisch. Umfrage-Guru Michael Hermann eilte der Zeitung zur Seite, indem er warnte, dass Parmelin schon vor der Krise Mühe gehabt habe, «im Amt anzukommen».

Beschwörend zogen die Meinungsmacher einen Vergleich mit Parmelins Vorgängerin Simonetta Sommaruga. Die SP-Bundesrätin stemmten sie zur «Landesmutter, Mama Sommaruga» empor. Aber «Papa Parmelin»? Für die Anti-SVP-Vordenker selbstverständlich ein total abwegiger Gedanke.

Akribische Vorbereitung

Bald ein Jahr später darf man konstatieren, dass diese Politikbeobachter wieder einmal danebenlagen. Ihre Erzählung – das Personal der Genossen sei fähig, jenes der Volkspartei unfähig – war zwar immer falsch. Bei Parmelin liess sie ihre Beurteilungskompetenz aber vollends im Stich. Das Präsidentschaftsjahr des Waadtländers darf als gelungen bezeichnet werden. Es passierte ihm kein Fauxpas, er leistete sich keine Schnit-

Bern

zer, er gab sich zu keinem Zeitpunkt eine Blösse.

Dabei absolvierte der Weinbauer und Nichtakademiker eines der schwierigsten Jahre an der Spitze der Exekutive überhaupt. Die Corona-Pandemie, das Verhältnis zur EU oder der verregnete Sommer mit Hochwasser: Ein Fehltritt wäre ein Leichtes gewesen. Doch der 62-jährige Magistrat meisterte alle Tücken souverän, überliess nichts dem Zufall.

«Auf alle wichtigen Auftritte bereitete ich mich mit meinem Team akribisch vor», erzählt er im Gespräch mit der *Weltwoche* in seinem Büro im Bundeshaus Ost. Er habe alle Szenarien

Auch vor dem Souverän hielt sich Parmelin schadlos. Gleich dreimal heimste er einen Sieg ein.

durchgespielt und geübt. Beispielsweise für die Medienkonferenz nach seinem Treffen mit EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen Ende April dieses Jahres. «Ich hatte mir auf alle möglichen und unmöglichen Fragen eine passende Antwort mit meinen Leuten überlegt.»

Einen Monat später folgte unter seiner Führung dann das Nein des Bundesrats zum Rahmenabkommen, der wichtigste Richtungsentscheid dieses Gremiums seit vielen Jahren.

Ein Beschluss, den er auch im Rückblick klar verteidigt: «Wir hatten für den Vertrag weder im Parlament noch in der Bevölkerung eine Mehrheit. Es wäre kontraproduktiv gewesen, wenn die Europapolitik des Bundesrats in einer Volksabstimmung durchgefallen wäre.» Das sei eine wichtige Lehre aus dem EWR-Nein von 1992.

Wert legte er darauf, dass die Mitglieder der Landesregierung in diesen schwierigen Zeiten gut zusammenarbeiten. «Mir war wichtig, dass jede und jeder seine offene Meinung äussert. Ich bin offen, aber ich will, dass man mich von einer Idee überzeugt.» Wichtig war dem Wirtschafts- und Bildungsminister auch die Stimmung unter den sieben. «Das gemeinsame Mittagessen hilft, allfällige Missverständnisse auszuräumen.»

Gespräch mit dem Papst

Nicht nur im Bundesrat konnte der Bauernsohn aus Bursins Akzente setzen. Auch vor dem Souverän hielt er sich schadlos. Gleich dreimal heimste er in den vergangenen Monaten einen Sieg ein. Beim Referendum gegen das Freihandelsabkommen mit Indonesien und bei den beiden Landwirtschaftsinitiativen konnte er dem rot-grünen Lager eine Niederlage zufügen. Bei den Agrarvorlagen legte er



Auf dem Biobauernhof: Kirchdorf BE, 19. April.



Internationale Beziehungen: mit Putin und Biden (v.l.) in Genf, 16. Juni.

sein ganzes Prestige in die Waagschale und trat an Veranstaltungen persönlich auf. Eine Zustimmung hätte laut dem ehemaligen Winzer fatale Konsequenzen gezeitigt. «Wegen des schlechten Wetters hätte es ohne Spritzmittel dieses Jahr keinen Wein gegeben», hält er fest.

Stark berührt hat Parmelin ein Besuch in der Zentralschweiz. Am 27. September 2001 wurden bei einem Attentat im Zuger Regierungsgebäude drei Mitglieder des Regierungsrats und elf Mitglieder des Kantonsrats getötet. In seiner Funktion als Bundespräsident besuchte er den ökumenischen Gedenk Anlass. «Das hat mich sehr bewegt. Ich spürte, wie das schreckliche Ereignis die Menschen immer noch beschäftigt.»

Eine Audienz hatte der Staatsmann im Mai bei Papst Franziskus in Rom. Für den Protestanten Parmelin ein unvergessliches Erlebnis. «Wir haben uns 35 Minuten unterhalten. Seine klaren Worte haben mich sehr beeindruckt.»

Position gestärkt

Besonders gefordert war der SVP-Exponent am 17. Juni: In Genf kam es zwischen dem amerikanischen Präsidenten Joe Biden und seinem russischen Amtskollegen Wladimir Putin zu einem Gipfeltreffen. Als Vertreter jener Partei, die als einzige vorbehaltlos die Neutralität der Schweiz verteidigt, eine ideale Gelegenheit, die Schweiz der Weltöffentlichkeit zu präsentieren. Parmelin nutzte die Möglichkeit geschickt.

Bei der Eröffnung des Treffens bezeichnete er Genf als die «Stadt des Friedens». Das Zusammenkommen entspreche der schweizerischen Tradition des Dialogs und der Verständigung. Ausgerechnet jener Politiker, der wegen seiner manchmal holprigen Sätze in Fremdsprachen («I can English understand») verspottet wurde und angeblich sogar in seiner Muttersprache Französisch Probleme habe, sich auszudrücken, trumpfte auf dem internationalen Parket souverän auf.

Angefangen hatte das Amtsjahr mit einem Schockmoment. Am 6. Januar verkündigte der frischgekürte Bundespräsident zusammen mit Gesundheitsminister Alain Berset in einer denkwürdigen Pressekonferenz, dass die Schweiz einen rechten Teil des gesellschaftlichen Lebens wieder runterfahre. Restaurants, Kulturbetriebe, Sportanlagen und Freizeiteinrichtungen wurden bis auf weiteres dicht gemacht.

Parmelin und sein Parteikollege Ueli Maurer haben bis heute zusammen immer wieder darauf aufmerksam gemacht, dass die Pandemie nicht nur gesundheitliche, sondern auch gesellschaftliche und wirtschaftliche Auswirkungen habe. Kommunikativ signalisierte Parmelin aber bei jedem Auftritt, dass er die Entscheide seines Gremiums zu 100 Prozent mitträgt und gegen aussen vertritt.

Diese Rolle will er weiter wahrnehmen. Der Romand wurde Mitte Februar zum zweiten Mal geimpft. Auf die Frage, ob er sich eine dritte Spritze, einen sogenannten Booster, verabreichen lasse, zögert er keinen Moment. «*Bien sûr*. Natürlich. Das ist notwendig, um den Impfschutz aufrechtzuerhalten.» Um dann schelmisch anzufügen, er sei erst 62 Jahre alt, deshalb dauere es noch einen Augenblick, bis er an die Reihe komme.

Im Bundesrat hat Parmelin mit dem starken Amtsjahr seine Position gestärkt. Es muss ihm und auch seiner Partei eine Genugtuung sein. Parmelin wurde seinerzeit vor allem von den Linken in die Exekutive gewählt, weil er ihnen im Vergleich zu den beiden anderen Kandidaten – dem Zuger Nationalrat Thomas Aeschi und dem Tessiner Regierungsrat Norman

Gobbi – schwächer erschien. Sie witterten ihre Chance, im altbekannten Stil (Samuel Schmid, Eveline Widmer-Schlumpf) die ungeliebte SVP zu schwächen.

«Gerne nochmals antreten»

Die Frage stellt sich, wie es weitergeht. Tritt Parmelin am Ende der Legislatur 2023 zurück, oder hängt er nochmals vier Jahre an? Darauf angesprochen, zeigt er sich vorsichtig. «Das Amt ist mit viel Anstrengung und Stress verbunden», räumt er ein. «Doch wenn ich gesund bin und die Partei einverstanden ist, werde ich selbstverständlich gerne nochmals antreten.»

Typisch Parmelin: Lieber bescheiden agieren, dann positiv überraschen.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



Auf wundersame Weise schien Dr. Wells keinerlei Schmerzen zu verspüren

In Arisdorf BL verursachten Jugendliche unter Einfluss von Lachgas einen tödlichen Unfall. Die Entdeckung dieses Betäubungsmittels war ein Wendepunkt in der Geschichte der Medizin.

Wolfgang Koydl

Eigentlich wollten sich Horace Wells und seine Frau Elizabeth nur einen schönen Tag machen. Man schrieb den 10. Dezember 1844, und in Hartford im US-Bundesstaat Connecticut gastierte eine Chilbi. Seit einigen Jahren gab es auf Rummelplätzen eine Attraktion, die Wells, der eine Zahnarztpraxis betrieb, unbedingt sehen wollte.

Vierzig Gallonen Lachgas hatte der Schausteller Gardner Quincy Colton bereitgestellt, mehr als genug, um dem Publikum ein nicht endendes Gaudium versprechen zu können. Denn das geruch-, farb- und weitgehend geschmacklose Gas löst beim Einatmen Veränderungen der Persönlichkeit aus: Manche singen, andere tanzen, wieder andere reden ohne Unterlass, aber die meisten lachen aus vollem Hals. Daher der Name Lachgas.

Prahlen im Rausch

Der chemische Name ist Distickstoffmonoxid, und isoliert hatte ihn erstmals 1772 der britische Chemiker Joseph Priestley. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts vergnügte sich die britische Oberschicht auf Lachgaspartys – das erste Mal, dass das Gas als populäre Partydroge in Erscheinung trat. Heute feiert es ein Comeback als kostengünstiger Kick, der einen kurzfristigen euphorischen Rausch auslöst, aber auch zu Bewusstseinsstörungen führen kann, wie der tragische Unfall in Arisdorf BL gezeigt hat.

In Hartford nahm die Vorführung ihren Lauf. Die Besucher atmeten das Gas ein und wurden überwiegend fröhlich. Aber der Kaufmann Sam Cooley hatte wohl zu tief eingatmet. Als er von der Bühne herunterstieg, prallte er im Rausch mit dem Schienbein gegen eine Kante und zog sich eine tiefe, blutende Wunde zu. Doch wundersamerweise schien er keinerlei Schmerzen zu verspüren, wie der erstaunte Horace Wells beobachtete.

Schon lange hatte er sich überlegt, ob es nicht eine Möglichkeit gebe, seine Patienten zu betäuben, so dass er ihnen schmerzfrei die Zähne ziehen konnte. Sofort bat er Colton um

ein mit dem Gas gefülltes Ledersäckchen. Er brauchte es für einen Selbstversuch. Tags darauf bat er seinen Assistenten John Riggs, ihm einen Weisheitszahn im Oberkiefer zu ziehen, der ihm schon lange Probleme bereitet hatte.

«Den Zahn zu ziehen, kostete ziemlich viel Kraft», gab dieser später zu Protokoll. «Dennoch zeigte Dr. Wells keine Anzeichen von Schmerzen.» Stattdessen sprang er aus dem

Davor waren Eingriffe, selbst Amputationen, ohne Betäubung durchgeführt worden.

Behandlungsstuhl, riss die Arme triumphierend in die Höhe und verkündete den Beginn eines neuen Zeitalters schmerzfreier Medizin.

Er hatte nicht übertrieben. Bis zu seiner Entdeckung waren medizinische Eingriffe, selbst Amputationen, ohne Betäubung durchgeführt worden – sieht man von der reichlichen Verabreichung alkoholischer Getränke an den Patienten ab. Das Lachgas eröffnete nicht nur Zahnärzten, sondern auch Chirurgen neue Möglichkeiten.

Wells freilich konnte davon nicht profitieren. Obschon er und sein Kollege William Morton in der gemeinsamen Zahnarztpraxis

sehr rasch begannen, ihre Patienten unter Narkose zu setzen, blieb die allgemeine Anerkennung aus. Um sie zu erreichen, organisierte Wells im Massachusetts General Hospital in Boston eine öffentliche Vorführung. Doch das Lachgas wirkte bei dem Versuchspatienten nicht. Offenbar hatte Wells die Dosis für den übergewichtigen Alkoholiker zu niedrig angesetzt.

Verlacht und verspottet kehrte er nach Hartford zurück. Sein Ruf war ruiniert. Kurz darauf erlitt er einen Nervenzusammenbruch. Sein Kollege Morton hingegen anästhetisierte mit Erfolg – wenn auch nicht mit Lachgas, sondern mit Äther. Zu Unrecht galt deshalb er – und nicht Wells – lange als der Erfinder der Narkose.

Wells experimentierte weiter mit Betäubungsmitteln – vor allem mit Chloroform, von dem er allerdings abhängig wurde. Unter dem Einfluss der Droge bespritzte er zwei Frauen auf offener Strasse mit Schwefelsäure und kam in Haft. Drei Tage später schnitt er sich die Beinschlagader auf und verblutete. Vorher hatte er sich mit Chloroform betäubt. Er wurde 33 Jahre alt.

Im Visier der Klimaschützer

Heute wird Lachgas in der Medizin zwar kaum noch eingesetzt, aber Wells ist inzwischen anerkannt als Wegbereiter der Narkose. Das Gas verbreitet seine belebende Wirkung heute in Verbrennungsmotoren, deren Leistungskraft es erheblich steigern kann. Ausserdem hilft es, Schlagsahne aufzuschäumen.

Nur die Klimaschützer haben Distickstoffmonoxid ins Visier genommen. Es gilt nach CO₂ und Methan als dritt wichtigstes Treibhausgas. Ursache ist die Überdüngung landwirtschaftlicher Flächen. Durch einen Prozess namens bakterielle Nitrifikation löst sich aus dem Stickstoff Lachgas. Freilich nicht in Mengen, die beim Spaziergang im Freien euphorische Zustände auslösen können. Sonst hätte Robert Schumanns kleines Klavierstück vom «Fröhlichen Landmann» unversehens eine neue Bedeutung.



„Schön und gut, aber gibt es keinen anderen Rohstoff für unsere Konservendosenproduktion?“

Es lebe die Schönheit

Das *woke* Hier und Jetzt scheint hässlich. Man muss sich seine Prise Glamour förmlich suchen.



Kennen Sie diese Leute, die behaupten, früher sei alles besser gewesen? Gehören Sie, wie ich, auch dazu? Gibt es ein Alter, ab dem es normal ist, sich so zu fühlen? Und vor allem: Haben wir «Ewiggestrigen» tatsächlich unrecht, wie die Progressiven immer behaupten? Oder liegen wir mit unserem Gegenwarts-Pessimismus vielleicht gar nicht so falsch?

Ich frage, weil ich der Auffassung bin, dass ich mit meinen 33 Jahren eigentlich noch zu jung für die Sehnsucht nach der «guten alten Zeit» bin. Weil sich, wenn man daran denkt, bei den meisten Menschen im Kopf eher Waschmittel-Werbespots aus den fünfziger Jahren abspielen als Videoclips von den Spice Girls.

Die Forschung sagt, dass die Ursache für rosige Erinnerungen bei unserer Psyche liegt, sie spielt uns einen Streich. So würden wir negative Erlebnisse und Emotionen in der Retrospektive lediglich verdrängen. Ergebnis: Die Vergangenheit erscheint uns im Nachhinein schöner, interessanter, als sie es tatsächlich war.

Das leuchtet ein, erklärt aber nicht, weshalb ich bereits jetzt über die emotionale Verfassung eines alten weissen Mannes verfüge. Ausserdem bin ich ein rationaler Mensch. Ich weiss, dass wir dazu neigen, die Vergangenheit besser darzustellen, als sie ist.

Nein, die Antwort liegt woanders. Ich empfinde das Hier und Jetzt als Zumutung, weil es tatsächlich oft eine Zumutung ist. Ist die Welt deshalb schlecht? Nein, sicher nicht. Aber mir fällt es zunehmend schwer, das Positive zu sehen, der ideologische Irrsinn erscheint mir allgegenwärtig.

Dieser Irrsinn ist es, der allmählich überhandnimmt. Nicht nur aufgrund von Corona

oder der Kabulisierung deutscher Innenstädte, sondern wegen allem, was sich heute progressiv wähnt und in Wahrheit das Gegenteil davon ist.

Angefangen bei der rassistischen Identitätspolitik der Linken bis hin zur Glorifizierung von Adipositas und Diversität um jeden Preis. Etwa in der Werbung: Heute blicken wir auf H- & M-Werbeplakaten unförmige Frauen – wenn es denn Frauen sind – in noch unförmigeren Kleidern entgegen statt echter Top-Models,

Feminismus heute bedeutet, Frauen mit der Figur eines schlechtgepackten Rucksacks in rückenfreie Glitzerfummel zu stecken.

Schönheiten wie Claudia Schiffer oder Gisele Bündchen. Es gibt kaum noch einen Lebensbereich, in dem man von den gruseligen Ideen der woken Avantgarde verschont bleibt.

Mir scheint, der Sozialismus nimmt überhand, eine Philosophie des Neides. Egal, ob es um Geld geht, das man umverteilt, bis alle gleich arm sind, oder um die Verbannung alles Schönen und Ästhetischen, bis auf jedem Werbebild dieselbe Durchschnitts-Chantal mit Cellulite zu sehen ist. Feminismus früher bedeutete: für Frauenrechte auf die Strasse zu gehen. Feminismus heute bedeutet: Frauen mit der Figur eines schlechtgepackten Rucksacks in rückenfreie Glitzerfummel zu stecken.

Soll das dafür sorgen, dass wir uns besser fühlen? Den Selbstwert aufwerten, wo es doch für viele in Wahrheit nur die endgültige Legitimation darstellt, gar nichts mehr aus sich zu machen? Es lebe die Mittelmässigkeit. Was denn

überdurchschnittlich ist, muss bekämpft werden.

Was übrigbleibt, ist eine Welt, in der das Aussergewöhnliche, die Prise Glamour im Alltag keinen Platz mehr hat. Ja, auch früher war nicht alles goldig-glänzend. Aber immerhin, es gab das Fernsehen, die Filme und die Werbung, die ein bisschen Lametta ins Wohnzimmer brachten, wenn man es brauchte.

Dass ich nicht die Einzige bin, die sich danach sehnt, belegen die Einschaltquoten der wiederbelebten «Wetten, dass...?»-Sendung. Darin widerspiegelt sich nicht nur die Sehnsucht nach einem vergangenen Deutschland, sondern auch die Begeisterung für Menschen wie Thomas Gottschalk, die keinen Wert auf die Regeln der Political Correctness legen. Aus der Zeit gefallen zu sein, macht er zu einem Kompliment.

Gottschalk versinnbildlicht, dass Menschen real und authentisch sind, die nicht auf der Welle des Zeitgeists surfen. «Realness» wird nicht dadurch bestimmt, wie viel Cellulite auf einem Werbeplakat zu sehen ist, sondern dadurch, dass jemand den Mut findet, für seine Meinung einzustehen. Eine Welt, in der wir uns täglich gegenseitig vorlügen, Dinge zu mögen, die wir in Wahrheit gar nicht mögen, ist keinen Hauch ehrlicher als die Welt von früher. Sie ist verlogen, weil wir am Ende dieses Angriffs auf unseren Geist und Geschmack Claudia Schiffer in Unterwäsche noch immer schöner finden, als was uns an woker Realität verkauft wird.

Auch Schönheit ist real, vielleicht sogar realer. Und wo ich sie in dieser immer hässlicher werdenden Welt noch sehe, zaubert sie mir stets ein Lächeln auf die Lippen.

Warum die Gesellschaft zerfällt

Delikte gegen Leib und Leben gehören auch in der Schweiz mittlerweile zum Alltag. Was ist passiert?

Walter Hollstein

Es hat sich Grundsätzliches verändert: Gewalt ist alltäglich geworden, und man muss überall und zu jeder Zeit mit ihr rechnen.

«Es war wieder mal ein Wochenende voller Gewalt in der kriminellsten Stadt der Schweiz», schrieb kürzlich der *Blick*. «In der Basler Ausgangsmeile kam es zu einer Massenschlägerei. Bilder zeigen, wie mehrere junge Männer in der Steinenvorstadt inmitten einer grossen Menschenmenge prügeln.»

Ebenfalls in Basel wurde unlängst auch ein 43-jähriger Mann angegriffen und beraubt. Zwei Unbekannte hatten ihn um 3.30 Uhr nach einer Zigarette gefragt. Nachdem sie diese erhalten hatten, griffen sie das Opfer unvermittelt an.

Eine üble Erfahrung machte zuletzt auch ein 68-jähriger Taxifahrer in Basel. Beim Betreten einer Toilettenanlage wurde er kurz nach 4 Uhr von einem Unbekannten mit einer Gartenschere angegriffen und bedroht. Dem Opfer wurden dabei das Portemonnaie und das Mobiltelefon geraubt.

«Immer ein Messer dabei»

Basel, einst stolze Stadt der Humanisten, ist der schweizerische Hotspot von Gewalt und Kriminalität. Die Folgen sind vielfältig; eine davon ist, dass Gewalt neue Gewalt generiert. *20 Minuten* berichtet: «Seit meine Kollegen bedroht wurden, habe ich immer ein Messer dabei.» Es gibt immer mehr Gewaltdelikte mit Stichwaffen. Das Tragen von Messern sei an manchen Orten bereits normal, sagen Jugendliche.»

Selbstverständlichkeiten sind im Zerfall begriffen. Viele Menschen haben nicht mehr das Gefühl, dass sie ihre eigene Lebenswelt überschauen. Ihnen entgleitet der Alltag. Unsicherheit macht sich breit.

Es ist ein anthropologisches Grundgesetz: Was im Leben selbstverständlich ist, das gibt Kontinuität; Kontinuität gibt Sicherheit, und Sicherheit garantiert Verlässlichkeit. Die Anthropologie weiss: Menschen brauchen Sicherheit – mit sich selbst (Identität), in den



Der ganz normale Wahnsinn.

mitmenschlichen Beziehungen, in ihrer Umgebung und in ihrer Wahrnehmung.

Inzwischen ist Gewalt normal geworden und schafft eine neue, höchst missliche Qualität des Alltäglichen. In seinem Rückblick auf Silvester in der Hauptstadt notiert der *Berliner Tagesspiegel* mit bitterer Ironie: «Die Polizei teilt mit: <Insgesamt positive Bilanz.> Mal abgesehen von den Folklore-typischen Verletzten, abgetrennten Fingern, abgepackelten Autos, sexuellen Belästigungen, Wohnungsbränden und einer Frau,

Basel, stolze Stadt der Humanisten, ist der schweizerische Hotspot von Gewalt und Kriminalität.

die mit ihrem BMW an der Oberbaumbrücke aus Versehen in die Menge fuhr (5 Verletzte – muss extra erwähnt werden, dass die Fahrerinnen betrunken war? Nein, versteht sich von selbst). Ach ja, die Strassenschlacht in Neukölln nicht zu vergessen – der ganz normale Wahnsinn also.»

Eine unmittelbare Folge davon ist, dass immer mehr Menschen nicht mehr länger in Gross-

städten leben wollen; sie zügel in ländliche Regionen. Die Stadtbevölkerung ist 2020 zum ersten Mal seit neun Jahren geschrumpft – in der Schweiz, aber auch in Deutschland. Es verändern sich die Orte der Gewohnheit.

In Parks, die man früher zur Erholung besucht hat, kann man nicht mehr, weil sie von Drogendealern beherrscht werden. Gleiches gilt für viele Fluss- und Seeufer, vor allem abends. Man geht nicht mehr wie früher einfach überall hin und vor allem nicht mehr zu jeder Zeit. Gewisse Stadtviertel sind *No-go-Areas*.

Kreiselkompass vs. Radaranlage

Die Erosion von Verhaltensmustern, die früher das menschliche Zusammenleben strukturiert haben, schreitet voran: Respekt, Rücksichtnahme, die Akzeptanz der staatlichen Ordnung, gegenseitige Hilfe, Höflichkeit, Vertrauen, Zivilcourage – alles Tugenden, ohne die gesellschaftliches Leben zerbrösel.

Das ist uns in der Erziehung auch so vermittelt worden. Eine ihrer wichtigsten Lerninhalte ist, dass es ausser uns noch andere Menschen gibt. Wir lernen, dass auch diese anderen Menschen ihre berechtigten Bedürfnisse haben und dass wir diese Bedürfnisse so respektieren müssen wie die anderen Menschen die unsrigen. Geregelt wird dieser Austausch durch Normen und Werte, Regeln und Gesetze.

In seinem soziologischen Klassiker «Die einsame Masse» unterscheidet David Riesman den «traditionsgeleiteten», «innengeleiteten» und «aussengeleiteten» Menschen. Die industrielle Gesellschaft – hochdifferenziert – braucht den innengeleiteten Menschen, der frühzeitig «einen seelischen Kreiselkompass» in sich aufnimmt, mit dem er – einmal vom Elternhaus in Gang gesetzt ist – fortan auch Signale von anderen Autoritäten aufnehmen kann. Der innengeleitete Mensch wird auf Werte, Prinzipien und Ziele festgelegt, die in einem hohen Masse verinnerlicht werden und als lebenslange Verhaltenssteuerung fungieren.

In der zeitgenössischen Konsumgesellschaft ist dieser Typus obsolet; angesagt ist der aussengeleitete Mensch, der jederzeit in der Lage ist, sich an Trends, Moden und an dem, was jeweils in ist, zu orientieren. Da dieser moderne Zeitgenosse heute nicht weiss, was morgen «für alle selbstverständlich» ist, muss er fähig sein, «Signale von nahe und fern zu empfangen» und sich auf häufige Programmwechsel einzustellen. Kein Kreiselkompass mehr, sondern «Radaranlage».

Selbstbezogen, selbstherrlich

Die Lähmung der einst internalisierten Kontrolle setzt aber unkontrollierte Trieb- und Impulskräfte des Menschen frei und fördert Gewalt. Zeitkritische Sozialwissenschaftler wie Richard Sennett oder Zygmunt Bauman haben darauf schon seit längerem aufmerksam gemacht. Kurz gefasst: Ich-gesteuert statt innengeleitet.

«Innengeleitet» hatte immer den anderen Menschen mitgedacht, sein Daseinsrecht, seine Bedürfnisse und berechtigten Erwartungen. «Ich-gesteuert» impliziert Empathieverlust. Ego manie und Rücksichtslosigkeit gegen andere.

Diese Veränderung ist nicht einfach vom Himmel gefallen; an ihr ist eine gesellschaftliche Dynamik beteiligt, die soziologisch im Begriff der «Individualisierung» erfasst wird.



Damit gemeint ist, dass das Leben von Frauen und Männern aus einst gott- und später gesellschaftsgesetzten Umständen «befreit» ist. Zwänge, wie sie früher bestanden, haben sich aufgelöst, und die Menschen wurden in die alleinige Verantwortung für ihr Leben entlassen. Religiöse Determinanten, Traditionen und Wertvorstellungen sind zusammengebrochen. Das Selbst-Recht dominiert.

Je stärker der Individualschub, desto schwächer die gesellschaftlichen Normen. «Ich-gesteuert» ist eigennütziges Kalkül, nicht nur selbstbezogen, sondern selbstherrlich, meist durchsetzig gegen andere und immer häufiger pur rücksichtslos.

Die Identitätspolitik ist ein neuer Höhepunkt dieser Entwicklung. Jeder denkt nur noch in seiner Blase und setzt das eigene Wohlergehen prioritär. Kollektive Interessen geraten ausser Acht; damit rückt in den Hintergrund, was Gesellschaft eigentlich konstituiert.

Norm- und Regellosigkeit

Der amerikanische Philosoph Mark Lilla hat diese üblen Folgen der subjektivierten Politik in seinem Buch «The Once and Future Liberal» beschrieben; der deutsche Soziologe Michael Hartmann zeigt in seinem materialreichen Buch «Die Abgehobenen», wie kleine Interessengruppen, die sich als Eliten verstehen, dem demokratischen Konsens den Boden entziehen.

Schon einer der Urväter der Soziologie, der Franzose Emile Durkheim, hat eindringlich auf die Folgen solcher Entwicklungen hingewiesen. Er prägte dazu den Begriff der «Anomie». Anomie meint Norm- und Regellosigkeit. Wenn die Verbindlichkeiten gesellschaftlichen Lebens aufgelöst werden, führt das schliesslich zum Zusammenbruch des Gesellschaftlichen.

Walter Hollstein ist emeritierter Professor für Soziologie. Er lebt bei Basel.

CREDIT SUISSE

Alles selbst
managen können.
Aber nicht müssen.
Genau darum geht's.

Mit unseren Vermögensverwaltungs-Lösungen haben Sie die volle Kontrolle über Ihre Anlagen, ohne sich um die Details kümmern zu müssen.

credit-suisse.com/privatebanking

Jetzt
zu Mandaten
beraten
lassen

Fürst zum Anfassen

Das Drama um Charlène von Monaco ist gross. Dabei geht gerne vergessen: Ihr Gatte Albert ist der netteste, unkomplizierteste Monarch, den man sich vorstellen kann.

Hildegard Schwaninger

Ich bin ein grosser Fan der Fürstenfamilie von Monaco. Sie haben alles: Glanz, Glamour und Geld. Schöne Frauen, viele reizende Kinder, hohe Werte, ein sonnenverwöhntes, wenn auch klitzekleines Land – kurz, Lieblinge der Götter, könnte man meinen, wenn da nicht auch so viel Tragik wäre. Der Unfalltod von Gracia Patricia, die Liebesturbulenzen von Prinzessin Stéphanie (u. a. wohnte sie einst mit einem Elefantentrainer in Wollerau), die unehelichen Kinder von Fürst Albert, und dann haben sie auch noch den Ernst August. Den Monegassen bleibt wirklich nichts erspart.

Aber, ganz im Ernst, das, was jetzt passiert, bricht einem das Herz. Charlène, die schöne Fürstin, scheint schwer krank zu sein. Die Bilder, die um die Welt gehen, sind herzerreissend. Am monegassischen Nationalfeiertag, wo Charlène krankheitsbedingt fehlte, halten ihre Zwillingaskinder Jacques und Gabriella Bilder in die Höhe: «Mommy, we miss you», «Mommy, we love you», das tut weh. Und man sieht Fürst Albert, wie er – ganz Staatsmann in seiner Militäruniform – schützend die Hand über seine Kinder hält, viel Liebe im Blick. Wir sind ja alle keine Romantiker, aber das rührt einen schon.

Nachfahren von Piraten

Dass Fürst Albert beliebt ist, ist allgemein bekannt. Er gilt als Fürst zum Anfassen, er ist gutartig, leutselig, seine Bodenständigkeit wird bewundert. Er ist sportlich und ökologisch engagiert. Spektakulär war seine Teilnahme an einer Nordpolexpedition, die auf die Gefahr der Erderwärmung hinweisen sollte; ausserdem sorgt er dafür, dass in seinem Reich, wo schnelle Autos ein Thema sind (Rallye Monte Carlo), mehr und mehr Elektroautos unterwegs sind. Die Monegassen lieben ihren Fürsten. Wie sie die ganze Grimaldi-Familie lieben, obwohl diese, wie bekannt, von Piraten abstammt (was vielleicht noch beiträgt zum romantischen Zauber). Vom Friseur Jean-Jacques, der sich seit Jahren um des Fürsten spärliches Haupthaar kümmert, wis-



Viel Liebe im Blick: Fürst Albert und die Zwillinge Gabriella und Jacques am Nationalfeiertag.

sen die Kund(inn)en, dass Albert der netteste, freundlichste Mensch ist und unkompliziert immer mit den anderen Kunden im Raum sitzen will und nicht in einem VIP-Séparée.

Die Fürstenfamilie von Monaco ist glamourös, attraktiv und durchaus zugänglich (gut fürs Geschäft – die Leute kommen gern nach Monte Carlo). In der Schweiz ist sie hautnah präsent. Prinzessin Stéphanie geht, wenn sie den Circus Knie besucht, zum Coiffeur «Parucchiere» im Zürcher Seefeld. In St. Moritz sieht man Prinzessin Caroline auf Festen im «Badrutt's Palace»-Hotel. Caroline von Hannover trinkt zum Essen gern Cola mit Whisky und kann durch die Finger pfeifen. Und Fürst Albert, der mal Olympiateilnehmer im Bobsport war, wuselt bei der Bobbahn herum.

Sehnsucht einer Frau

Um Menschen, an deren Geheimnisse man nicht herankommt, brodeln oft die Gerüchteküche. Gerüchte, nach denen Albert sich zu Männern hingezogen fühle, wurden erst entschärft, als zwei uneheliche Kinder auftauchten. Und Charlène soll vor der Hochzeit geflohen sein, weil sie plötzlich Angst bekam. Angst vor ihrem eigenen Mut. Dass sie erst am Flughafen in Nizza vom Geheimdienst geschnappt und zurück in den goldenen Käfig gebracht wurde,

ist ein Gerücht, das von selbsternannten Monaco-Kennern nach wie vor kolportiert wird. Obwohl von Albert öffentlich dementiert.

Albert war ewiger Junggeselle. Erst mit reifen 53 Jahren heiratete er eine wunderschöne Frau. Charlène, die Schwimmerin aus Südafrika. Ihr Blick in die Ferne, den man auf den Bildern, die um die Welt gehen, sieht, wurde schnell als Unglücklichsein und Ehekrise interpretiert. Ist dieser Blick die Sehnsucht einer Frau, die in den Weiten Südafrikas aufgewachsen ist und nun im klitzekleinen Monaco fest sitzt?

Heute weiss man: Das Drama Charlène ist gross. Eine Tragödie! Die Bilder, die sich nach zehn Monaten Südafrika bei der Rückkehr nach Monaco zeigen, sind alarmierend: Sie sieht schwer krank aus. Schwach. Entkräftet. Schockierend, wenn man bedenkt, dass sie ehemalige Spitzensportlerin ist.

Souveränität in den Genen

Fürst Albert hat eine grosse Souveränität (ein Fürst, «le souverain», hat das in den Genen). Nach dem Grundsatz «Never complain, never explain» ignorierte er Gerüchte über seine Ehe. Sie liessen ihn kalt. Wurden sie doch in die Welt gesetzt von Menschen, die ihn nicht einmal kennen. Aber jetzt – ungewöhnliche Zeiten fordern ungewöhnliche Taten – gab er der Lokalzeitung *Monaco-Matin* ein privates Interview.

Seine Frau sei krank, sie könne ihre Pflichten weder als Landesmutter noch als Mutter ihrer Kinder wahrnehmen, sie werde in einer Klinik ausserhalb Monacos behandelt. Die Ehe sei intakt, sämtliche Trennungsgerüchte aus der Luft gegriffen. Er werde sich jetzt, wo seine Frau abwesend sei, noch mehr um die Kinder kümmern. «Meine Familie hat erste Priorität», so das Staatsoberhaupt. Zudem bittet er, sein Privatleben zu schonen und vor allem der Fürstin «Ruhe und Frieden» zu gewähren.

Daran sollten wir uns halten. Fertig mit Spekulationen! Auch eine Fürstenfamilie hat das Recht auf Respekt.

BRIEF AUS WIEN

Matthias Schreiner



Seit Freitag überschlagen sich die Ereignisse. Bundeskanzler Alexander Schallenberg hat ab Februar 2022 eine landesweite und generelle Impfpflicht verkündet. Bei Verweigerung drohen hohe Verwaltungsstrafen, wer nicht zahlt, muss in Haft. Die Welle der Empörung kocht in den sozialen Medien, und am Samstag gab es eine Grossdemonstration in Wien, bei der laut Veranstalter rund 100 000 Menschen auf der Strasse waren.

Die Österreicher werden Zeugen einer beispiellosen Polarisierung ihrer Gesellschaft. Jene, die schon geimpft sind, werden gezielt gegen die noch Ungeimpften aufgehetzt, welche als die einzigen Schuldigen der Krise dargestellt werden. Der Chef der Oppositionspartei FPÖ, Herbert Kickl, erklärte in seinem ersten Statement: «Seit heute ist Österreich eine Diktatur.» Auch wenn Kickl für griffige Formulierungen bekannt ist, sind solche Worte komplett neu in einem Rechtsstaat Mitteleuropas.

Kanzler Schallenberg betont, er wolle keineswegs die Bevölkerung spalten, sagt aber einen Satz später, dass er es nicht einsehe, wenn eine unbelehrbare und un-solidarische Minderheit die Freiheit der vernünftigen Mehrheit gefährde. Er entschuldigte sich auch explizit bei den Geimpften für den notwendigen Lockdown.

Die Spaltung der Gesellschaft ist überall spürbar. In vielen Konversationen mit Berufskollegen, Freunden und Verwandten klingt durch, dass beide Seiten zusehends Radikalpositionen vertreten: Die Ungeimpften fühlen sich in ihrer Freiheit durch die staatlichen Zwangsmassnahmen

bedroht, während sich die Geimpften in ihrer Freiheit von den Ungeimpften bedroht fühlen. Gerade unter den gebildeten Schichten scheinen die Fronten besonders verhärtet. Unzählige Freundschaften sind hier schon zerbrochen.

Eine merkwürdige Stimmung herrschte, als die Demonstration am Wiener Christkindlmarkt vorbeizog. Der beliebte Weihnachtsmarkt war gut besucht, alle Besucher waren

Die Österreicher werden Zeugen einer beispiellosen Polarisierung ihrer Gesellschaft.

geimpft, da dort eine 2-G-Regel herrscht, welche am Eingang auch streng überprüft wurde. Davon separiert der Demonstrationszug mit den überwiegend Ungeimpften.

Das Wort «Aufstand» ist bisher noch nicht gefallen, es liegt aber eine Spannung in der Luft, die historisch bewanderte Menschen an die Zeit von 1848 erinnert, als es in Wien zur bisher einzigen bürgerlichen Revolution gegen das übergriffige Regime des Fürsten Metternich kam.

Warum ist es gerade Österreich, das die Pandemie mit den radikalsten Massnahmen zu bekämpfen versucht? Vielleicht erinnert sich die Politik an den Beginn der Pandemie, als Österreich sehr schnell mit drastischen Massnahmen erfolgreich war, was von der Bevölkerung durchaus honoriert wurde. So hat man im Sommer 2020 proklamiert, dass die Impfung der einzige Weg aus der Krise sei – wohlgermerkt ein halbes Jahr bevor der

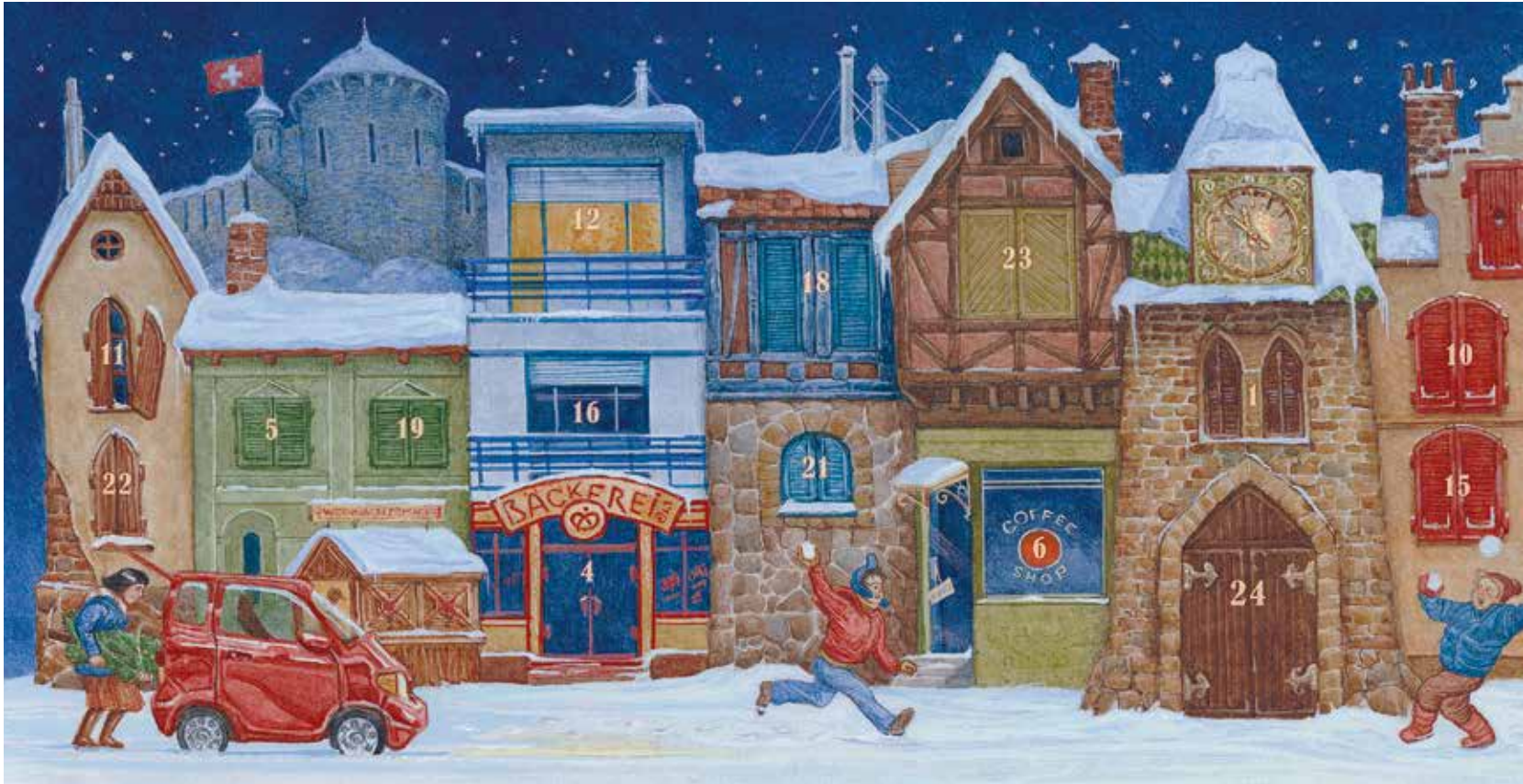
Impfstoff zugelassen wurde. Jetzt, nachdem klar wurde, dass dieses Versprechen nicht zu halten ist, findet die Politik keinen Ausweg aus dem selbstverursachten Dilemma.

Hier in Österreich ist der Gehorsamkeitsgeist besonders ausgeprägt. Er erklärt sich historisch aus der monarchistischen Vergangenheit. Der starke Föderalismus im Land ist ein rein politischer, die demokratischen Strukturen sind lange nicht so stark ausgeprägt wie in der Schweiz.

So ist auch die Frage, ob es sich bei solchen drastischen Massnahmen nicht um unzulässige Eingriffe in Grundrechte handle, hierzulande nicht im Zentrum der öffentlichen Debatte. Der Hinweis, dass die Obrigkeit diese als zweckdienlich ansieht, genügt, um verfassungsrechtliche Bedenken als untergeordnet zu erklären. Hier ist noch die Aussage des damaligen Bundeskanzlers Sebastian Kurz in Erinnerung, der zu verfassungswidrigen Verordnungen gemeint hat, dass es juristische Spitzfindigkeiten seien und diese Verordnungen nach Beanstandung des Verfassungsgerichtshofs ohnehin nicht mehr gültig sein würden.

Der Eindruck der letzten Wochen ist, dass die Regierung austestet, wie weit die Bevölkerung Eingriffe in die Grundrechte akzeptiert. Dieses Mal könnte sie zu weit gegangen sein.

Matthias Schreiner, 52, ist promovierter Lebensmittelchemiker und Privatdozent. Er arbeitet an der Universität für Bodenkultur in Wien.



Unbeschwerte Freude am Neuen.

Zukunft ist Einstellungssache

Plädoyer für mehr Advent im Kopf.

Gottfried Locher

Es ist Adventszeit. Rund um den Globus bereiten sich gut zwei Milliarden Menschen auf Weihnachten vor, fast ein Drittel der Weltbevölkerung. Sie feiern die Geburt Jesu, das Kommen Gottes, den «Adventus Domini», der dem Advent seinen Namen gibt. So auch in der Schweiz: Unsere Gesellschaft säkularisiert sich zwar seit Generationen kräftig, aber christliche Bräuche halten erstaunlicherweise auch dann noch, wenn der dazugehörige Glaubensinhalt schon verdampft. Beliebt sind nach wie vor die Adventskränze, auf welchen Sonntag für Sonntag eine neue Kerze angezündet wird. Auch die Adventskalender sind weit verbreitet; unvermindert ist offenbar die altersunabhängige Neugier, was sich wohl hinter den Türchen versteckt. Was aber bedeutet «Advent»? Wer sich die Mühe macht, findet hier eine heitere Botschaft für Menschen mit und ohne Glauben. Dazu drei Gedanken, zuerst aber ein bisschen Geschichte.

Ein bisschen Geschichte

Der Advent ist eine alte Einrichtung. Papst Gregor der Grosse hat ihn im 7. Jahrhundert kirch-

lich geregelt, seine Wurzeln reichen noch weiter zurück. Seither gilt in der katholischen Kirche eine vierwöchige Adventszeit, sogar die Reformationskirchen halten sich daran. Die Dauer des Advents berechnet sich von hinten her, am 24. Dezember ist Schluss, aber vier Sonntage müssen immer darin Platz haben. Das ergibt dann mindestens 22 und höchstens 28 Tage Adventszeit, je nach Kalenderjahr. Ausser man wohnt zufällig im Bistum Lugano, dort sind es sechs Sonntage wie im tonangebenden Mailand nebenan.

Eine kirchliche Machtfrage war auch die Festsetzung des Adventsdatums. Dass ein Lichterfest besser in die dunkle Jahreszeit passt, leuchtete sozusagen ein. Aber wann genau? Wieder ein Papst mit Namen Gregor verordnete im 16. Jahrhundert eine Kalenderreform, die nach ihm benannte gregorianische. Mächtig, wie ein Papst damals noch war, hat er sie gleich für alle Nationen in seinem Einflussbereich vorgeschrieben. Nicht so im Osten, dort hat der Papst bekanntlich nichts zu sagen, einige Ostkirchen sind deshalb beim alten julianischen Kalender ge-

blieben. Bis heute feiert man in Belgrad oder Moskau zwei Wochen später Weihnachten, also erst nach Neujahr. Daran halten sich auch die serbisch- oder russisch-orthodoxen Gemeinden in der Schweiz und feiern am 7. Januar. «Zweimal Weihnachten» hat also Tradition.

Heiterer Blick nach vorne

Tradition ist wichtig. Aber der Advent ist, theologisch gesagt, eher das Gegenteil, er ist auf Zukunft ausgerichtet. Im Advent erscheint vieles zeichenhaft, alles weist nach vorne, auf das, was noch kommt, auf Weihnachten. Jeden Tag ein neues Bild im Kalender, bis alle Fenster offen sind, und jede Woche eine neue Kerze im Adventskranz, bis alle Kerzen brennen, das sind zwar zwei verschiedene Bildsprachen, aber sie haben doch dieselbe Botschaft: Wir warten auf Weihnachten. Eigentlich ist der Advent ein einziger grosser Weihnachts-Countdown. Bildlich spricht auch jede Weihnachtskrippe, die man im Advent aufstellt. Maria und Josef, Hirten und Schafe, Engel und Adventssterne, alle sagen sie dasselbe: Schau auf Weihnachten. Die alten



Bräuche sind theologisch aufgeladen und bleiben doch unmittelbar verständlich. Sie kommunizieren spielerisch, bleiben doch präzise. Keine PR-Agentur bekäme das besser hin. Das ist die Botschaft des Advents: Rechne immer damit, dass etwas Gutes bevorsteht. Sei grundsätzlich optimistisch und lass dich nicht von Problemen runterziehen, die vielleicht bald schon passé sind. Halte den Blick frei für Neues, für Zukünftiges und fokussiere deine Energie auf das, was erst im Entstehen ist. Mit Sicherheit bringt die Zukunft auch dir hin und wieder ein bisschen «Weihnachten».

Solche Zuversicht ist keine naive Schönfärberei. Dass das Leben nicht nur aus Weihnachten besteht, gehört zur DNA des Christentums und damit auch zum Advent. Schliesslich geht die Geschichte mit Jesus nach Weihnachten noch weiter und führt zum Karfreitag, in eine absolute Katastrophe, den Foltertod am Kreuz. Advent wird es Jahr für Jahr in einer brutalen Welt. Interessanterweise sind Menschen, die Schweres erlitten haben, oft ansteckend optimistisch. Der heitere Blick überzeugt am meisten hinter einem gefurchten Gesicht.

Nur wenigen wird der Optimismus schon in die Wiege gelegt. Sie haben den Adventsgeist quasi mit der Muttermilch eingesogen. Für alle andern ist er eher eine Sache der bewussten Einstellung und dann der Übung, denn einen heiteren Blick kann man durchaus trainieren. Einige besitzen ihn bis nahe an den Tod heran und je nach persönlicher Glaubenshaltung

sogar über den Tod hinaus. Allen aber sagt der Advent das Gleiche: Blick heiter nach vorne. Irgendwann weihnachtet es.

Innovation liegt in der Luft

Typisch Advent ist allerdings noch etwas anderes: Innovation. Der Advent ist eigentlich gar nichts anderes als Innovation, Erneuerung. Denn wie sein Name sagt, handelt er vom Kommen Gottes in die Welt. Und damit von der grössten Innovation in der Geschichte, die man sich überhaupt nur denken kann. Advent ist quasi der «God Level» der Innovation. Das bildet die christliche Tradition gekonnt ab, indem sie die Adventszeit genau auf die Bruchstelle zwischen altem und neuem Kirchenjahr legt, in den Dezember.

Allerdings ist diese Zeit nicht ganz so harmlos, wie ihre süffige Glühwein- und Lebkuchenstimmung suggeriert. Denn Innovation bringt Veränderung, und Veränderung führt fast immer zu Spannungen. Plötzlich muss jemand etwas loslassen, was ihm ans Herz gewachsen ist. Das schafft Konflikte, nicht nur in Glaubenssachen, sondern eigentlich überall, sicher in der Politik und in der Wirtschaft. Innovation macht plötzlich Produkte und Dienstleistungen obsolet, von denen Arbeitsstellen und Löhne abhängen. Jeder Aufbruch zu Neuem bedeutet einen Abbruch von Altem.

Und doch bleibt Innovation unverzichtbar für Fortschritt und Wohlstand. Innovativer Adventsgeist ist ein Gemisch aus Vorahnung,

Unruhe, Aufbruchstimmung und Schaffenskraft. Zum Glück gibt es Menschen, die einen solchen Geist das ganze Jahr über versprühen, zum Beispiel in der Kunst, in der Küche, in der Werkstatt und in der Wissenschaft. Solche Menschen haben einen untrüglichen Spürsinn für Dinge, die zwar noch nicht da sind, aber doch schon irgendwie in der Luft liegen. Sie können sich Neues schon vorstellen, bevor es existiert, in ihrem Kopf ist also «Adventszeit». Men-

«Advent» empfiehlt sich als Haltung für alle, die vom Leben noch etwas erwarten – egal, wie alt sie sind.

schen mit einem ausgeprägten Adventsgeist verdanken wir wichtige Entdeckungen, aktuell zum Beispiel die Covid-Impfung. Ein innovatives Milieu muss deshalb ganzjährig herrschen, nicht nur symbolisch im Advent. Unsere politischen Entscheidungsträger sind gut beraten, beim Schutz des Innovationsklimas in unserem Land auch so viel Enthusiasmus zu entwickeln, wie sie das in anderen Klimafragen an den Tag legen. Etwas mehr Adventsgeist täte dem Bundeshaus jedenfalls gut.

Erleben, nicht zerreden

Zusammengefasst: «Advent» empfiehlt sich als Haltung für alle, die vom Leben noch etwas erwarten, egal, wie alt sie sind. Dazu gehört ein heiterer Blick nach vorne und die unbeschwertere Freude am Neuen. Advent ist auch, symbolisch gesprochen, jener Augenblick, an dem etwas anfängt, das gut kommt. Wer den Adventsgeist in sich trägt, sieht die Zukunft im Durchschnitt als Chance und nicht als Bedrohung.

Aber man soll den Advent erleben, nicht zerreden. Jetzt gibt es Adventskonzerte und Weihnachtsmärkte, Adventskränze und Adventskalender. Tauchen Sie ein in diese Trainingszeit der Zukunftsorientierung. Zum Beispiel mit dem *Weltwoche*-Adventskalender: 24 faszinierende Bilder, Gemälde, Comic-Figuren, Karikaturen und Symbolbilder, ein einzigartiges Panoptikum; dazu jeden Tag eine kurze Bildbesprechung per Online-Video und jeden Tag einen passenden Bibelspruch, sorgfältig für Sie ausgewählt, ohne Missionsabsicht, aber mit Provokationspotenzial. «Fensterln» Sie mit uns, online und in Papierform, gehaltvoll und kostenlos. Alle sind willkommen, Innovative und Bewahrende, Heitere und Zweifelnde, Fromme und weniger Fromme, *Weltwoche*-Verächter und Köppel-Fans. Eine schöne Adventszeit allerseits.

Gottfried Locher war Präsident der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz, Präsident des Schweizerischen Rates der Religionen und Präsident der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa.

Europas wahre Herrscherin

Deutsche Politiker streiten sich um das Finanzministerium. Dabei liegt die Macht bei EZB-Präsidentin Christine Lagarde.

Leonhard Fischer

Bei meinem letzten Besuch kam Deutschland mir irgendwie trist, voller Selbstzweifel und ein wenig verloren vor. Doch das soll ja jetzt alles anders werden. Das Land bekommt eine neue Regierung. Die sogenannte Ampelkoalition, eine merkwürdige Mischung aus Sozialdemokraten, Grünen und FDP, steht kurz vor dem Ende ihrer Koalitionsverhandlungen. Ein sorgsam inszenierter Konflikt in diesen Verhandlungen war, welche der drei Parteien den Posten des deutschen Finanzministers besetzen darf.

Dieses Privileg wird wohl an die FDP gehen. 2009, bei der Bildung einer Koalition mit der CDU, hatte die FDP schon einmal die Chance, dieses zentrale Ministerium zu übernehmen. Damals zog die Partei es jedoch vor, dem in erster Linie nur noch protokollarisch relevanten Aussenministerium vorzustehen. Ein Fehler, denn die Aussenpolitik in Berlin wird schon seit langem im Kanzleramt entschieden. Dazugelernt, möchte man sagen. Wenn da nicht ein klitzekleiner Nachteil wäre.

Reaktion und Gegenreaktion

Heutzutage ist es nämlich egal, wer unter Christine Lagarde das deutsche Finanzministerium verwalten darf. Geführt werden die Finanzen im Euro-Raum inzwischen von der Europäischen Zentralbank (EZB) und ihrer Chefin Lagarde. Sie war schon französische Finanzministerin, als das deutsche Finanzministerium noch die Machtzentrale im Euro-Raum darstellte. Sie kennt das Spiel besser als jeder im heutigen Berlin. Zudem ist sie sicher eine der erfolgreichsten und gewieftesten Personen in der europäischen Politik.

Doch genau hier liegt das Problem. Die zentrale Aufgabe der EZB ist die Sicherung der langfristigen Stabilität des Euro. Lagarde erscheint dieses Ziel aber wohl ein wenig zu banal und kleinkariert. Das Herz der Politikerin schlägt eher für die Rettung des Weltklimas oder mindestens für die Rettung Europas. Und sie hat echte Macht, mehr als der deutsche Finanzminister.

Zum einen hat die EZB in den letzten Jahren durch den Kauf von Anleihen von Staaten und Unternehmen aus der Euro-Zone ihre Bilanz-

summe unilateral von zwei auf sieben Billionen Euro erhöht. Ein Zuwachs von mehr als dem Fünfzehnfachen der jährlichen Steuereinnahmen des deutschen Bundeshaushalts und knapp dem Achtfachen der Schweizer Wirtschaftsleistung eines Jahres. Mit dieser Macht entscheidet die EZB zunehmend, wer in Europa zu welchen Bedingungen Kredit bekommt.

Zum andern ist die EZB die einzige wirklich eigenständige Institution auf paneuropäischer Ebene. Bei ihrer Gründung wurde eben sehr viel Wert darauf gelegt, dass die Politik nicht in das



Politisierung des Geldes:
Zentralbankerin Lagarde.

Geldhandwerk pfusche. So ist die EZB von den Weisungen der Regierungen unabhängig und Lagarde, einmal ernannt, auf acht Jahre nicht absetzbar. Bedingungen, von denen normale Politiker nur träumen können.

Aber keine Reaktion ohne Gegenreaktion. Und so gehen die Reichen hin und leihen sich Geld zu null Zins, um Unternehmen, Immobilien und Aktien zu kaufen. Damit entsteht eine gefährliche Ungleichheit. Ein leichter Zugang zu Krediten entscheidet, wer in Zeiten von Negativzinsen im Euro-Raum zu den Gewinnern oder den Verlierern zählt. Aber auch die Jugend scheint den Wert der von EZB und Co. geschaffenen Währungen nicht mehr unbedingt für nachhaltig zu hal-

ten. Ein bedeutender Teil von ihnen stellt grundsätzlich die existierende Geldordnung in Frage, mit Kryptowährungen, allen voran Bitcoin.

Widerstand der Eliten

Die oft gestellte Frage, ob ich an den Bitcoin glaube, sagt viel über seine wahren Stärken und Schwächen aus. Es ist ein Glaubenskampf, der von Gegnern und Anhängern mit quasi religiösem Eifer ausgefochten wird. In jedem Fall ist der Erfolg des Bitcoins in den letzten Jahren auch ein geldpolitischer Misstrauensantrag gegen die Zentralbanken. Da dem Bitcoin keine realen Werte zugrunde liegen, beruht sein Preis nur auf der Übereinkunft seiner Nutzer, ihn als Wertehaltungsmittel zu akzeptieren.

Revolutionär ist, dass dies gegen den Widerstand der Geldeliten gelang. Nebenbei bemerkt: Auch der Wert des Goldes besteht in erster Linie auf einer solchen Übereinkunft. Im Gegensatz dazu ist der Euro eigentlich ja durch die wirtschaftliche Leistungskraft seiner Mitgliedstaaten abgesichert. Doch auch diese Deckung ist nicht absolut. Zum einen kann sie von den eigenständigen Nationen jederzeit entzogen werden. Und zweitens scheint die EZB, wie andere grosse Zentralbanken, die Interessen der normalen Sparer zu ignorieren, was jederzeit einen abrupten Vertrauensverlust auslösen könnte. Der Bitcoin stellt finanztechnisch eine Wette auf so einen Vertrauensverlust und im schlimmsten Fall gar ungeordneten Bruch unseres Geldsystems dar.

Kommen wir zurück zu Christine Lagarde. Sie personifiziert geradezu die konsequente Politisierung des Geldes und die Überreizung der Macht der Zentralbanken, was letztlich für den normalen Sparer nicht gut ausgehen kann. Leider spricht deshalb und aus vielen anderen Gründen einiges dafür, dass wir in der Tat in der Endphase unseres heutigen Geldsystems leben. Die entscheidende Frage für uns alle wird sein, ob der Übergang in welche neue Ordnung auch immer geordnet oder ungeordnet abläuft. Aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Leonhard Fischer ist ein deutscher Manager und Finanzunternehmer.

KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



Herbst ist Kinozeit. Kinos sind immer noch die Höhlen unserer flüchtenden Träume – mit Maske. Kino-Kasse für Daniel Craigs letzten James Bond «No Time to Die»? 708 Millionen Dollar weltweit.

Ich bekam jetzt die Oscar-Media-Einladung für den 27. März 2022 – virtuell. Das Covid-protocol steht noch in den Sternen von Hollywood. Vermutlich also im Smoking vor meinem iMac oder am Pool.

Oscar-Geheimtipp: «House of Gucci» – eine Art Pate der Modewelt, von Regie-Genie Ridley Scott (83, «Gladiator» etc). Oscar-Favoritin: Lady Gaga als mörderische Gucci-Schlange.

Das grösste Kino des Corona-Herbstes ist der Guck-Gigant Netflix (214 Millionen zahlende Abonnenten). Der derzeitige Streaming-Welthit ist die Actionkomödie «Red Notice» mit Hollywoods neuem Superstar Dwayne «The Rock» Johnson – mit 270 Millionen Instagram-Followern (die neuste Hollywood-Währung). In den letzten fünf Jahren soll der Samoa-Hüne 430 Millionen Dollar verdient haben – und der Ex-Wrestler hat's verdient. Sein Leben ist ein Märchen: «Geld war nie das Ziel. Ich wollte nur nie pleite sein! Heute ist alles ein Wunder!»

«Red Notice» ist ein 200 Millionen teurer, selbstironischer Mix aus James Bond, «Mission Impossible», «Indiana Jones» und «Ocean's 11–13», frei ab zwölf. Beim Corona-Lockdown in den Studiohallen in Atlanta ge-

dreht statt in Rom, Sibirien oder im Dschungel. Der kindische Zauber: 1500 computeranimierte camera effects-Shots. Die Co-Stars: Ryan Reynolds («Deadpool») und die Israeli Gal Gadot («Wonder Woman»), die übrigens auch die sexy Hexe in Disneys neuem «Snow White» spielen wird.

Innert einer Woche guckten Dwayne-Johnson-Fans das Spassabenteuer um die Jagd nach den drei Schmuckeiern der Kleopatra (!) 148,7 Millionen Stunden lang. Johnsons Action-Double ist der Muskel-Zwilling Tanoai, «Stunt Person of the Year».

Hollywoods Schlüssellochbuch des Jahres ist «Will – Die Autobiografie». Es ist die unglaubliche Lebensbeichte des witzigen, 8 Milliarden Dollar schweren Weltstars und drogenfreien Rappers Will Smith (53, «Men in Black»). Ein Energiewunder.

Mit elf musste er eine Mauer bauen gegen seinen prügelnden Vater – und Helden. Ziegel um Ziegel, das wurde zu seinem Lebensmantra. Mit 21 gewann er den Grammy. Mit 10 000 Dollar in der Tüte eines Gangster-buddies, der drei Tage später erschossen wurde, flog er nach Los Angeles zu einer Party des Musikgenies Quincy Jones (Motto: «Keine Paralyse durch Analyse!»). Eine Nacht, die Wills Leben veränderte: Vorsprechen beim Cocktail, Vertrag in der Limousine.

Will wurde der «Fresh Prince of Bel-Air» – mit 22. Zum fünfzigsten Geburtstag stürzt er 550 Meter tief in den Grand Canyon – bei einem Heli-Bungee-Sprung. Es geht um Sex, Haremsgelüste, Selbstzweifel, Scheidungen,

Sinnsuche mit Dschungeldrogen (Ayahuasca), Luxus, Privatjets, Vatemord-Gedanken, Schwimmenlernen, Vorbild Tom Cruise.

Wills Lieblingsbücher: «Der Alchimist» von Paulo Coelho und Joseph Campbells «Der Heros in tausend Gestalten» (empfohlen von Steven Spielberg): «Darauf baut meine ganze Filmkarriere auf!» Als ich Will das letzte Mal traf, war er relaxt wie in einer geistigen Hängematte: «Ich muss nicht mehr die Nummer eins sein! Ich brauche nicht noch mehr Geld. Das Lächeln des Glücks kommt nicht von aussen, sondern von innen. Geben macht glücklich.»

Will ist Oscar-Geheimtipp für «King Richard», in der Rolle des Vaters der Tennis-Queens Venus und Serena Williams.

Erobert Multitalent Matthias Schweighöfer (40, «Army of the Dead») Hollywood via Netflix? Kultregisseur Zack Snyder («300») vertraut ihm die Regie und die Hauptrolle in der Panzerknacker-Actionkomödie «Army of Thieves» an (mit Schweighöfers Lebenspartnerin Ruby O. Fee). Der freche Junge aus der DDR brillierte in der Top-Talkshow mit Jimmy Fallon (Zitat: «Der Justin Timberlake aus Deutschland»).

Still und mutig errichtete Schweighöfer eine Filmfirma mit hundert Mitarbeitern. Sein witziger Panzerknacker-Held Ludwig Dieter streamt sich in die amerikanischen Fanherzen. Kultregisseur Wolfgang Petersen (80, «Das Boot», «Troja» et cetera): «Er hat das Zeug zum Star.» *A german Star is born!*

Sehnsuchtsort für Beamte

In Glasgow hat sich die Schweiz vertraglich verpflichtet, ihr CO₂ auf Vanuatu zu kompensieren. Der Ablass ist dem Bundespersonal eine lange Flugreise wert.

Christoph Mörgeli



Reisezeit: zwei Tage und zwei Nächte.

Es ist das erklärte Ziel der Schweiz, ihre CO₂-Emissionen bis 2030 um die Hälfte zu reduzieren. Dies würde allerdings unsere Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft genau wie unseren Wohlstand zertrümmern. Darum soll ein Teil dieser Reduktion im Ausland geschehen, nämlich mit steuerfinanzierten «Klimaschutzprojekten». Die Schweiz als Musterschülerin hat im Oktober 2020 mit Peru den weltweit ersten Kompensationsvertrag unterzeichnet. Im Rahmen der Klimakonferenz von Glasgow hat Umweltministerin Simonetta Sommaruga nun mit dem südpazifischen Inselstaat Vanuatu entsprechende bilaterale Abkommen unterzeichnet. Auf dortigen Inseln sollen künftig Solarpanels installiert werden.

Was gut und grün gemeint war, ist für die Chefin von Greenpeace schon im Ansatz falsch: Die Schweiz solle gefälligst ihre Klimaprobleme im eigenen Land lösen, meinte Jennifer Morgan mit schneidender Stimme im Schweizer Radio. Bundesrätin Sommaruga hielt schwach da-

gegen: Selbstverständlich würden wir im Inland «schon aus eigenem Interesse» alles irgend Mögliche fürs Klima tun: «Aber wenn wir zusätzlich auch in andern Staaten CO₂ reduzieren können, und zwar mit Investitionen, die sonst nicht gemacht würden, dient das ja auch dem Klima.»

Auf der Schwarzen Liste der EU

Nach Peru, Ghana, Senegal und Georgien wird jetzt also auch der Staat Vanuatu zum Kompensationsland. Die über 16 000 Kilometer Luftlinie entfernte Inselgruppe ist per Flugzeug in rund zwei Tagen und zwei Nächten zu erreichen – allerdings schwerlich ohne CO₂-Ausstoss. Man kann sich vorstellen, wie viele Bundesbeamte die Gelegenheit ergreifen werden, diese Traumdestination mit aquamarinfarbenem Ozean, unberührten Stränden, Palmen und Sandelholzbäumen, das farbige Leben rund um die Korallenriffe, den strahlenden Glanz der Tropensonne oder die Pracht des südlichen Sternenhimmels zu geniessen. Zumal mittlerweile die Luxushotellerie auch in

Vanuatu blüht und gedeiht. Zwei Schweizer Botschafter waren schon dort, ebenso ein Mitarbeiter des Innendepartements. Die Umweltbeamten werden demnächst folgen.

Simonetta Sommaruga begründet die exotische Wahl mit dem Hinweis, es bestehe dort ein Interesse an diesem Abkommen. Auch setze man «hohe Standards» bezüglich «Einhaltung der Menschenrechte». Seit 1980 sind die 83 Inseln von Vanuatu mit 300 000 Einwohnern

Die wirkliche Gefährdung für die dortige Bevölkerung besteht in den tropischen Zyklonen.

ein souveräner Staat, eine demokratische Republik – zwar Uno-Mitglied, aber blockfrei. Was die Menschenrechte betrifft, so wurde dort das Frauenstimmrecht im November 1975 garantiert. Womit sich die Vanuatuer noch vier Jahre länger Zeit nahmen als die Schweizer Männer. Laut weltweitem Korruptionsreport zahlt ein

Drittel der Menschen im Pazifik Korruptionsgelder. Vanuatu steht als Steueroase auf der Schwarzen Liste der EU. Amnesty International rügt die Zunahme der Elendsviertel in der Hauptstadt Port Vila, wo es an Trinkwasser und Sanitäreinrichtungen fehle. «Die Gewalt gegen Frauen stieg weiterhin an, wobei die Täter nur selten vor Gericht gebracht wurden.»

Kein Kannibalismus mehr

Nach den vom Bundesrat eingeforderten «strengen Normen» bei den Menschenrechten tönt dies nicht. Immerhin hat die uralte Tradition der Menschenfresserei in Vanuatu ein Ende gefunden. Der letzte dokumentierte Fall von Kannibalismus geschah im Jahr 1969, wobei – wie die einschlägigen Quellen berichten – die Opfer nicht wie in den Witzzeichnungen als Ganzes in den Kochtopf gesteckt wurden. Die Stammeshäuptlinge liessen sie vielmehr sorgfältig in kleine Stücke zerlegen und danach auf Spiesen über dem Feuer braten.

Ziemlich sicher muss also Bundesrätin Sommaruga nicht befürchten, von den Einheimischen verspeist zu werden, sollte sie dereinst die Schweizer CO₂-Kompensationsprojekte besichtigen wollen. Der frühere Aussenminister Didier Burkhalter hat jedenfalls einen Arbeitsbesuch in Vanuatu im Jahr 2013 schadlos überstanden. In Bern zu wenig beachtet wurde allerdings die Tatsache, dass die Wirtschaft vor allem in der Hauptstadt Port Vila von den Chinesen beherrscht wird. Diese besitzen bereits über die Hälfte der Geschäfte, bleiben strikt unter sich und sind ziemlich unbeliebt. Wie sich die Hilfe für Vanuatu mit der menschenrechtlich ausgerichteten China-Strategie des Aussendepartements zusammenfügt, scheint erklärungsbedürftig.

Schlechte medizinische Versorgung

Dass Schweizer Finanzhilfe im pazifischen Eiland hochwillkommen ist, versteht sich von selbst. Zwar betont die Energieministerin, man schaue bei den CO₂-Investitionen, ob es «im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit» bereits Kooperationen gebe. Nur gehört Vanuatu nicht zu den Schwerpunktländern der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza). Auch stellt sich die Frage, ob die Geldflüsse in Solarpanels auf den Inseln wirklich dem Klima helfen und den realen Gefahren vorzubeugen vermögen. Vanuatu belegt den weltweit ersten Platz bezüglich möglicher Naturkatastrophen. Die eigentliche Gefährdung für die dortige Bevölkerung besteht in den tropischen Zyklonen, die regelmässig schwere Verwüstungen anrichten. 2015 wurden wegen eines besonders heftigen Wirbelsturms über dreitausend Inselbewohner obdachlos. Zahlreich sind auch die schweren Erdbeben aufgrund der geologisch-tektonischen Lage. Dazu kommen Vulkanausbrüche, welche die Behausungen regelmässig

zerstören. Doch wie steht es um die Gefahr der Klimaerwärmung beziehungsweise des Meeresspiegelanstiegs?

Die Forscher gehen davon aus, dass der Meeresspiegel ein Millimeter pro Jahr ansteigt. Tatsächlich wurden schon Landstriche mit Häusern weggeschwemmt. Ebenso richtig ist aber, dass die Vulkantätigkeit immer wieder neues Land schafft, das über den Meeresspiegel hinausragt. Die Inseln wachsen insgesamt dank der Vulkane noch immer an. Selbstverständlich versichern die offiziellen Klimatologen, die Tätigkeit von Zyklonen sei eine Folge der Klimaerwärmung. Diese Behauptung bleibt aber umstritten, genau wie die Frage, ob die Tropenstürme in neuerer Zeit wirklich gehäuft auftreten.

Allerdings plagen die Menschen in Vanuatu im Alltag andere Probleme: Sie haben für ihre Kinder kein Schulgeld, und im Krankheitsfall fehlen die Mittel für eine medizinische Versorgung. Die Christianisierung durch britische und französische Missionare führte zu

Die Vanuatuer verstehen nicht, dass sich im reichen Westen viele kein eigenes Haus leisten können.

innerfamiliären Spannungen, etwa bei der Ausübung der überlieferten «heidnischen» Tanzrituale und bei der zugehörigen (spärlichen) Bekleidung. Eine höhere Schulbildung ist zweischneidig: Wer sich besser ausbilden lässt, ist in der Regel der indigenen Kultur verloren und kehrt nicht mehr in die angestammten Dörfer zurück.

Dafür finden die Bewohner der Inseln von Vanuatu mit ihren hundert Sprachen das Notwendige zum Überleben in der direkten Umgebung, nämlich Früchte und Gemüse aus heimischem Boden und wilde Schweine in den Wäldern. Auch verstehen die Vanuatuer nicht, dass sich im reichen Westen viele Menschen kein eigenes Haus und keine Wohnung leisten können. Sie finden diesen Missstand leicht behebbar: Man brauche dazu lediglich ein Beil, etliche Holzstangen und geflochtene Palmblätter.



THIEL

Asymptomatisch

Parmelin: Und, wie läuft die Impfkampagne?

Berset: Nicht gut.

Parmelin: Läuft sie etwa schlecht?

Berset: Schlechter als schlecht. Es ist geradezu furchtbar!

Parmelin: Was läuft denn schief?

Berset: Alles läuft grad furchtbar schief.

Parmelin: Wieso?

Berset: Vermutlich hat mich die Task-Force falsch beraten.

Parmelin: Was ist denn los?

Berset: Es gibt Nebenwirkungen.

Parmelin: Wovon?

Berset: Von der Impfung. Die Impfung verursacht Nebenwirkungen.

Parmelin: Schwere?

Berset: Ja. Die Intensivstationen sind voll.

Parmelin: Aber wir haben doch seit letztem Jahr 700 Intensivbetten abgebaut.

Berset: Deshalb sind die Intensivstationen voll.

Parmelin: Und gibt es bei den schweren Nebenwirkungen auch tödliche Verläufe?

Berset: Ja, zum Glück.

Parmelin: Wieso zum Glück?

Berset: Natürlich nicht zum Glück für die Betroffenen, aber zum Glück für die Bevölkerung, denn ohne tödliche Verläufe wären die Intensivstationen noch voller.

Parmelin: Aber bei diesen Nebenwirkungen handelt es sich doch sicherlich um Ausnahmen.

Berset: Nein, leider kommen die Nebenwirkungen sehr häufig vor. Fast alle Geimpften haben Nebenwirkungen.

Parmelin: Das kann doch gar nicht sein.

Berset: Wir haben getestet. Und fast alle Geimpften, die wir auf Antikörper getestet haben, sind positiv.

Parmelin: Das ist doch logisch, denn dazu ist eine Impfung doch da, damit die Geimpften Antikörper bilden. Aber unter Nebenwirkungen verstehe ich Symptome.

Berset: Nein! Eben nicht! Es gibt auch asymptomatische Nebenwirkungen! Und die kommen gerade erschreckend häufig vor.

Andreas Thiel

Nur wer geimpft ist, darf sterben

Der «Verein Sterbehilfe» hat seinen Sitz in Zürich, unterhält aber auch in Hamburg ein Büro, von wo aus lebensmüde und sterbewillige Menschen betreut werden. 2009 in einem Dorf am Ende der Welt – genauer Oststeinbek in Schleswig-Holstein – gegründet, hat der Verein nach eigenen Angaben bis November letzten Jahres «über 2000 Mitglieder in schwierigen Lebensphasen beraten und über 300 Mitglieder beim Suizid begleitet».

Ich habe dazu keine elaborierte Meinung, denke aber, wenn man schon keine Möglichkeit hat, darüber zu entscheiden, ob und wann man geboren werden möchte, ist der Wunsch, den Moment des Abschieds zu bestimmen, legitim und nachvollziehbar. Das ist auch die Ansicht des obersten deutschen Gerichts in Karlsruhe, das Anfang 2020 das «Selbstbestimmungsrecht am Lebensende» zu einem Grundrecht erklärt und damit Beihilfe zum Selbstmord legalisiert hat.

Aber so einfach, wie es sich anhört, ist die Sache nicht.

Corona kompliziert nicht nur das Leben, sondern auch das selbstbestimmte Sterben. Zur Betreuung der «sterbewilligen Mitglieder» des Vereins braucht es vor allem «menschliche Nähe». Die aber ist «Voraussetzung und Nährboden» der Coronavirus-Übertragung.

Deswegen hat der Verein am 19. November beschlossen, Sterbehilfe nur noch «für Geimpfte und Genesene» zu leisten, das heisst, nach der 2-G-Regel zu verfahren.

Ausgerechnet ein tödliches Virus verhindert ein gewolltes Ableben.

Der Sterbewillige muss pumperlgesund sein, wenn er aus dem Leben scheiden möchte. Das aber, fürchte ich, sind die wenigsten, die um Sterbehilfe bitten.

Ich bitte, es nicht als Pietätlosigkeit zu verstehen, wenn ich sage, dass der ganze Vorgang auch eine komische Komponente hat. Da will jemand aus dem Leben scheiden und darf es nicht, weil er positiv getestet wurde. Ausgerechnet ein tödliches Virus verhindert ein gewolltes Ableben. Wird Zeit, dass sich der Verein umbenannt – in «Lebenshilfe e. V.».

Henryk M. Broder

Chancen für Aussenseiter

Andrea Caroni kritisiert die Richterwahl per Los als «Würfelbecher». Seine Argumente sind nicht stichhaltig.

Margit Osterloh

Andrea Caroni, Präsident der Gerichtskommission, stellt unter dem Titel «Nein zum Würfelbecher» in der *Weltwoche* Nr. 46 Behauptungen auf, die eine Entgegnung verlangen. Die Schweizer Justiz sei unabhängig, schreibt er. Ist unabhängig, wer nur eine Chance für das Richteramt hat, wenn er Mitglied einer Partei ist? Genauer: der Partei, deren Sitz gerade frei wird? Sind das die Bestmöglichen? Die dann auch noch brav diese Partei mit einem Teil ihres Gehalts finanzieren? Ist unabhängig, wer zu Parteianlässen erscheinen und sich sagen lassen muss, welches Urteil der Parteilinie entspricht, weil es sonst Probleme bei der Wiederwahl gäbe? Nach Auskunft des ehemaligen Mitglieds der Gerichtskommission Lukas Reimann geht es bei der Wahl in allererster Linie um die politische Haltung. Die Gewaltentrennung zwischen Legislative und Judikative bleibt dabei auf der Strecke.

Die Schweizer Bevölkerung, so Caroni weiter, habe Vertrauen in die Justiz. Solche Umfrageergebnisse gab es. Diese zeigten aber auch, dass das Vertrauen in die Parteien auf einem Tiefstand ist. Wie viele Schweizer wussten bei der Umfrage vor der Justiz-Initiative, wie abhängig Richter von den Parteien sind?

Geschacher wird verhindert

Das Parlament Sorge dafür, dass die Werthaltungen der Bevölkerung transparent und ausgewogen abgebildet würden. Was hilft die Transparenz dem einzelnen Rechtssuchenden? Jeder Entscheid ist ein Einzelentscheid. Nützlicher ist eine vielfältige, durch das Los ausgewählte Richterschaft. Nur 5 Prozent der Wahlberechtigten sind in einer Partei. Es ist kaum anzunehmen, dass Parteimitglieder so unterschiedliche Dimensionen wie Geschlecht, Migrationshintergrund, Stadt-Land-Wohnort, Einkommen oder sexuelle Orientierung «ausgewogen» in ihren Werthaltungen repräsentieren.

Die Fachkommission sei ein technokratisches Gremium, dessen Werthaltungen man nicht kenne. Die Expertenkommission soll interdisziplinär zusammengesetzt sein. Die Chance auf

eine echte Ausgewogenheit der Werthaltungen ist damit viel grösser als bei der derzeitigen Gerichtskommission.

Caroni erschauert beim Gedanken, dass man sich der Expertenkommission andienen müsse, um in den Lostopf zu kommen. Das Andienen bei der gegenwärtigen Gerichtskommission – die anders als die vorgesehene Expertenkommission abschliessend über die Postenbesetzung unter Parteimitgliedern entscheidet – löst bei ihm kein Schaudern aus.

Geistesgrössen wie Rousseau und Montesquieu haben nur das Los als wahrhaft demokratisch bezeichnet.

Empirische Befunde zeigen, dass sich bei Ankündigung eines Losverfahrens mehr und vielfältigere, leistungsstarke Aussenseiter bewerben, die im jetzigen Verfahren kaum eine Chance haben. Nichts verhindert besser als das Los das Geschachere um Posten, das unweigerlich auftritt, wenn es um das Ausmarchen von Positionen im Parteienproporz geht.

Die Fachkommission könnte sogar nur eine Person pro Sitz in den Lostopf kommen lassen. Der Gesetzgeber muss die Regeln für die Expertenkommission vorgeben. Dazu müsste gehören, dass je freiwerdende Position eine fixe Anzahl von Kandidierenden bestimmt wird. Die von Caroni unterstellte Manipulation könnte so leicht verhindert werden. Bei der Anwendung des Losverfahrens für den Kleinen Rat in Basel im 18. Jahrhundert hat sich zum Beispiel gezeigt, dass die «Wahl zu Sechsen» viel mehr Aussenseiter von ausserhalb des *Daigs* in den Kleinen Rat gebracht hat als die «Wahl zu Dreyen».

Demokratie statt Lotterie. Von einem Ständerat könnte man erwarten, dass er weiss: Geistesgrössen wie Rousseau und Montesquieu haben nur das Los als wahrhaft demokratisch bezeichnet.

Margit Osterloh ist emeritierte Ökonomieprofessorin sowie Forschungsdirektorin bei Crema, Zürich.

Neophyten sind besser als ihr Ruf

Naturfreunde bekämpfen eingewanderte Pflanzen.
Dabei sind die meisten unbedenklich, viele sogar willkommen.

Erwin Jörg

Sursee

Sobald der Mensch anfing, fremde Kontinente zu entdecken und zu bereisen, hat er auch Tiere und Pflanzen auf diese Reisen mitgenommen oder von diesen Reisen mitgebracht.

Pflanzen, die man seit der Entdeckung von Amerika (1492) bei uns gewollt oder ungewollt eingeführt hat und die sich bei uns etablieren konnten, nennt man Neophyten. Wörtlich übersetzt bedeutet «Neophyten» «neue Pflanzen». Rund 500 bis 600 Neophyten werden heute zur Schweizer Flora gezählt.

Die meisten dieser Arten wurden als Zier- und Nutzpflanzen angepflanzt. Nur wenige Arten hat man unwillentlich eingeschleppt. Allen gemeinsam ist, dass sie den Sprung in die Wildnis geschafft haben und sich dort selbständig halten, vermehren oder sogar ausbreiten können.

Viele dieser Pflanzen kennt man, ohne zu wissen, dass es sich um Neophyten handelt. Die Mehrheit von ihnen hat sich gut in unsere Umwelt integriert und die heimische Flora bereichert, wie zum Beispiel die Rosskastanie, Lamarcks Nachtkerze, das Kleine Springkraut oder der Stechapfel.

Nächtliches Schauspiel

Die im 16. Jahrhundert aus Südosteuropa eingeführte Rosskastanie, als Park- und Alleebaum häufig angepflanzt, kann man zuweilen auch verwildert in lichten Wäldern antreffen. Sie hat weisse Blüten mit einem zentralen gelben Fleck.

Dieser Fleck signalisiert den Insekten, dass es Nektar zu holen gibt. Geht der Nektar langsam zur Neige, wechselt die Farbe über Orange zu Rot. Dies wird von den Insekten als Stopp-signal erkannt, und sie besuchen diese Blüten nicht mehr.

Lamarcks Nachtkerze wurde im 17. Jahrhundert aus Nordamerika eingeschleppt, und man findet sie sehr häufig entlang von Strassen und an Bahndämmen. Sie überwintert als Blattrosette und blüht erst im zweiten Jahr. Das



Stoppsignal für Insekten: Gemeine Rosskastanie (*Aesculus hippocastanum*).

leuchtende Gelb der Blüten ist schon von weitem sichtbar.

Spannend ist es, zu beobachten, wie sich eine Blüte während der abendlichen Dämmerung innerhalb weniger Minuten öffnet. Bis zum nächsten Mittag ist sie bereits verblüht. Am folgenden Abend wiederholt sich das faszinierende Schauspiel mit neuen Blüten.

Das Kleine Springkraut wächst häufig in unseren Wäldern. Aus Nordasien stammend, hat es sich auch bei uns wohnlich eingerichtet. Nachweislich ist es 1837 aus dem Berliner Botanischen Garten verwildert und kommt heute praktisch in ganz Mitteleuropa vor.

Stacheliger Fruchtstand

Wie sein Name erahnen lässt, springen seine reifen Samenkapseln bei Berührung explosionsartig auf, und die Samen werden bis über drei Meter weit fortgeschleudert. Wie die heutige Verbreitung zeigt, ist diese Ausbreitungsmethode sehr effizient.

Seit dem 17. Jahrhundert kommt auch der Stechapfel bei uns vor. Das subtropische Nordamerika ist seine natürliche Heimat. Er ist ein einjähriges Kraut, das bis über einen Meter gross werden kann. Da der Stechapfel wärmeliebend ist, fehlt er in den Alpen.

Seine langen Trichterblüten können nur von Nachtfaltern mit langen Saugrüsseln bestäubt werden. Sein stacheliger Fruchtstand hat ihm den Namen gegeben. Die getrockneten Blätter wurden früher zur Therapie von Asthma eingesetzt. Die giftigen Alkaloide der Pflanze führten aber oft auch zu Vergiftungen oder sogar zu Todesfällen.

Ein paar der Neophyten verhalten sich in der Natur leider weniger freundlich. Da sie weder Feinde noch Konkurrenten haben, breiten sie sich stark aus und verdrängen dabei die einheimischen Pflanzen.

Einige Arten sind sogar gefährlich für unsere Gesundheit, andere können Bachufer destabilisieren oder Bauten schädigen. Diese Problempflanzen bezeichnet man als invasive Neophyten.

Bärenklau und Berufkraut

Zurzeit gelten in der Schweiz 58 Arten als nachweislich schädliche oder potenziell schädliche invasive Neophyten (Schwarze Liste und Watch List von Info Flora). Diese wenigen Arten können eine Bedrohung für Mensch, Vieh oder Umwelt sein.

Hierzu gehören die allgegenwärtigen Amerikanischen Goldruten, das oft entlang von Gewässern vorkommende Drüsige Springkraut und die Asiatischen Staudenknöteriche, der Riesen-Bärenklau und das sich gross auf dem Vormarsch befindende Einjährige Berufkraut.

Von den rund 600 bei uns eingebürgerten Neophyten verursachen also nur etwa zehn Prozent Probleme. Die grosse Mehrheit verhält sich völlig harmlos und unauffällig. Damit die schädlichen Neophyten nicht überhandnehmen, müssen sie bekämpft werden.

Erwin Jörg ist Biologe und betreibt die Internet-Site www.neophyt.ch.

Dufour, der Spielverderber

Kaum im Amt, stört ein Gemeinderat in Ittigen BE mit spitzen Fragen den Dorffrieden. Per Verordnung wollen die Alteingesessenen den zugezogenen Genfer zum Schweigen bringen.

Alex Baur

Fast alle Schweizer waren schon in Ittigen, viele haben bei der Raststätte «Grauholz» mal einen Kaffee- oder Tankstopp eingelegt; trotzdem dürfte die 11 000-Seelengemeinde am Autobahnkreuz vor Bern nur wenigen ein Begriff sein. Ittigen hat den Ruf einer «Schlafgemeinde», in die man nur zügelt, weil der Wohnraum in der Stadt rar und teuer geworden ist. Und das dürfte auch der Grund gewesen sein, warum Xavier Dufour, damals dreissig, Doktorand an der juristischen Fakultät der Uni Bern, 2019 mit Frau und Tochter nach Ittigen zog.

«Feuer im Dach»

Damals wäre auch kaum einer auf die Idee gekommen, dass Dufour in den Gemeinderat von Ittigen einziehen würde. Der Genfer hatte wohl als SVP-Jungpolitiker schon für Aufmerksamkeit gesorgt. Doch zu seinem Amt kam er über ein Inserat, mit dem die SVP Ittigen – ein Novum im Kanton Bern – mangels Anwärtern in der Partei einen Kandidaten gesucht hatte. Dufour wurde auf Anhieb gewählt. Anfang dieses Jahres zog er in den Gemeinderat ein.

«Es dauerte keine zwei Wochen, da war schon Feuer im Dach», erinnert sich ein Insider. Bereits bei der ersten Sitzung habe der Neue hartnäckig Fragen gestellt, Einsichtnahme in die Akten verlangt und juristische oder buchhalterische Ungereimtheiten moniert. Das war man sich in Ittigen nicht gewohnt. Die Irritation der Alteingesessenen um den vollamtlichen Gemeindepräsidenten Marco Rupp, der seit 25 Jahren (wegen der Amtszeitbeschränkung mit kurzem Unterbruch) in der Exekutive wirkt, schlug bald in offene Feindseligkeit um. Xavier Dufour reagierte mit aufsichtsrechtlichen Anzeige beim Regierungsstatthalter. Gemäss der Zeitung *Der Bund* geht es um «finanzielle Unregelmässigkeiten».

Die Retourkutsche des politischen Establishments liess nicht auf sich warten. Und sie fiel heftig aus. Per Mehrheitsbeschluss änderte der

Ittigen

Gemeinderat in einer ausserordentlichen Sitzung kurzerhand die Verwaltungsverordnung – und erteilte sich selber die Kompetenz, einem unliebsamen Mitglied nicht nur sämtliche Dossiers zu entziehen, sondern auch dessen Zugriff auf alle Informationen, Intranet inklusive. Gemäss offizieller Sprachregelung geht es nur darum, «die Handlungsfähigkeit des Gemeinderates zu stärken und Lücken in der bestehenden Verordnung zu schliessen». Faktisch handelt es sich um eine «Lex Du-



«Kontrolle ist besser»: Xavier Dufour (SVP).

four». Im Klartext: Volkswahl hin oder her, der aufsässige Genfer soll kaltgestellt werden.

Was auf den ersten Blick als kuriose Dorfposse um einen etwas vorlauten Neuling anmuten mag, erweist sich bei näherem Hinsehen als Lehrstück über die Verletzlichkeit unseres demokratischen Systems, das den Gemeinden eine gewisse Autonomie einräumt. Je weiter man in die Innereien der Geschichte vordringt, desto verschwommener werden die Konturen zwischen Gut und Böse. Doch vor Gericht kann nur einer recht bekommen.

Ittigen wird seit Menschengedenken von der «Bürgervereinigung» (BVI) regiert. Ursprüng-

lich handelte es sich um einen Zusammenschluss aller bürgerlichen Parteien, der einst der «roten Gefahr» die Stirn bieten wollte. Mit der Abwanderung der Industrie aus der Vorortsgemeinde verschwanden die einst gefürchteten Gewerkschaften, neue Wählersegmente zogen ein. Die SVP und die in Ittigen historisch gewichtige EVP scherten aus. Heute besteht die Bürgervereinigung noch aus FDP, Mitte und GLP. Sie will keine Partei sein. Die BVI preist sich als allein dem Wohl der Gemeinde verpflichteter Verein, was bei vielen Wählern etwelcher Particouleur gut ankommt.

Der Verbund verfügt auf kommunaler Ebene über ein Gewicht, welches die Summe der Wählerstimmen der involvierten Parteien bei weitem übersteigt. Die BVI stellt jeweils vier von sieben Sitzen im Gemeinderat wie auch in der Geschäftsprüfungskommission, die Ersteren überwachen soll. Alle anderen Kommissionen haben lediglich eine beratende Funktion. So regiert das Mitte-Kartell die Gemeinde faktisch im Alleingang. Der vollamtliche Gemeindepräsident Marco Rupp wird mit jährlich 220 000 Franken (plus Zulagen) nicht nur wie ein Manager honoriert. Alles läuft über das Pult des in der Baubranche und bei der kantonalen Verwaltung bestens vernetzten gelernten Ortsplaners.

Mitte-Kartell regiert Gemeinde

Die Vormachtstellung äussert sich in zahlreichen Petitionen. Anders als alle anderen Parteien lagerte die BVI etwa bis vor kurzem ihr gesamtes Material inklusive Archiv im Keller der Gemeindeverwaltung. Eine formelle Regelung gab es nicht, es war einfach Praxis. Bis Spielverderber Dufour dazwischenfunkte. Murrend zog die BVI ihre Habe ab. Jetzt wird nach einer Lösung gesucht, welche alle gleichermassen berücksichtigt. Das mag kleinlich anmuten. Und das wäre es wohl auch, wenn diese Praxis nicht als Privileg eines überparteilichen Klüngels gedeutet werden könnte, der nicht zwischen den eigenen Interessen und jener der Gemeinde unterscheidet.

Die Allmacht wird in der neusten Ausgabe des Vereinsorgans *BVI-News* versinnbildlicht. Seite eins ist einer Jazzveranstaltung der BVI gewidmet, mit freiem Eintritt für alle Bürger, daneben das Editorial von BVI-Präsident Martin Thomann. Es folgen vier halbseitige Beiträge, in denen sich die vier BVI-Gemeinderäte selbst anpreisen. Der Rest ist gefüllt mit sage und schreibe 22 Inseraten: Das lokale Gewerbe, Architekten, Consulting-Firmen, die Seniorenresidenz Talgut und die Kita Gurit, die UBS, ja sogar die kantonale Gebäudeversicherung GVB sponsert das Kartell der Mitteparteien.

Das mag auf den ersten Blick sympathisch anmuten. Wenn man bedenkt, dass praktisch alle Inserenten mit der Gemeinde geschäftet und auf den Goodwill der Behörden angewiesen sind, schwindet das Behagen rapide. Würde die UBS ihre Negativzinsen auf dem Gemeindevermögen weiter kassieren dürfen, wenn sie sich beim Inserieren nicht erkenntlich zeigte? Oder suchte sich Ittigen dann vielleicht eine andere Bank? Wie ist es mit den Aufträgen an die Architekten und Planer? Was wäre, wenn sie plötzlich andere Parteien mit ihrem Werbebudget beglücken würden?

Doppelrolle des Parteienbundes

Schleierhaft ist, nach welchen Kriterien die öffentlich-rechtliche kantonale Gebäudeversicherung die einen Parteien finanziell unterstützt, andere aber nicht. «Wir haben auch schon

Volkswahl hin oder her, der aufsässige Genfer soll kaltgestellt werden.

Sponsoren für unser Parteiblatt gesucht», sagt etwa Irene Brunner von der lokalen SVP, «völlig aussichtslos.» Die BVI spiele die Doppelrolle des Parteienbundes, der keine Partei sein wolle, virtuos aus. Das Gleiche hört man von Beat Jurt, dem Präsidenten der Sozialdemokraten. Und was die Archivräumlichkeiten im Gemeindehaus betrifft, fügt er hinzu: «Die SP hat sich 2015 erfolglos um solche bemüht.»

Martin Thomann hält dem entgegen, dass man der BVI den Erfolg nicht zum Vorwurf machen dürfe. Die Gemeinde Ittigen sei in jeder Hinsicht gut aufgestellt, und das hänge auch damit zusammen, dass man ohne parteipolitische Querelen mehr erreiche. Es sei eben gerade die Stärke der Gemeinde, dass man unbürokratisch, mit Augenmass und gesundem Menschenverstand praktische Probleme löse, statt alles zu reglementieren. Die Wählerschaft honoriere das und vertraue ihren Vertretern. Über die Interna und die juristischen Auseinandersetzungen im Gemeinderat sei er nicht im Bild – Amtsgeheimnis. Gemäss Hörensagen geht es um massive Kostenüberschreitungen bei einem Bauprojekt am Bahnhof.

Was ihn konkret zu seiner Anzeige gegen seine Kollegen im Gemeinderat veranlasste, will auch Xavier Dufour nicht offenlegen: Amtsgeheimnis. Die Stimmung ist angespannt, die Klagen sitzen locker. Nur so viel: Er werfe seinen Kollegen nicht Bestechlichkeit vor; es gehe ihm darum, dass gewisse Regeln eingehalten werden und mehr Transparenz hergestellt wird. Gerade wegen der Übermacht des BVI-Bündnisses verträge es keine Grauzonen. Es müsse eine Kultur geschaffen werden, die jede Art von Vetternwirtschaft ausschliesse. Motto: «Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.»

Schulterschluss der Opposition

Xavier Dufour polarisiert in Ittigen. Die Fronten verlaufen quer durch die Parteien. Während innerhalb der SVP einige finden, der Genfer gehe zu weit, stösst sein Vorpreschen bei einigen Linken auf Sympathien. Die «Lex Dufour» hat in Ittigen zu einem Schulterschluss zwischen EVP, SVP, SP und Grünen geführt. Gemeinsam bekämpfen sie die vom Gemeinderat in eigener Sache erlassene Revision der Verwaltungsverordnung mit juristischen Mitteln. Das heisst zwar nicht, dass sich die Opposition beim behördeninternen Konflikt auf die Seite von Dufour stellt. Sie fürchtet nur, dass die BVI allein mit der Möglichkeit, unbequeme Opponenten kaltzustellen, ihre Übermacht weiter ausbaut.

Einmal mehr stellt sich die Frage, ob Ittigen nicht ein Gemeindeparlament braucht, das der Exekutive etwas genauer auf die Finger schaut und den Einfluss der politischen Parteien verbreitert. Vier entsprechende Vorlagen scheiterten bislang an der Urne, die letzte 2011. Einen Erfolg kann sich Dufour auf jeden Fall bereits jetzt an die Fahnen heften: Er hat die politische Streitlust in der vermeintlichen Schlafgemeinde zu neuem Leben erweckt.



INSIDE WASHINGTON Tofu statt Truthahn

Das 400. Thanksgiving-Fest mag wegen der frei drehenden Inflation als das teuerste in die US-Geschichte eingehen, aber die Medien sprudeln vor Ideen, um die Brieftaschen der Verbraucher zu schützen – und nebenbei das wackelnde Ansehen von Präsident Biden.

Die Zeitschrift *Forbes* rät, das traditionelle Truthahn- durch ein Tofu-Essen zu ersetzen. Die Wirtschaftsbibel berichtet fröhlich, dass die Verkäufe von «Tofurky» in diesem Jahr schon um 20 Prozent gestiegen seien.

NBC News empfiehlt, den Vogel und die Gästeschar gleich ganz abzuschaffen. Schliesslich halten «einige Leute Truthahn für überbewertet», erinnert der Sender mit dem Pfau im Logo gestresste Köche. Wie wär's stattdessen mit Spaghetti? «Einige Gäste könnten von der Liste gestrichen werden. Das ist auch eine Möglichkeit, Kosten zu sparen!»

Auf MSNBC erhält der Feiertag einen etwas dunkleren Anstrich. «Anstatt Füllung und Kekse mitzubringen», twittert der Sender, «brachten diese Siedler Völkermord und Gewalt mit.» Gemeint sind die ersten europäischen Siedler, die mit Ureinwohnern das erste Erntedankfest feierten. In einem TV-Gastbeitrag zitiert der Sender den indianischen Autor Gyasi Ross, der diese Siedler als «pleite» beschreibt. «Sie haben gebettelt. Sie brachten nichts Wertvolles mit», unterrichtet er die Zuschauer falsch.

Es stimmt, dass die US-Geschichte komplizierter ist als ein Theaterstück für die Grundschule. Thanksgiving wurde 1863 von Abraham Lincoln nach dem Sieg über die Sklavenhalter im Süden eingeführt. Er hoffte, dass eine nationale Feier zum Andenken an das erste Jahr der Pilgerväter in der Neuen Welt «die Wunden der Nation heilen» würde. Aber historische Wunden sind ein wertvolles Gut. Der Schaden, den eine woke Verzerrung anrichtet, droht den Schmerz der Inflation zu überdauern.

Amy Holmes



VIP-Angebot: «Arosa Kulm Hotel & Alpin Spa» Hochgenuss im Winterparadies

«Charming since 1882» – so lautet das Motto des Fünf-Sterne-Hauses, das sich im ruhigen Dorfteil Innerarosa, an leicht erhöhter Lage, befindet. Hier sind Sie richtig, wenn Sie die Arosener Bergwelt und alpine Wellness erleben möchten. Doch damit nicht genug: Die sechs exzellenten Restaurants des Hotels verwöhnen Sie mit Köstlichkeiten aus aller Welt.

Inmitten der majestätischen Bündner Berglandschaft, auf 1850 Meter Höhe, liegt das «Arosa Kulm Hotel & Alpin Spa» mit 113 modernen Zimmern und sechs Suiten. Es ist der ideale Ausgangspunkt für Wintersport auf perfekt präparierten Pisten im beliebten Skigebiet Arosa-Lenzerheide sowie für Wanderungen und Ausflüge unter strahlend blauem Himmel. Gönnen Sie sich ein romantisches Wochenende zu zweit oder ein paar erholsame Tage mit der Familie.

Wellness mit Aussicht

Im gehobenen und stilvollen Ambiente werden die Gäste vom zuvorkommenden Personal nach allen Regeln der Gastfreundschaft verwöhnt. Für Sinnlichkeit und Entspannung sorgt der grosszügige «Alpin Spa» auf einer Fläche von 1200 Quadratmetern – atemberaubende Aussicht inklusive. Er ist mit seiner

architektonischen Ausprägung eine Liebeserklärung an die Natur und überzeugt mit einem umfassenden Wohlfühlangebot. Im türkisblauen Pool leuchtet das Wasser wie in einem Bergsee.

Kulinarische Weltreise

Kulinarische Abwechslung auf höchstem Niveau bieten sechs zum Hotel gehörende Top-Restaurants. Während im Restaurant «Muntanella» hochalpine Küche geboten wird, erwartet Sie im urchigen «Piz Kulm» ein traditionelles Käsefondue oder ein würziges Raclette. Mit mediterranen Gerichten und der besten Holzofenpizza Arosas werden Sie in der gemütlichen «Stüva Cuolm» verwöhnt. Und das «Ahaan Thai» – ein thailändischer Palast mitten in den Bergen – verzaubert Sie mit königlichen Delikatessen aus Fernost.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Angebot «Arosa Kulm Hotel & Alpin Spa»

Gültigkeit des Angebots:

- 12. Dezember bis 23. Dezember 2021
- 9. Januar bis 11. Februar 2022
- 13. März bis 2. April 2022

Leistungen:

- 4 Übernachtungen inklusive Frühstücksbüffet
- Zimmer-Upgrade (nach Verfügbarkeit)
- 4-Gang-Dinner im Restaurant «Muntanella»
- 1 Tages-Skipass
- «Alpin-Spa»-Gutschein (Wert: Fr. 75.–)
- 10 Prozent Rabatt auf Spa-Anwendungen

Spezialpreise pro Person:

- Im Einzelzimmer: Fr. 1250.– (statt Fr. 1390.–)
- Im Doppelzimmer: Fr. 880.– (statt Fr. 978.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Angebot unter Tel. 081 378 88 88 oder per E-Mail an: reservation@arosakulm.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben. Zimmer auf Anfrage. Limitiertes Kontingent.

Veranstalter:

Arosa Kulm Hotel & Alpin Spa
Innere Poststrasse 269, 7050 Arosa
www.arosakulm.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Von Tyrannen und Geiseln

Begeben Sie sich sofort in Isolation, wenn Sie mir bei diesem Text nicht zustimmen.



In den vergangenen eineinhalb Jahren hat sich eine neue, erstaunliche Volksgruppe gebildet: die Corona-Eskalationsrhetoriker. Diese nicht gerade kleine Clique hat ihre gemeinsame enthemmte Rhetorik gegenüber Menschen zum Standard gemacht, die in Covid-19-Fragen anderer Meinung sind – und insbesondere gegenüber Ungeimpften. Ungeimpfte, eine gesellschaftliche Minderheit, werden als ein zu beleidigendes Kollektiv betrachtet. Unterschiedliche Motive interessieren da herzlich wenig, auch (bessere) Überzeugungsarbeit ist out; Beschimpfung scheint die effektivste Massnahme, sie doch noch zum Impfen zu bewegen. Oder so. In Deutschland erreicht das schmucke Wording gerade seinen vorläufigen Peak.

Zu den beliebtesten – und für die Eskalationsrhetoriker unverkennbar identitätsstiftenden – Begriffen, mit denen sie Ungeimpfte pauschal titulieren, gehören «Schwurbler», «Spinner» und «Verblendete». Beim Surfen durch Medien und soziale Medien springt einem täglich eine gepflegte Schlagzeile oder ein Tweet entgegen mit dem Hinweis, dass Ungeimpfte «desorientiert», «irrational» und «dumm» seien. Laut dem früheren Bundespräsidenten Joachim Gauck sind sie des Weiteren «Bekloppte», für den deutschen Ärztepräsidenten Tyrannen («Tyrannie der Ungeimpften»), ein *Spiegel*-Kolumnist hält sie für Geiselnehmer («Wir Geiseln der Ungeimpften»), als «gefährliche Sozialschädlinge» betrachtet sie ein FDP-Politiker auf Facebook.

Eindrucksvoll ist nicht nur das sprachliche Aufbegehren gegen Ungeimpfte, auch die Promi/Sau-Frequenz hat sich erhöht; also die Häufigkeit, mit der berühmte Menschen durchs Dorf getrieben werden. Die Treibjagd findet praktisch wöchentlich und unter grosser Begeisterung des Publikums statt. Weil Sahra Wagenknecht erklärte, dass sie sich noch nicht impfen lassen

habe, und einige Massnahmen kritisiert, erhielt sie das Etikett «Schwurblerin aus der Querfront». Mitglieder ihrer eigenen Partei legen der Linken-Politikerin nahe, in die AfD einzutreten – da sie mit ihren Corona-Thesen «AfD-Positionen vertrete». Leidenschaftlicher Jubel!

Die Aussagen von Joshua Kimmich, der als ungeimpfter Profi-Kicker im aggressiven Fokus der Öffentlichkeit steht, seien «verheerend» (*Stern*). Kräftiger Applaus! Die Philosophin Svenja Flasspöhl «befeure das neue Mittelalter» (*Tagespiegel*); sie hat es unter anderem gewagt, die Einteilung von Geimpften und Ungeimpften in Gut und Böse gefährlich zu nennen. «Unqualifiziertes Dummgeschwätz» verbreite die «Solidaritätsverweigerin», die damit zu den «Pandemietreibern» gehöre (Twitter). Ekstatische Zustimmung! Richard David Precht, der die Impfung für Kinder kritisch sieht, ist vom fragten, hippen Philosophen zum «Wirkkopf» (*Spiegel*) mutiert, schneller, als man das Wort aussprechen kann. «Intellectuell abgestürzt», urteilt der Autor schon im Untertitel, Precht «schwadroniert beim Coronathema auf Querdenker-Niveau». Weil «viele Menschen ihn für klug halten», sei das eine Gefahr. Standing Ovations! Ich finde ja, es zeugt von grossem journalistischem Ehrgeiz, Qualitäten und Eigenschaften einer unerwünschten Person schon im Lead zu negieren. Aber Subtilität ist heute eh ein Auslaufmodell.

Für die prominenten Abweichler, die wie die Ungeimpften ein klar umrissenes Feindbild darstellen und als Sündenböcke kollektiv für eine Einfacherklärung der Corona-Lage herhalten müssen, wird von Berufsexperten aus Politik und Medien Isolation und Quarantäne gefordert – zumindest so lange, bis sie wieder zur Besinnung kommen: Man solle ihnen

«keinen Raum in den Medien geben», sie von Talkshows ausschliessen. Auch der Vergleich mit *flat-earthers* wurde bemüht. Mir dämmert es: In Deutschland hängt die Zukunft der Menschheit gerade von einem 26-jährigen Fussballspieler, einer Linken-Politikerin und zwei Philosophen ab. Vor diesem Hintergrund ist mir tatsächlich schleierhaft, warum laut einer Umfrage knapp die Hälfte der Menschen nicht mehr an freie Meinungsäusserung glaubt.

Um nicht missverstanden zu werden: Ich finde es wünschenswert, wenn sich möglichst viele Menschen impfen lassen, und die Sorgen angesichts steigender Corona-Zahlen sind mir bewusst. Ausserdem, ja, auch unter Impfgegnern hat sich ein radikalierter, verwerflicher Umgangston gegenüber unerwünschten Stimmen breitgemacht. Aber während ihre Art der Sprache von der grossen Mehrheit der Gesellschaft öffentlich – zu Recht – als inakzeptabel verurteilt wird, lösen die enthemmten Rhetorik-Rituale auf der anderen Seite kaum Empörung aus, werden sogar goutiert. Ganz so, als gäbe es irgendwo eine klinische Studie, die eine starke Korrelation zwischen der Diffamierung einer Gruppe und deren Bereitschaft zur Meinungsänderung nachweisen würde.

Dabei ist mein Eindruck, wenn ich mich so umhöre, dass sich Menschen durch Druck und Beschimpfung eher noch mehr verschliessen und sich Ablehnung und Misstrauen intensivieren. Ihre psychologische Reaktion ist bestimmt kein Aha-Erlebnis, sondern ähnelt eher der chemischen Reaktion, wenn man etwa brennendes Fett in der Pfanne mit Wasser zu löschen versucht. Aber was weiss ich schon.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Im Kerzenschein

Nr. 46 – «Leuchtende Zukunft» Beat Gygi über die Klimapolitik und Titelbild von Wieslaw Smetek

Köstlich, das Titelbild mit Frau Bundesrätin Sommaruga, bei Kerzenlicht und mit Federkiel Edikte schreibend! Sie wird – diese Prognose sei gewagt – als dasjenige Mitglied der bald 175-jährigen Institution Bundesrat in die Geschichte eingehen, das der Schweiz am meisten Schaden zugefügt hat. Nur, dass es eben nicht Sommaruga sein wird, die im Dunkeln hockt, sondern das ganze Schweizervolk. Die *Weltwoche* möge sich überlegen, den Helgen als Serigrafie herzustellen und unter ihren Leserinnen und Lesern zu vertreiben (für treue Abonnenten natürlich zum Sonderpreis).

Patrick Moser, Zumikon

Andere Leugner

Nr. 45 – «Für Trychler die Pille danach» Kolumne von Peter Bodenmann

In der ersten Phase des Kampfs gegen Covid-19 waren schnell Testmöglichkeiten gefragt, und die Roche aus Basel hatte hier die Nase vorn: Noch immer stammen rund 50 Prozent aller weltweit eingesetzten Tests von dieser Schweizer Firma. Wie man im Internet nachlesen kann, hatte Genentech/Roche im Jahr 2016 mit Biontech eine Lizenzvereinbarung abgeschlossen, um eine auf mRNA basierende Impfung gegen Krebs zu entwickeln. Obwohl nicht im Impfgeschäft tätig, wurde dafür eine Verpflichtung von gegen 310 Millionen Dollar eingegangen, womit die Forschung an mRNA und die Entwicklung der schnellen Covid-19-Impfung auf dieser Basis befördert wurde. Weil das Medikament Actemra gegen Covid-19 eingesetzt

wird, ist dieses Medikament von Roche in der Zwischenzeit knapp geworden, und nun ist auch Ronapreve in der EU zur Behandlung von hospitalisierten Covid-19-Patienten zugelassen. Peter Bodenmann spricht bei dieser Sachlage davon, dass Roche «in der bisherigen Pandemie versagt» habe. Seine Aussage erinnert leider stark an Covid-19- und andere Leugner *Gottlieb Keller, Zug (vormals Präsident Science-industries, Vizepräsident Economiesuisse und Sekretär des Roche-Verwaltungsrats)*

Die Rhetorik, vor allem gegen die SVP, ist unerträglich. Und jetzt auch noch gegen die Trychler, die nichts anderes tun, als uns mit ihren Glocken daran zu erinnern, dass in der Schweiz bisher andere Werte verteidigt wurden als diejenigen in unseren Nachbarländern. Bodenmann redet, als sei er ein Mediziner, und plappert nach, was vom BAG veröffentlicht wird. *Marlies Bärtschi, Magliaso*

Die wirklichen Kosten

Nr. 45 – «Es darf keine Denkverbote geben» Christoph Brand zur Energiepolitik

Schön, dass Christoph Brand in seinem Artikel Denkverbote ablehnt. Was mir weniger gut gefällt, sind seine Kostenvergleiche. Wir wissen ziemlich gut, wie viel 1 GW installierte nukleare Leistung heute kostet: 5 Milliarden Franken sind eine obere Grenze. So viel kosteten die vier APR-Reaktoren mit je 1400 MW Leistung in Barakah in den Vereinigten Arabischen Emiraten. Für 5 Milliarden Franken kriegt man also eine Anlage, die um die 8 TWh im Jahr liefert. Was kostet eine Fotovoltaikanlage, die das Gleiche liefert? Für eine Liegenschaft in unserer Familie wurde letztes Jahr eine Fotovoltaikanlage in-

stalliert, darum kenne ich die Kosten. In runden Zahlen: Sie hat eine installierte Leistung von 20 kW und hat 40 000 Franken gekostet. Sie produzierte vom 1. Juli 2020 bis 31. Juni 2021 ziemlich genau 20 MWh. Jetzt der Dreisatz: 8 TWh, geteilt durch 20 MWh = 400 000-mal mehr. Die Kosten von 40 000 Franken, damit multipliziert: ergibt 16 Milliarden Franken, also gut das Dreifache. Allerdings mit zwei wichtigen Unterschieden: Die Leistung des KKW kommt ständig, die der Fotovoltaik kommt flatterhaft. Im Januar 2021 kam während acht aufeinanderfolgender Tage gar nichts! Die Pufferspeicher, die nötig sind, um die Nächte und die Schlechtwetterperioden zu überbrücken, kosten nochmals 40 000 Franken, deshalb geht es nicht ohne Subventionen. Zweiter Unterschied: Das KKW liefert sechzig bis achtzig Jahre lang Strom. Die Fotovoltaikanlage vielleicht dreissig Jahre. Egal, wie viel billiger Fotovoltaik und wie viel teurer KKW geworden sind – Kernenergie ist immer noch billiger. *Simon Aegerter, Wollerau*

Klare Antworten

Weltwoche allgemein

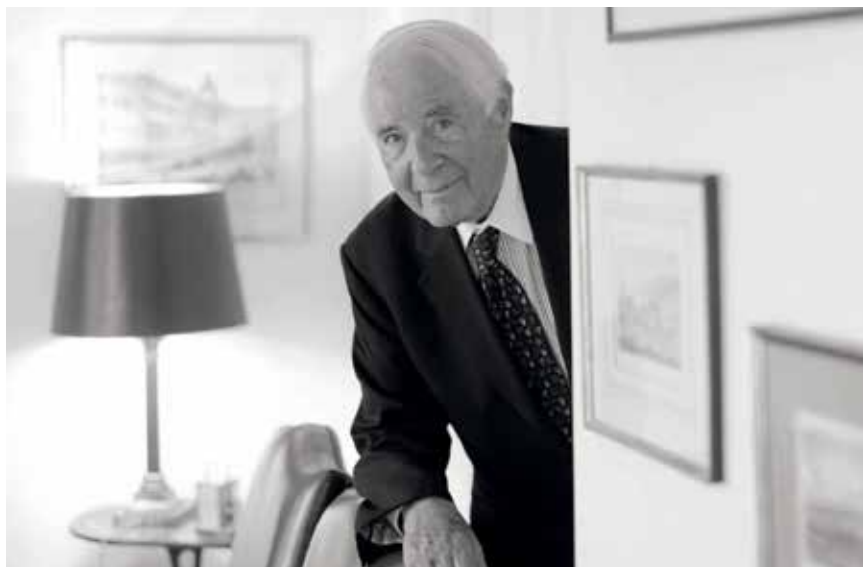
Hochgeschätzte Redaktion! Wir schätzen Ihre korrekte Arbeit sehr, hauptsächlich Ihre klaren Antworten auf unsere Fragen und dass Sie sich von der Wahrheit nicht abbringen lassen, wie das in anderen Zeitschriften der Fall ist. Dass sie sich nicht verängstigen lassen und wahrhaftig bleiben – dafür gratulieren wir dem gesamten Team und danken von ganzem Herzen!

Familie Stöcklin, Dulliken

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Egon Zehnder (1931–2021)
 Martin Alioth (1954–2021)



«Hat er Erfolg?»: Unternehmer Zehnder.

Egon Zehnder war immer darauf bedacht, eine Spur besser zu sein als alle anderen. Er war stolz, die kürzeste Dissertation für seinen Dr. iur. geschrieben zu haben, er war stolz, an die elitäre Harvard Business School überhaupt aufgenommen worden zu sein. Er war stolz, im Militär einen Rang erzielt zu haben, mit dem er im Ernstfall etwas Wesentliches zu sagen gehabt hätte. Er gehörte keiner Zunft an, sondern der Gesellschaft zur Constaffel, der ehemaligen Oberschicht. Er fuhr keinen Jaguar, sondern einen Daimler, der genau gleich aussah, aber eben eine Spur besser war.

Zehnder hatte einen eisernen Willen, erfolgreich zu sein. Sein Ziel erreichte er mit an Unbarmherzigkeit grenzender Durchsetzungskraft. Sein eigener Aufstieg und seine Beurteilung anderer basierten auf der amerikanischen Karrieresozio­logie der «upward mobility» – von unten nach oben. Rückschläge wurden mit professioneller PR so formuliert, dass sie positiv interpretiert werden mussten. 38 Grad Fieber war: «S'isch nur eis Grad meh!» Ferien waren etwas für alte Pensionierte.

Zehnder wählte seine Mitarbeiter wie Napoleon seine Militärs. «A-t-il de la fortune?» – «Hat er Glück?» Nur hiess es bei ihm: «Has he success?» – «Hat er Erfolg?» Und: «Wurde auch eine akademische Ausbildung erfolgreich bestanden?» Am liebsten war ihm die einer renommierten internationalen Business School.

1969 trat ich der Firma Egon Zehnder & Partner als Consultant bei, damals noch an der Zürcher Bahnhofstrasse 1. Die Mitglieder des Management Committee waren an der Egon Zehnder International beteiligt. Schon damals gehörte die Firma kapitalmässig nicht mehr Zehnder; sein Anteil hatte zwar aktienrechtlich die Stimmenmehrheit, doch es galt damals schon «One share, one vote». Zehnder setzte sich mit Überzeugung durch.

Wir hatten sehr, sehr viel zu tun und verdienten genug Geld, um neue Märkte zu erschliessen. Zehnder baute nach und nach gutgehende Büros auf: Paris, Brüssel und London. Auch Zürich zog von der Bahnhofstrasse 1 in neue, grössere Büros an die Toblerstrasse 80. Neue Stätten wie Düsseldorf, Kopenhagen, Mailand prosperierten mit guten Partnern, später auch dank einer Zusammenarbeit mit einer Firma in New York, so dass 1974 das zehnjährige Bestehen mit einem dreitägigen Partner-Meeting mit 29 Partnern auf dem Bürgerstock gefeiert werden konnte.

Die Firma wuchs und wuchs. Eine Konzern-Managementstruktur wurde notwendig. Heute ist das Unternehmen ein globaler Branchenriesen. Die Gruppe hat weltweit rund 2000 Mitarbeitende an 63 Standorten in 37 Ländern.

Egon Zehnder ist am vergangenen Donnerstag nach kurzer Krankheit im Kreis seiner Familie verstorben und hinterlässt fünf Kinder sowie sechzehn Enkelkinder. *Anthony van Hoboken*

Der langjährige Irland- und Grossbritannien-Korrespondent Martin Alioth prägte das anglo-irische Bild einer Generation in der Schweiz mit. Wohnhaft in der Nähe von Dublin, berichtete er zwanzig Jahre lang für Radio SRF tiefgründig über das Geschehen in den beiden Ländern. Während Jahren schrieb er auch für die NZZ und für die *NZZ am Sonntag* über die Inseln. Alioth machte sich im besten Sinn des Wortes zum Anwalt der Iren und Briten; er versuchte deren Wesen seinen Lesern und Zuhörern in der fernen Schweiz verständlich zu machen und näherzubringen. Unvergesslich bleiben seine Radioreportagen mit O-Ton von all den Menschen, über deren individuelle Schicksale er im politischen Kontext berichtete.

Martin Alioth hatte Geschichte in Basel studiert, wo er promovierte. 1984 reiste er mit seiner damaligen Frau, der Schriftstellerin Gabrielle Alioth, nach Irland, wo er sich eine Existenz in einem Land aufbauen konnte, das nicht im Mittelpunkt der europäischen Politik lag. Mit Ausnahme von Nordirland: Dieser Konflikt begleitete Alioth sein gesamtes Leben lang. Dabei versetzte er sich als Beobachter immer wieder in die Lage der direkt Betroffenen, die von den Extremisten beider Seiten, der Nationalisten und der Unionisten, in Geiselschaft genommen wurden. Alioth kannte die historischen Zusammenhänge in der nordirischen Provinz präzise und vermochte sein Wissen verständlich umzusetzen. Auch wer mit seinen Einschätzungen nicht immer einigging, profitierte von seiner vielseitigen Sichtweise in dieser kontroversen Frage. Er hatte zudem die seltene Gabe, seriöse Berichterstattung mit Witz und Ironie zu verbinden. Martin Alioth ist letzte Woche einem Krebsleiden erlegen.

Rolf Hürzeler



Anwalt der Iren und Briten: Alioth.

Schnäppchenjäger denken an Inflation

Am Black Friday freut man sich über Super-Rabatte, und doch kommen Preissorgen auf.



Die Rabatt-Aktionen des Black Friday und die Woche der Superangebote vieler Detailhändler stehen bevor und damit das Kauffieber mancher Konsumenten, die in diesem Zeitfenster so richtig zuschlagen wollen. Dank Billigangeboten Sachen kaufen, die man sich sonst nicht leisten würde – das sind tolle Chancen, um das Gefühl einer erhöhten Kaufkraft auszukosten. Klar, es gibt auch das Risiko, dass in der Euphorie zu viel gekauft wird oder das Falsche oder dass die Preise nur bei oberflächlicher Betrachtung günstig erscheinen.

Dieses Jahr ist die Lage komplizierter als früher. Erstens sind viele besonders begehrte Computer oder Elektronikartikel wegen gestörter Lieferketten nicht verfügbar. Etliche Billigaktionen warten also mit Produkten auf, die das Herz nur halb begehrt.

Zweitens kommt plötzlich die Inflation ins Spiel. In Deutschland und in den USA ist vielen bewusst geworden, dass die Preise nun am Steigen sind. Der Kontrast zwischen «Billigaktion» und «Teuerung» wird zu einer schwierigen Denkaufgabe. Die einen sagen sich: Jetzt noch voll aufdrehen und billig einkaufen, was das Portemonnaie hergibt, das ist die letzte Chance, dafür hält man sich später bei den inflationsbedingt teureren Artikeln dann zurück. Aus dieser Sicht kann der Black Friday der Inflation etwas Wind aus den Segeln nehmen.

Die anderen denken: Vorsicht, lieber genug Geld flüssig behalten für später, denn wenn dann die Teuerung kommt, ist man besser dran. Mit diesem Verhalten wird die Inflation eher verschärft, weil später mehr Geld fürs Anheizen der Preisentwicklung verfügbar ist.

Bei näherem Hinsehen muss man jedoch sagen: Beide Sichtweisen beschleunigen die Inflation. Es sind vor allem die Erwartungen über die künftigen Preise, die das Verhalten der Käufer und Verkäufer beeinflussen. Die Inflation beginnt zu einem guten Teil im Kopf. Und wenn das Thema im Zusammenhang mit Black Friday plötzlich derart zu reden gibt – in der Schweiz weniger als in Deutschland –, muss in vielen Köpfen schon einiges passiert sein.

Soll der Beste gewinnen?

Möge der Beste gewinnen! Ein Kräftemessen mit hin- und herwogendem Kampf um den Sieg verspricht höchste Aufmerksamkeit der Zuschauer, bringt sie zum Anfeuern, Mitfeiern, Wetten, Spekulieren, Lamentieren – und Zahlen fürs Zuschauen. Die Aufmerksamkeit des Publikums wird bei grossen Wettbewerben auch verkauft an TV-Sender, Medien und Kommunikationsplattformen, die für die Übertragungsrechte viel bezahlen. Darin spiegelt sich die Aufmerksamkeit der Zuschauer.

Aus wirtschaftlicher Sicht ist von grosser Bedeutung, dass das Publikum Überraschungen liebt. Je offener, ungewisser der Ausgang des Wettbewerbs, je kräftiger die Überraschung durch das Ergebnis ist, desto höher fallen Aufmerksamkeit und Zahlungsbereitschaft des Publikums aus. Überraschung ist ein ökonomischer Wert. Und umgekehrt: Je eher der Ausgang des Kampfes vorhersehbar ist, desto geringer ist die Zahlungsbereitschaft der Zuschauer, desto weniger ist der Wettbewerb wert.

Im Fussball gibt es normalerweise nicht viele Tore pro Spiel. Da kann beim Stand von 2:1 ein

glücklich erzielter Treffer zum 2:2 alles ändern. Aufregung unter den Fans ist garantiert. Im Handballspiel dagegen, in dem es 20:10 steht, ändert ein zusätzliches Tor wenig, nach wie vor erscheint klar, wer obenauf ist. Das Spiel bringt wenig Aufregung, also auch weniger Zahlungsbereitschaft.

Die Autorennen der Formel 1 kämpfen heute mit dem Problem, dass zu vieles vorhersehbar ist, dass die Rangordnung der Teams und damit der Rennfahrer seit langem kaum verändert ist. Seit 2014 ist das Rennteam von Mercedes auf Platz eins, und ebenfalls seit 2014 ist der Mercedes-Fahrer Lewis Hamilton – mit Ausnahme eines Jahres – immer Weltmeister geworden.

Dieses Jahr nun könnte es sein, dass der Rennfahrer Max Verstappen mit einem Red-Bull-Auto Hamilton vom Thron stösst. Im Moment hat Verstappen mehr Weltmeisterpunkte als Hamilton. Sollten die Mercedes-Autos jedoch ihre technische Überlegenheit behalten und dem Briten Hamilton erneut den Weltmeistergewinn ermöglichen, würden die Langeweile und der dadurch drohende Wertzerfall in dieser Sportart zum Problem.

Möge der Beste gewinnen? Oder soll der Beste draussen bleiben, wenn er dank technischer Überlegenheit immer siegt? In den USA hat Porsche dies früher bereits erlebt, als die Marke die Rennen da derart dominierte, dass die Organisatoren sagten: Knappe Resultate bringen Eintrittskarten, ein Alles-Gewinner macht die Show kaputt – also bitte, ihr müsst nun draussen bleiben. Porsche akzeptierte das und verliess das Feld. Das kampforientierte Renngeschäft erhielt quasi eine soziale Facette.

LEADER

«Die Verfassung der Freiheit»



Alte Wahrheiten für neue Generationen: Philosoph und Ökonom Friedrich August von Hayek (1899–1992).

Vor fünfzig Jahren erschien F. A. von Hayeks «Verfassung der Freiheit» bei Mohr Siebeck in deutscher Sprache – seither ein massgebendes Programmbuch des Liberalismus in der grossen Tradition ähnlich grundlegender Werke wie Wilhelm von Humboldts «Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen» (1792) oder John Stuart Mills «On Liberty» (1859). Aus dieser

Quelle schöpften die grossen liberalen Reformer des späten 20. Jahrhunderts wie Ronald Reagan, Margaret Thatcher oder Roger Douglas ihre reformerischen Inspirationen.

Eine realisierbare Utopie

Von Zeit zu Zeit müssen alte Wahrheiten für neue Generationen auch neu gefasst werden, weil sie durch ständigen Gebrauch abgenutzt

sind, meint Hayek. Zudem: Was uns fehle, sei eine liberale Utopie, die nicht nur ein verwässerter Sozialismus sei und sich auch nicht nur auf Dinge beschränke, die heute möglich seien – anders als der Sozialismus aber eine realisierbare Utopie.

Im Unterschied zum Utilitarier Ludwig von Mises begründet Hayek diesen Liberalismus mit evolutarischen Argumenten: >>>

Eine moderne Gesellschaft ist in ihren wesentlichen Institutionen eine durch Siebung im Gruppenwettbewerb entstandene spontane Ordnung. In ihren moralischen Regeln und Institutionen wie dem arbeitsteiligen Markt, Eigentum, Familie, in ihren Bräuchen, Traditionen und Werkzeugen ist das Wissen von Generationen gespeichert, das nicht von einer Planungsbehörde erfasst werden kann, da es nur in den Köpfen von Millionen von Menschen existiert (zum Teil als «tacit knowledge» gar nicht bewusst ist) und dort individuell ständig an wechselnde Umstände angepasst und weiterentwickelt wird.

Frage des Überlebens

Eine Neukonstruktion, Gesamtplanung der Gesellschaft ist darum eine Anmassung von Wissen – und in der Konsequenz eine Vernichtung nicht genutzten Wissens. Aber das Überleben so vieler Milliarden Menschen hängt heute an einer Ordnung, die das verstreute Wissen nutzen kann, einer im letzten «spontanen» Ordnung, was bewusst gestaltete Einzelordnungen (wie einen Staat oder eine Fabrik) natürlich nicht ausschliesst.

Aus dem Bewusstsein, dass es eine Frage des Überlebens der mit dem modernen Kapitalismus neu entstandenen Massen sei,

Eine Neukonstruktion der Gesellschaft ist eine Vernichtung nicht genutzten Wissens.

ob sich diese spontane Ordnung im Kern erhält – also Freiheitsspielräume vorhanden sind –, zog Hayek (wie auch Mises) seine Motivation und Kraft zu so grossartigen Werken wie der «Verfassung der Freiheit» (oder Mises: «Die Gemeinwirtschaft»). Vielleicht ist Hayeks evolutorische oder wissenstheoretische Begründung einer spontanen Wettbewerbsordnung etwas schwieriger zu vermitteln als ein einfacher Utilitarismus, aber er hat auch eine Tiefe, welche gerade Intellektuelle, die eine Neigung zu den Abstraktionen des Sozialismus haben, ansprechen könnte.

Dass Hayek durchaus auch «populär» werden kann, zeigt sein immer wieder nachgedrucktes Buch von 1944: «Der Weg zur Knechtschaft».

Gerd Habermann

Gerd Habermann ist Wirtschaftsphilosoph und Publizist, geschäftsführender Vorstand der Friedrich-A.-von-Hayek-Gesellschaft und Honorarprofessor an der Universität Potsdam.



Streben nach Zielen, die unsere Vernunft für erreichbar hält: Hayek bei einer Vorlesung in London, 1948.

Liberales Monument

Die deutsche Übersetzung von «The Constitution of Liberty» von Friedrich A. von Hayek wurde zu einem Meilenstein in der Geistesgeschichte des Liberalismus. Im Folgenden wichtige Auszüge aus dem Werk.

Die Vorstellung vom Menschen, der seine Zivilisation bewusst aufbaut, stammt aus einem irrigen Intellektualismus, der sich die menschliche Vernunft als etwas ausserhalb der Natur Stehendes vorstellt, die unabhängig von Erfahrung mit Wissen und Denkfähigkeit begabt ist. Aber die Entwicklung des menschlichen Geistes ist Teil der Entwicklung der Zivilisation; der Stand der Zivilisation zu irgend einem gegebenen Zeitpunkt bestimmt den Bereich und die Möglichkeiten menschlicher Ziele und Werte. Die Vernunft kann nie ihre eigene Entwicklung voraussehen. Obwohl wir immer nach der Erreichung unserer gegenwärtigen Ziele streben müssen, müssen wir auch Raum dafür lassen, dass neue Erfahrungen und zukünftige Ereignisse entscheiden, welche von diesen Zielen erreicht werden können.

Ein zeitgenössischer Anthropologe sagt, dass «nicht der Mensch die Kultur beherrscht, sondern umgekehrt»; das mag etwas übertrieben

sein, aber es ist nützlich, daran erinnert zu werden, dass «es nur unsere tiefe und weitgehende Unkenntnis des Wesens der Kultur ist, die den Gedanken aufkommen lässt, dass wir sie lenken und beherrschen». Er regt zumindest eine wichtige Korrektur der intellektualistischen Vorstellung an. Seine Warnung verhilft uns zu einem wahreren Bild von der unaufhörlichen Wechselwirkung zwischen unserem bewussten Streben nach den Zielen, die unsere Vernunft für erreichbar hält, und dem Wirken von Institutionen, Überlieferungen und Gewohnheiten, die gemeinsam oft etwas ganz anderes herbeiführen, als was wir angestrebt hatten.



Weil es uns die Zivilisation ermöglicht, ständig aus Wissen Nutzen zu ziehen, das wir nicht persönlich besitzen, und weil der Gebrauch des Einzelnen von seinem besonderen Wissen anderen, ihm Unbekannten helfen kann, ihre Ziele zu



Grosser politischer Einfluss: mit US-Präsident Ronald Reagan (l.).

erreichen, können die Menschen als Mitglieder einer zivilisierten Gesellschaft ihre eigenen Ziele um so viel erfolgreicher verfolgen, als sie es allein könnten. Wir wissen nur wenig von den Einzel-tatsachen, denen sich alle Tätigkeit in der Gesellschaft ständig anpasst, um das zu bieten, was wir zu erwarten gelernt haben. Noch weniger wissen wir von den Kräften, die diese Anpassung durch geeignete Koordination der Tätigkeit der Einzelnen herbeiführen. Und wenn wir entdecken, wie wenig wir davon wissen, was uns zu dieser Zusammenarbeit bringt, ist unsere Reaktion gewöhnlich Ärger anstatt Staunen und Neugierde. Und unser gelegentlicher stürmischer Wunsch, die ganze verworrene Zivilisationsmaschinerie zu zerschlagen, ist die Folge dieser Unfähigkeit des Menschen, zu verstehen, was er tut.

✱

Diese «Werkzeuge», die der Mensch entwickelt hat und die einen so wichtigen Teil seiner Anpassung an seine Umgebung darstellen, schliessen viel mehr ein als materielle Arbeitsgegenstände. Sie bestehen weitgehend in Verhaltensformen, die er gewohnheitsmässig einhält, ohne zu wissen, warum; sie bestehen in den sogenannten «Traditionen» und «Institutionen», die er gebraucht, weil sie ihm als Ergebnis eines kumulativen Wachstums zur Verfügung stehen, ohne dass sie je von einem einzelnen Verstand erdacht worden sind. Der Mensch weiss im allgemeinen weder, warum er eine bestimmte Form von Werkzeugen gebraucht und nicht eine andere, noch, wieviel davon abhängt, dass er gerade in dieser Weise handelt und nicht in einer anderen. Er weiss gewöhnlich nicht, in welchem

Ausmass der Erfolg seiner Anstrengung davon bestimmt ist, dass er sich an Bräuche hält, deren Bestehen ihm gar nicht zu Bewusstsein kommt. Das gilt wahrscheinlich gleichermassen für den zivilisierten wie für den primitiven Menschen. Die Vermehrung unserer bewussten Kenntnisse ist stets begleitet von einem ebenso wichtigen Anwachsen der Werkzeuge in diesem weiteren Sinn, nämlich der sich bewährenden und allgemein übernommenen Art und Weise, die Dinge zu tun.

✱



Reformerische Inspirationen: mit der britischen Premierministerin Margaret Thatcher (l.).

Wenn es allwissende Menschen gäbe, wenn wir nicht nur alles wissen könnten, wovon die Erfüllung unserer gegenwärtigen Wünsche abhängt, sondern auch alle unsere zukünftigen Bedürfnisse und Wünsche, gäbe es wenig zugunsten der Freiheit zu sagen. Und andererseits würde Freiheit des Einzelnen vollkommene Voraussicht natürlich unmöglich machen. Freiheit ist wesentlich, um Raum für das Unvorhersehbare und Unvoraussagbare zu lassen; wir wollen sie, weil wir gelernt haben, von ihr die Gelegenheit zur Verwirklichung vieler unserer Ziele zu erwarten. Weil jeder Einzelne so wenig weiss, und insbesondere, weil wir selten wissen, wer von uns etwas am besten weiss, vertrauen wir darauf, dass die unabhängigen und wettbewerblichen Bemühungen Vieler die Dinge hervorbringen, die wir wünschen werden, wenn wir sie sehen.

So demütigend es für unseren Stolz sein mag, wir müssen anerkennen, dass der Fortschritt und selbst die Erhaltung unserer Zivilisation von der grösst möglichen Gelegenheit für den Eintritt von Zufällen abhängig sind. Diese Zufälle geschehen beim Zusammentreffen von Kenntnissen und Einstellungen, Fertigkeiten und Gewohnheiten, die einzelne Menschen erworben haben, und auch, wenn geschulte Leute an besondere Umstände geraten, zu deren Bewältigung sie ausgerüstet sind. Unsere unvermeidliche Unkenntnis vieler Dinge bedeutet, dass wir es weitgehend mit Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten zu tun haben.

✱

Bräuche und Überlieferung. Die grösste Verschiedenheit in den beiden Ansichten besteht jedoch in ihren Vorstellungen von der Rolle der Überlieferungen und dem Wert all der anderen Ergebnisse der durch die Zeitalter hindurch >>>



Theoretiker des klassischen Liberalismus: Hayek und Ludwig von Mises (r.).

vor sich gehenden unbewussten Entwicklung. Es wäre wohl nicht ungerechtfertigt zu sagen, dass die rationalistische Einstellung hier fast all den speziellen Ergebnissen der Freiheit entgegentritt, die der Freiheit ihren Wert verleihen. Jene, die meinen, dass alle nützlichen Institutionen bewusst erfunden wurden, und sich nicht vorstellen können, dass etwas, das menschlichen Zwecken dient, nicht bewusst geplant worden ist, sind fast mit Notwendigkeit Feinde der Freiheit. Für sie bedeutet Freiheit Chaos.

Für die empiristische evolutionäre Überlieferung andererseits liegt der Wert der Freiheit hauptsächlich in der Gelegenheit für das Entstehen des Ungeplanten, und das vorteilhafte Funktionieren einer freien Gesellschaft beruht in hohem Masse auf der Existenz solcher frei gewachsener Einrichtungen. Es gab wahrscheinlich nie einen echten Glauben an die Freiheit und gewiss keinen erfolgreichen

Eine erfolgreiche freie Gesellschaft wird immer in hohem Masse eine traditionsgebundene Gesellschaft sein.

Versuch, eine freie Gesellschaft zu schaffen, ohne eine echte Ehrfurcht vor gewachsenen Einrichtungen, vor Bräuchen und Gewohnheiten und vor «allen jenen Sicherungen der Freiheit, die sich aus lang bestehenden Regelungen und alten Gepflogenheiten ergeben». So paradox es klingen mag, eine erfolgreiche freie Gesellschaft wird immer in hohem Masse eine traditionsgebundene Gesellschaft sein.

Diese Hochhaltung von Tradition und Gebräuchen, von gewachsenen Einrichtungen und von Regeln, deren Ursprung und Berechtigung wir nicht kennen, bedeutet natürlich nicht – wie Thomas Jefferson in einem charakteristischen rationalistischen Missverständnis glaubte –, dass wir «den Menschen früherer Zeitalter eine übermenschliche Weisheit zuschreiben, und . . . ihre Leistungen für nicht verbesserungsfähig halten». Weit davon entfernt, anzunehmen, dass jene, die die Einrichtungen geschaffen haben, gescheiter waren als wir, gründet sich die evolutionäre Auffassung auf die Einsicht, dass das Ergebnis des Experimentierens vieler Generationen mehr Erfahrung verkörpern kann, als ein einzelner Mensch besitzt.

Es ist dieses Sich-fügen in nicht bewusst geschaffene Regeln und Konventionen, deren Sinn und Wichtigkeit wir zum Grossteil nicht verstehen, es ist diese Ehrfurcht vor dem Traditionellen, die die rationalistische Denkungsart so fremd findet, obwohl sie für das Funktionieren einer freien Gesellschaft unentbehrlich ist. Sie hat ihre Begründung in der Einsicht, die David Hume betont, und die von entscheidender Bedeutung für die antirationalistische, evolutionäre Tradition ist, dass nämlich «die Moralregeln nicht Schlüsse der Vernunft sind».

Wie alle anderen Werte ist unsere Moral kein Ergebnis, sondern eine Vorbedingung der Vernunft, ein Teil der Ziele, in deren Dienst sich das Instrument der Vernunft entwickelt hat. In jedem Stadium unserer Entwicklung gibt uns das Wertesystem, in das wir hineingeboren

sind, die Ziele an, denen unsere Vernunft dienen muss. Diese Vorgegebenheit des Rahmens unserer Werte bedeutet, dass wir zwar bemüht sein müssen, unsere Einrichtungen zu verbessern, wir sie aber nie als Ganzes neu schaffen können, und dass wir in unseren Bemühungen, sie zu verbessern, vieles hinnehmen müssen, wie es ist,

Wie alle anderen Werte ist unsere Moral kein Ergebnis, sondern eine Vorbedingung der Vernunft.

ohne dass wir es verstehen. Wir müssen immer innerhalb eines Rahmenwerkes von Werten und Einrichtungen wirken, die wir nicht selbst geschaffen haben. Insbesondere können wir nie ein neues System von Moralregeln synthetisch konstruieren oder die Befolgung der bekannten Regeln davon abhängig machen, ob wir verstehen, was in einem gegebenen Fall von dieser Befolgung abhängt.



Ich will gewiss nicht unterschätzen, wie wichtig der beharrliche und unbarmherzige Kampf im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert gegen nachweisbar falschen Glauben war. Aber alles als Aberglaube zu behandeln, was nicht nachweisbar richtig ist, ist nicht ebenso berechtigt und kann oft Schaden stiften. Dass wir nicht glauben sollen, was als falsch bewiesen ist, heisst nicht, dass wir nur das glauben sollen, was als richtig bewiesen ist. Es gibt gute Gründe dafür, dass jeder Mensch, der in der Gesellschaft erfolgreich leben und handeln will, viele allgemein verbreitete Meinungen hinnehmen muss, obwohl die Gültigkeit dieser Gründe nichts damit zu tun hat, ob diese Meinungen richtig sind.

Solche Meinungen werden sich auch auf frühere Erfahrungen gründen, aber nicht auf Erfahrung, für die irgend jemand den Nachweis erbringen kann. Der Wissenschaftler, der eine Verallgemeinerung in seinem Gebiet annehmen soll, hat natürlich das Recht, den Beweis zu verlangen, auf den sie sich gründet. Viele Meinungen, die früher die gesammelten Erfahrungen der Menschen ausdrückten, wurden auf diese Weise entkräftet. Das heisst aber nicht, dass wir den Zustand erreichen können, in dem wir auf den Glauben an alles das verzichten können, wofür der wissenschaftliche Beweis fehlt.

Die Erfahrung erwirbt der Mensch in viel mehr Formen, als der berufliche Experimentator oder der Forscher nach explizitem Wissen gewöhnlich erkennt.

Abdruck aus F. A. von Hayek:
«Die Verfassung der Freiheit», Mohr, Tübingen.
4. durchgesehene Auflage 2005, 1. Auflage 1971.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Kent Haruf schreibt
so präzise, dass man
seine Protagonisten
sehen, hören und
riechen kann.
Beatrice Schlag, Seite 66



Danach malte er die Freiheit.

Eugène Delacroix, *Die Freiheit führt das Volk*, 1830 – Da ist dieser Satz, der beschreibt, wie wir in doch grossartiger Manier den Umgang mit der Freiheit des Einzelnen und jener aller geregelt haben; dass die eigene Freiheit dort endet, wo sie an jene eines andern stösst. Unglücklicherweise ist dieses vor knapp 250 Jahren vom Volk gegen die Obrigkeit erkämpfte Ideal auf eine Welt gemünzt, die nicht übermässig an ihre eigenen Grenzen stösst, die frei ist von groben Störungen.

Die Freiheit unserer Tage kämpft an gegen die Wellen eines stürmischen Virus, die uns zwingen, ein Opfer zu bringen und die Grenzen der eigenen Freiheit auf Geheiss der Obrigkeit und im Rahmen

der Vernunft enger zu fassen. Wir müssen einen Teil unserer individuellen Freiheit zum Wohle aller suspendieren, damit wir danach, wenn die Welt aus der Gefangenschaft der Pandemie entlassen sein wird, die Grenzen wieder erweitern können. Deshalb sollten all jene einlenken, die dieser Tage auf ihre Freiheit der körperlichen Unversehrtheit pochen, zur Rettung dessen, was sie zu verteidigen glauben: die Freiheit.

Auch Eugène Delacroix (1798–1863), der in einer Epoche lebte, die unentwegt und unerbittlich für die Freiheit des Einzelnen auf die Barrikaden ging, durchlief diese Erfahrung der Grenzen der eigenen Freiheit. Der Maler, der dem

Impressionismus den Weg frei machte und ein Dasein führte, als ob es nur ihn gäbe, setzte Lord Byrons Tragödie «Sardanapalus», die Geschichte über den Fall des letzten Königs der Assyrer, freizügig ins Bild. Sardanapalus liegt auf seinem Bett und betrachtet mit einer unglaublichen Gleichgültigkeit das Verlöschen des Lebens, wie Diener seine nackten Konkubinen töten, während er Wein trinkt. Die nackte Brutalität des Gemäldes führte dazu, dass Delacroix Wellen von Feindseligkeit entgegenschlugen; er hatte seine Grenzen zu weit gesetzt und jene der andern überschritten. Danach malte er die Freiheit und wurde ein Held. *Michael Bahnerth*

Anmut der Vergessenen

Kent Haruf schrieb bis zu seinem Tod nur sechs Romane.

Genug, ihn zu den grossen Literaten der Gegenwart zu zählen. Man wird seine Figuren nicht los.

Beatrice Schlag

Kent Haruf: Ein Sohn der Stadt.
Aus dem Amerikanischen von Pocio.
Diogenes. 288 S., Fr. 35.90

Wer hat so lange versäumt, diesen Autor ins Deutsche zu übersetzen? Der Amerikaner war seit Erscheinen seines ersten Romans 1984 in den USA kein Geheimtipp mehr. Sein Roman «Unsere Seelen bei Nacht», der 2015 nach seinem Tod erschien, wurde ein US-Bestseller. Die Netflix-Verfilmung mit Jane Fonda und Robert Redford in den Hauptrollen war ein Riesenerfolg. Endlich liegt nun im Diogenes-Verlag eine bis auf sein erstes Buch vollständige Übersetzung seiner Romane vor.

Kent Haruf (1943–2014) ist leicht zu lesen. Die meisten seiner wenigen Bücher packen einen nach drei oder vier Seiten. Danach bekommt man sie fast nicht mehr aus dem Kopf. Es ist in der Literatur selten, dass Figuren aus Büchern einen begleiten wie Wahlverwandte. Zumal wenn es um Leute geht, deren Leben mit unserem scheinbar wenig gemein hat. Sie leben alle in einem kleinen Provinznest in Colorado und kommen als Bauern, Viehzüchter, Lehrer, Sozialarbeiterinnen, Ladenbetreiber oder Kellnerinnen grad so über die Runden. Europäern fällt zu Colorado allenfalls Denver ein, Skifahrern vielleicht noch der Winter-Nobelort Aspen.

Wie macht er das?

Harufs Figuren leben in Holt, einer Kleinstadt in der riesigen, aber kaum fruchtbaren Hochebene Colorados. Holt, eine fiktive Mischung aus mehreren Dörfern Colorados, in denen Haruf seine Kindheit verbrachte, liegt eine Autostunde von Denver entfernt. Aber niemand aus Holt fährt in die grosse Stadt, wenn er nicht ins Krankenhaus muss oder etwas braucht, was es in Holt nicht zu kaufen gibt. Der Drang nach urbaner Weltläufigkeit ist nicht vorhanden. Holts Bewohner fühlen sich nicht als Abgehängte, denen in der Provinz etwas entgeht.

Nur selten passiert etwas, was die ganze Gemeinde durcheinanderbringt wie die Rückkehr von Jack Burdette in «Ein Sohn der Stadt». Jack, Holts ehemaliger Football-Star, hatte acht Jahre zuvor Ehefrau und Kinder verlassen und war mit 150 000 Dollar abgetaucht, die er als Manager der Farmer-Kooperative unterschlagen

Die meisten der wenigen Bücher von Kent Haruf packen einen nach drei oder vier Seiten.

hatte. Inzwischen ist die Tat verjährt und Jack Burdette in einem knallroten Cadillac zurück.

Die Gemeinde ist in Aufruhr, als sie erfährt, dass er ungestraft davonkommen wird, aber Burdette verschwindet bald wieder. Harufs Blick auf Holts scheinbare Ereignislosigkeit ist bestechend scharf, aber frei von Psychologie.

Der Schriftsteller Bernhard Schlink sagte über Harufs Romane: «Kent Haruf nimmt uns mit, wohin wir nie wollten, und bald wollen wir von dort nicht mehr weg.» Wie macht er das?

Kritiker vergleichen Haruf häufig mit seinem Landsmann Raymond Carver («Würdest du bitte endlich still sein, bitte») und beschreiben seinen Stil als lakonisch, ruhig und konzentriert. Und als unzeitgemäss zeit-

gemäss – was immer das bedeutet. Seine Figuren sind sparsam mit Worten, manchmal unerwartet humorvoll, meist direkt. Haruf ist ihnen gegenüber eher reserviert, wie ein Erwachsener, der andere Erwachsene und ihre Familien betrachtet. Der Sog und die Dichte seiner Romane entstehen dadurch, dass seine Beschreibungen so schnörkellos und präzise sind, dass man seine Protagonisten sehen, hören und riechen kann. Fast alle von ihnen kommen in seinen sechs Romanen, von denen jeder in sich abgeschlossen ist, immer wieder gelegentlich oder ausführlich vor. Harufs Zauber liegt darin, wie viel Anmut und Wärme er dem Handeln seiner Figuren abgewinnt, ohne sich je Sentimentalität zu erlauben.

Berührende Familiengeschichten

Seine Themen sind der Kampf zwischen Engstirnigkeit und Anstand und die Wichtigkeit von Familie, ob sie durch Geburt vorgegeben ist oder sich durch Wahl oder Zufall ergibt, weil die Familie, in die man geboren wurde, keine ist, die einen willkommen heisst.

Die berührendsten Familiengeschichten in Harufs Trilogie «Lied der Weite», «Abendrot» und «Kostbare Tage» sind die um Ike und Bobby, zwei Buben, deren depressive Mutter immer länger in ihrem Zimmer verschwindet, weil sie der Welt nicht mehr gewachsen ist. Ihr Vater, der Lehrer Tom Guthrie, kann seine Frau nicht mehr erreichen. Seine Versuche, Ike and Bobby die Mutter zu ersetzen, werden von den Buben oft mit Nachsicht betrachtet.

Die andere Geschichte ist die von Victoria, die mit siebzehn ungewollt schwanger wird und von ihrer Mutter gesagt bekommt, sie sei im Haus nicht länger erwünscht. Victoria bittet die Sozialarbeiterin Maggie – ganz nebenbei erfährt man, dass Holt ein erstaunlich gut funktionierendes Fürsorge-System hat – um Hilfe.

Die resolute Maggie fragt die beiden Brüder McPheron mit dem grossen Haus am Rand der Stadt, ob sie Victoria aufnehmen könnten, bis das Baby da ist: Raymond und Harold McPheron sind alte, hart arbeitende Rinderzüchter und Junggesellen. Sie leben in fast wortloser



Lakonisch, ruhig und konzentriert:
Autor Haruf.



Bestechend scharfer Blick auf eine scheinbare Ereignislosigkeit.

Übereinstimmung miteinander, Glück mit Frauen hatten sie nie, es blieben fremde Wesen. Maggie sagt: «Das Mädchen braucht jemanden. Und ihr braucht auch jemanden. Es ist zu einsam hier. Irgendwann werdet ihr sterben, ohne je wirkliche Probleme im Leben gehabt zu haben. Das hier ist eure Chance.» Als Maggie weg ist, sagt Raymond zu seinem Bruder mit ungewohnter Bestimmtheit, er werde Victoria aufnehmen, ob Harold zustimme oder nicht. Harold findet, junge Frauen hätten Bedürfnisse, von denen Männer wie sie nichts wüssten. Und von Babys wüssten sie schon gar nichts. «Ich muss jetzt noch nichts über Babys wissen», sagt Raymond. «Vielleicht habe ich noch Zeit, es zu lernen.» Harold widerspricht nicht. Er sagt nur: «Du bist mein Bruder. Aber du wirst immer störrischer.»

Später Erfolg

Als Maggie die schwangere Victoria erstmals zu den McPherons bringt, stehen die beiden Brüder bereits wartend in neuen Hemden und Sonntagshose auf der Veranda, zu schüchtern, der Schwangeren in die Augen zu sehen. Sie haben das Haus von oben bis unten geputzt. Victorias Zimmer war das Schlafzimmer der verstorbenen Eltern. «Natürlich stellen Sie die Dinge um, wie Sie wollen», sagt Harold. «Denn wir kommen nicht hier rein», ergänzt Raymond. «Das ist nur für Sie allein. Unsere Schlafzimmer sind oben.» Victorias Einzug

gibt in Holt zu reden. Zwei alte Männer und eine sehr junge, sehr hübsche Frau unter einem Dach. Die Fantasien galoppieren. Es kümmert weder die Brüder noch Victoria, die sie respektvoll mit Ma'am ansprechen und ihr Sorge tragen, als sei sie aus Porzellan.

«Unsere Seelen bei Nacht» ist Harufs kürzestes und intensivstes Buch. «Ich wüsste gerne, ob Sie sich vorstellen können, manchmal in mein Haus zu kommen, um mit mir zu schlafen», fragt die 70-jährige Witwe Addie Moore

Zwei alte Männer und eine sehr junge, sehr hübsche Frau unter einem Dach. Die Fantasien galoppieren.

den ebenfalls verwitweten Nachbarn Louis Waters gleich zu Beginn. Man könnte sich doch im Dunkeln etwas voneinander erzählen, statt einsam in halbleeren Doppelbetten zu liegen. In einem Interview sagte Harufs Witwe Cathy, ihr damals bereits schwerkranker Mann habe eines Tages angekündigt: «Ich schreibe ein Buch über uns. Sein liebster Moment des Tages war nachts, wenn wir im Bett lagen, Hände hielten und über alles redeten.»

Der Schriftsteller, der an seinen übrigen Romanen im Schnitt je sechs Jahre gearbeitet hatte, schrieb «Unsere Seelen bei Nacht» in knapp einem Jahr. «Er wusste, dass er eine Deadline hatte. Und er wollte diesen Roman

unbedingt zu Ende schreiben, bevor er starb.» Wie immer, sagte Cathy Haruf, habe ihr Mann den ersten Entwurf blind geschrieben, wortwörtlich. Er zog seine Wollmütze über die Augen und tippte los, ohne auf Satzbau oder Satzzeichen zu achten. Er wollte nicht polierte Sätze formulieren, sondern solche, die er für wahr befand.

Kent Haruf kam spät zu Erfolg. Er hatte in Nebraska Literatur studiert. Nach einem Jahr im Peace Corps in der Türkei unterrichtete Haruf vor allem als Englischlehrer an verschiedenen Hochschulen. Daneben schrieb er eigene Texte, fand aber keinen Verleger. Erst 1984 erschien sein erster Roman, «The Tie That Binds» (noch nicht übersetzt), sechs Jahre später «Ein Sohn der Stadt». Beide wurden von Kritikern gelobt und mit Preisen ausgezeichnet, verkauften sich aber wenig.

Erst mit dem «Lied der Weite» gelang dem inzwischen 56-Jährigen ein Bestseller, der ihm finanziell ermöglichte, seine Lehrertätigkeit aufzugeben. Der Kritiker der *Chicago Tribune* schrieb: «Ich hätte das Buch unmöglich langsamer lesen können, selbst wenn ich es versucht hätte. «Lied der Weite» ist das kontrollierteste Buch, das ich seit langem gelesen habe. Figuren, Geschichte, Szenerie und selbst die Namen ergeben ein so perfektes Miteinander wie eine Kurzgeschichte von Poe oder Tschekow. Ich habe die Schönheit seines Erzählens auf jeder Seite genossen.»

Aussteiger in der russischen Wildnis

Oliver vom Hove

Marente de Moor: Phon. Aus dem
Niederländischen von Bettina Bach.
Hanser. 336 S., Fr. 33.90

Seit ihrem Erfolgsroman «Die niederländische Jungfrau» ist die eigenwillige Erzählerin Marente de Moor auch vielen deutschsprachigen Lesern bekannt. Das jüngste Buch der Autorin, die gern in historische Stoffe eintaucht, spielt in der Wildnis Westrusslands, wo ein Biologenpaar in der Sowjetzeit eine Forschungsstätte und ein Refugium für verwaiste junge Bären aufbaute – mit allen Unbilden, die ein Leben in Einsamkeit mit sich bringen kann.

Viele Jahre lang war das Forschungslabor mit angeschlossenem Tiersyl ein glückbringender Zufluchtsort. Aus Europa kamen Freiwillige, die in Sommercamps staunend die Tierpflege lernten. Das Ehepaar bekam Kinder, die sich in der urwüchsigen Umgebung einzurichten wussten. Der alles beherrschende Professor Lew Bolotow ging angeln im nahen Gewässer. Seine junge Frau Nadja kam überraschend schnell mit dem Landleben zurecht. Den Elementen ausgesetzt, lernte sie jäten, pflügen, Vieh zu halten. Den beiden Kindern versuchten die Eltern das Gespür für den Einklang von Mensch und Tier beizubringen.

Das naturnahe Leben brachte Mühsal und Plage, aber auch glückliche Stunden: die Geburt eines Ziegenkitzes etwa, das blütenweiss in die Welt trat. Aber die Naturschwärmerei wird in diesem Roman vom Kopf auf die Füße der Realität gestellt: Das Leben in der Wildnis lehrt Nüchternheit, Furcht und Verzicht. «Natur beraubt, Natur beschenkt», stellt Nadja fest.

Erinnerungen an die Sowjetzeit

Mit der Sommerlager-Liebe der Leningrader Studentin Nadja zu ihrem Professor Lew, Fachgebiet Zoologie, fing alles an. Aber war es wirklich Liebe? Nicht auch Unterwerfung unter einen selbstgerechten Patriarchen der Wissenschaft? Das Benehmen des vierschrötigen Forschers nicht nur den Studentinnen gegenüber war jedenfalls von unerschütterlicher Selbstgefälligkeit.

Ein naturwissenschaftliches Fach zu wählen, bot im kommunistischen System einen gewissen Schutz vor politischen Nachstellungen. Indes, als der Roman einsetzt, ist das Forscher Ehepaar alt geworden, die Station ist verwaist, keine Besucher aus dem Westen stellen sich mehr ein. Der Strom bleibt weg, das Wasser wird knapp, die Telefonverbindungen sind gestört, vom Internet ganz zu schweigen. Nachts fährt der Zug mit Getöse durch den Tann.



Psychische Irritationen: Autorin de Moor.

Gegen Heimsuchungen des Schicksals sind die forschenden Aussteiger nicht gefeit. Um ihre verschollene Tochter Vera zu suchen, macht sich Nadja nach Jahrzehnten noch einmal nach

*Von Heimsuchungen
des Schicksals sind die forschenden
Aussteiger nicht gefeit.*

Sankt Petersburg auf. Dabei wird sie von Erinnerungen an die Sowjetzeit eingeholt, als die Stadt einen erbärmlich heruntergekommenen Anblick bot. «Warum ich der Stadt zwanzig Jahre fernblieb?», fragt sich Nadja. Und antwortet sich selber: «Es lag an den verpassten Chancen, denen wollte ich nicht begegnen...

Ohne sich von der Stelle zu rühren, wurde meine Generation von einem Land ins andere verfrachtet, von einer Geschichte in die andere, von einer Lüge in die andere.»

«Nadja und ich haben vor nichts und niemandem Angst!», sagt Lew. Dreissig Jahre lang war dies das Motto der beiden Forscher gewesen. An Intelligenz, Mut und Umsicht fehlt es der Protagonistin auch weiterhin nicht. Nur hat der Wodka sie mittlerweile in den Klauen, spiegelt ihr Wahnvorstellungen von einem Lokomotivführer vor, der kommen mag, um sie zu erlösen.

Der alternde Löwe Lew hört derweil ein unbekanntes Geräusch, das mit meteorologischen Erfahrungen nicht zu erfassen ist. Ein Pfeifen in hellen Tönen, ein durchdringendes Sirren,

einen Ton wie von Ultraschall. «Sie wollen uns weghaben, wir sollen hier nicht mehr wohnen», argwöhnt der Professor.

Ist das Phon ein numinoses Zeichen, ein Allgeräusch? Oder ist es ein Ohrenklingeln, einzig vernehmbar im Gehör des schwächelnden Forschers? Ein angeblicher Pope versucht, den Atheisten mit Zitaten aus der Bibel auf eine kommende Endzeit vorzubereiten: «Und er wird senden seine Engel mit hellen Posaunen.»

Es liegt jedoch nahe, dass die russlandkundige Autorin – sie war acht Jahre lang als Korrespondentin in Sankt Petersburg ansässig – hier auf das sogenannte Havanna-Syndrom hinweist, bei dem massive psychische Irritationen durch eine neuartige Mikrowellenwaffe herbeigeführt werden. Es ist der Ton der diebischen Gängelung des menschlichen Geistes, das heimtückische Signal der totalen Manipulation durch eine tyrannische Macht. «Vielleicht dreht sich das Leben ja darum, welche Geschichte wir beschliessen zu erzählen», lautet ein Schlüsselsatz. Für diesen Vorsatz hat die Erzählerin ihre Kenntnisse der russischen Verhältnisse auf enigmatische Weise bravours genutzt.

Dem Theater verschrieb er sein Leben

Gerhild Heyder

Günther Rühle: Ein alter Mann wird älter. Ein merkwürdiges Tagebuch. Alexander-Verlag. 232 S., Fr. 36.90

Mit 96 Jahren gesteht sich der erblindende Günther Rühle schweren Herzens ein, dass er den dritten Band seiner exemplarischen Theatergeschichte «Theater in Deutschland» nicht mehr selbst vollenden kann. Für den 1924 im hessischen Giessen geborenen, langjährigen Kritiker, Publizisten, Theaterchronisten und Intendanten ist ein Leben ohne Schreiben schwerlich vorstellbar. Also macht er sich noch einmal auf, im verdämmerten Augenlicht seine letzten Gedanken den verschwimmenden Tasten des Computers anzuvertrauen, und – das ist das Novum – zum ersten Mal in seinem langen Leben wird es ein Weg ins eigene Innere. Das «merkwürdige Tagebuch» ist von Oktober 2020 bis April 2021 entstanden, das Dokument eines täglichen Kampfes gegen das «Veralten im Alter», wie er es nennt.

Fantasievolle und surreale Seite

Wer Günther Rühle begegnete, erlebte einen bis ins hohe Alter an allem Wesentlichen interessierten Geist. Smalltalk war seine Sache nicht, dafür schien ihm die Zeit zu kostbar zu

sein. Gefühlsäusserungen lagen dem eher spröden Theoretiker fern – es sei denn, es ging ums Theater, dem er sein Leben gewidmet hatte. Er scheute keine Auseinandersetzung in seinem langen Berufsleben, weder als Theaterkritiker noch als Frankfurter Intendant, der sich mit dem Skandal um das unter Antisemitismusverdacht stehende Stück «Der Müll, die Stadt und der Tod» von Rainer Werner Fassbinder auseinandersetzen musste, oder als Feuilletonchef der FAZ; und mit derselben Furchtlosigkeit setzt er sich dem Altern aus. Was also will Rühle uns noch mitteilen?

Akribisches Auflisten alltäglicher Verrichtungen im nunmehr allein bewohnten Haus, zunehmend erschwert durch die nachlassende Sehkraft, die früher Selbstverständliches zur Herausforderung macht, wechseln mit Reflexionen über das politische Ge-



schehen und die Corona-Pandemie zu Rückblicken auf die Vergangenheit. Was sich da in den Vordergrund seiner Gedanken drängt, gehorcht nicht den Gesetzen der Chronologie. Unverarbeitetes aus der Zeit des ganz jungen Wehrmachtangehörigen im Dritten Reich sucht ihn heim – ein Obergefreiter hatte ihm damals die befohlene Exekution eines Deserteurs abgenommen.

Begegnungen mit Theaterpersönlichkeiten, die Anfänge als Journalist und immer wieder Familiäres, Kindheitserlebnisse, Reisen springen durch den Kopf des alten Mannes und werden gleichzeitig verwundert zugelassen wie schonungslos seziert.

Die nächtlichen Erfahrungen des sich selbst eher rational einschätzenden Autors offenbaren eine ganz andere, fantasievolle und surreale

Seite: Erwachend aus Träumen, sieht Günther Rühle längst verstorbene Personen im Zimmer, spricht mit Eltern und Grosseltern, seiner toten Frau, mit dem Theaterkritiker Alfred Kerr (dessen Schriften er in acht Bänden herausgegeben hat). Und er hat erste Begegnungen mit dem Tod, sieht sich schwebend über dem Bett und fühlt sich sehr friedlich und frei.

Loslassen kann er aber noch nicht, erst muss noch das Tagebuch beendet werden – auch wenn es für den nahezu Erblindeten immer schwieriger wird, die technischen Herausforderungen zu meistern. Da muss die erstaunliche Altersmilde einem Zornesausbruch weichen, der Computer wird malträtiert. Und dann macht er sich doch wieder mit Engsgeduld ans Werk, ist er doch eigentlich dankbar für die ungebrochene geistige Regsamkeit, die so wortmächtigen Intellektuellen wie Walter Jens oder Joachim Kaiser im Alter genommen wurde. Ihm ergeht es umgekehrt: Der Geist beobachtet den verfallenden Körper.

Das macht es nicht einfacher, denn: «Lebensmüdigkeit ist auch eine körperliche Wahrheit [...] Man wird müde in den bald grauenden

*Loslassen kann er noch nicht,
erst muss noch das Tagebuch
beendet werden.*

Tag gehen, der selbst nichts anderes hervorbringt als den Wunsch nach einer guten Nacht.» Seinen Grabspruch hat der mittlerweile 97-Jährige schon bestimmt, ein Seneca-Zitat soll es sein: «Alle Dinge sind fremdes Gut, nur die Zeit gehört uns.» Denn religiös ist der protestantisch Aufgewachsene auch im Angesicht des Todes nicht geworden. Aber er beneidet die Glaubenden um ihre Zuversicht.

Günther Rühle ist auf 232 Seiten ein erstaunliches Kunstwerk gelungen, ein ergreifendes Vermächtnis und berührendes persönliches Zeugnis eines langen Lebens, ganz ohne Larmoyanz und Hadern mit dem Schicksal, erfüllt von Dankbarkeit für das Gewesene und die vielen Begegnungen.



Abgründe der deutschen Gesellschaft

Tom Kindt

Maxim Biller: Der falsche Gruss.
Kiepenheuer & Witsch. 128 S., Fr. 29.90

Als im vergangenen Jahr sein sechzigster Geburtstag gefeiert wurde, waren die Würdigungen zahlreich und das Urteil einmütig: Maxim Biller ist eine der wesentlichen Stimmen der deutschen Gegenwartsliteratur, einer ihrer grossen Erzähler. Breite Beachtung findet das literarische Werk Billers bereits, seit er vor über dreissig Jahren seine erste Sammlung mit Erzählungen vorgelegt hat, den fulminanten Band «Wenn ich einmal reich und tot bin». Auf die einhellige Anerkennung aber, die seinen Romanen und Erzählungen seit geraumer Zeit zuteilwird, musste er recht lange warten.

Das lag nicht zuletzt daran, dass sich Biller vor seinem literarischen Debüt bereits als publizistischer Autor einen Ruf erworben hatte, der seine Wahrnehmung als Erzähler für einige Jahre eher behindern als begünstigen sollte. Erste Bekanntheit erlangte Biller in den späten 1980er Jahren mit seiner Kolumne «Hundert Zeilen Hass» im Zeitgeist-Magazin *Tempo*, und angesichts der ebenso gehässigen wie treffenden Zuspitzungen, von denen die Miniaturpamphlete der Reihe lebten, kam in der Folge nur langsam in den Blick, dass es in Billers literarischen Werken einen ganz anderen Autor zu entdecken gibt als in seiner Publizistik, neben dem Meister polemischer Simplifizierung einen Virtuosen epischer Komplexität.

Dass Billers erzählerisches Werk lange unterschätzt wurde, erklärt sich ohne Zweifel aber auch aus diesem selbst. Im Mittelpunkt seiner Romane und Erzählungen steht das Leben von Juden im Deutschland der letzten Jahrzehnte; seine Werke erzählen in immer neuen Anläufen von dem, was er selbst gelegentlich als «die Geschichte meiner Leute» bezeichnet hat. Diesem oft schweren Thema nähert sich Biller freilich in einem leichten Stil; die Texte kommen wie mündliche Alltagserzählungen daher, in einem beiläufigen Ton, der übersehen lässt, wie vielschichtig sie sind, wie kunstvoll im Aufbau und wie genau in dem Bild, das sie vom Leben in der Gegenwart und deren Verflechtungen mit der Vergangenheit entwerfen.

Folgenreicher Hitlergruss

All dies gilt auch für Billers jüngsten Roman. «Der falsche Gruss» ist ein schmales Büchlein, das auf den ersten Seiten wie ein plaudernd vortragener Erfahrungsbericht aus dem gegenwärtigen Kulturbetrieb erscheint. Erck Dessauer, der Erzähler, ist ein Ostdeutscher mittleren Alters, der nach dem Abbruch seines Studiums



Schonungsloser Blick: Autor Biller.

Schriftsteller werden will. In einem Berliner Szenelokal lässt er sich allerdings gegenüber dem bekannten jüdischen Intellektuellen Hans Ulrich Barsilay, von dem er sich geringgeschätzt fühlt, zu einem angedeuteten Hitlergruss hinreissen. Jetzt muss er in der Angst leben, dass diese Provokation seine Karriere beenden wird, bevor sie begonnen hat.

Der geschmacklose Gruss ist jedoch nicht Auftakt zu der Geschichte, die sich Dessauer panisch ausmalt. Die kurzen Episoden, die auf den Bericht des Vorfalls folgen und abwechselnd dessen Vor- und Nachgeschichte erhellen, führen schnell vor Augen, dass es Biller in seinem

Biller ist ein Meister polemischer Simplifizierung. Und ein Virtuose epischer Komplexität.

Roman nicht um ein Beispiel für die gesellschaftliche Macht der Political Correctness geht, sondern um Erkundungen der Verwerfungen in der deutschen Geschichte seit dem Wendejahr 1989.

Nachspiel des «falschen» Grusses ist nicht, wie Dessauer fürchtet, seine Ächtung im Namen der «ungeschriebenen Gesetze der grossen Um-erziehung». Im Gegenteil: Aus Angst vor der Anklage wird er selbst zum Ankläger. Er macht öffentlich, dass das «Auschwitz-Erlebnis», mit dessen Darstellung Barsilay seinen Ruhm begründet hat, eine Erfindung ist – und er kommt so nicht allein möglichen Anschuldigungen für

seinen Tabubruch zuvor, sondern verleiht seiner Karriere im Kulturbetrieb zudem einen gewaltigen Schub. Doch bei Dessauers Attacke auf Barsilay, der von Biller als ironisches Porträt seiner selbst angelegt ist, handelt es sich um mehr als um panische Selbstverteidigung und eine zynische Karrieremassnahme. Die Vorgeschichte des Vorfalls im Szenelokal, die sich im Verlauf der Schilderungen zusammenfügt und in die Zeit der deutschen Wiedervereinigung zurückreicht, lässt nach und nach deutlich werden, dass Dessauer das Ende der DDR vor allem als Verlust von Halt und Heimat erlebt hat und dass er für diese Erfahrung nun an Barsilay, dessen Leben er seit jenen Jahren mit Gefühlen des Neids und der Minderwertigkeit verfolgt, stellvertretend Rache nimmt.

«Der falsche Gruss» setzt an bei der Cancel-Culture der Gegenwart, das Werk legt es aber nicht auf die erzählerische Aufbereitung aktueller Kulturkämpfe an. Biller versucht vielmehr, wie schon in vielen seiner Texte zuvor, die Ursprünge der Risse und Abgründe in der deutschen Gesellschaft in der Vergangenheit freizulegen. «Der falsche Gruss» blickt schonungslos genau in die jüngere Geschichte, fällt aber kein Urteil über deren Opfer und Täter. Er lebt, wie jeder gute Roman, von dem, was Milan Kundera als Wesen der Gattung beschrieben hat: «Der Geist des Romans ist der Geist der Komplexität. Jeder Roman sagt zu seinem Leser: <Die Dinge sind komplizierter, als du denkst.>»

Verdoppelte Wirklichkeit

Rolf Hürzeler

Hervé Le Tellier: Die Anomalie.
Aus dem Französischen von Romy Ritte
und Jürgen Ritte. Rowohlt. 352 S., Fr. 33.90

Ein nigerianischer Musiker steht vor seinem Ebenbild: «Die beiden Männer beäugen sich, schauen sich lange prüfend an.» Je länger die Begegnung dauert, desto ratloser sind sie. Denn sie sehen nicht etwa nur gleich aus wie Zwillinge. Sie sind vielmehr identisch – eins zu eins. Der französische Schriftsteller Hervé Le Tellier nimmt die Leser in seinem neuen Roman auf eine veritable Höllenfahrt mit, die durch alle Genres führt: Fantasy, Krimi, Liebesgeschichte und Polit-Thriller.

Der 64-jährige Hervé Le Tellier ist Mathematiker und hat rund dreissig Bücher veröffentlicht. Er gehört zu der von Raymond Queneau 1960 mitbegründeten avantgardistischen Literaturgruppe Oulipo (Ouvroir de littérature potentielle). Ihre Mitglieder – dazu zählten auch Italo Calvino, Oskar Pastior und Georges Perec – verstehen das Schreiben als eine Reflexion der Fiktionalität, sie suchen die Meta-Geschichten jenseits des Fassbaren. Mit Erfolg: «Die Anomalie» wurde 2020 mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet.

Unbekannte Dimension

Der Roman beginnt im Stil eines Krimis. Eine seelenlose Intelligenzbestie findet als Berufskiller Befriedigung beim Auftragsmorden. Sein Leben nimmt eine Wende, als er im Flug Air France 006 von Paris nach New York sitzt. Kurz vor der amerikanischen Küste geben die Piloten die Worte «Air France 006 Mayday ...» über Funk an die Luftüberwachung. Die Maschine droht mit 243 Passagieren an Bord abzustürzen, aber wie durch ein Wunder kann das Flugzeug sicher landen.

So weit, so konventionell. Packend wird die Geschichte, als sich herausstellt, dass sich 106 Tage früher genau das gleiche Ereignis schon einmal zugetragen hatte. Auf demselben Flug sitzen die genau gleichen Passagiere, etwa der nigerianische Musiker oder der Berufskiller. Sie haben sich wie alle anderen Mitreisenden, darunter eine Rechtsanwältin, ein Schriftsteller mit Selbstzweifeln oder ein Kind, das unter sexuellen Übergriffen seines Vaters leidet, verdoppelt. Le Tellier stellt mit dieser Ausgangslage seine Protagonisten und damit die Leserschaft vor ein Paradox: Kann sich Unmögliches tatsächlich zutragen?

Diese Grundfrage führt zu philosophischen und physikalischen Spekulationen: Hat hier eine höhere Macht ihre Hand im Spiel? Entspringt unser Dasein der Fantasie einer höheren Intelligenz? Eine abstrakte Erklärung dafür liefert im Buch eine Wissenschaftlerin:

Eine Höllenfahrt, die durch alle Genres führt: Fantasy, Krimi, Liebesgeschichte und Polit-Thriller.

«Nehmen wir an, der Weltraum könnte wie ein Blatt zusammengefaltet werden . . . aber in einer Dimension, die uns nicht zugänglich und keine der uns bekannten ist.» Dabei könnte es sich um einen «Hyperraum mit zehn, elf oder 26 Dimensionen handeln». Wer das nicht versteht, liegt genau richtig, denn keiner der Protagonisten kann schlüssig erklären, warum sich eine Abfolge von Ereignissen verdoppelt.

Verwirrung hat System

Le Tellier zeichnet die Karikatur einer rationalen Gesellschaft, die alles und jedes verstehen will und gerade deshalb scheitert. Ein Mysterium hat darin keinen Platz, auch wenn es unübersehbar ist. So trommelt das amerikanische Militär zähneknirschend eine Reihe von Wissenschaftlern, religiösen Würdenträgern, Geheimdienstlern – sogar der Präsident kommt – zusammen, um das Rätsel zu lösen. Daraus entwickelt der Autor eine köstliche Komödie der menschlichen Eitelkeiten. Jeder will etwas schlauer sein als der andere und macht sich lächerlich: «Ein Professor ohne Theorie ist wie ein Hund ohne Flöhe.»

Damit sich der Leser nie in Sicherheit wiegt, hat der Autor einen Roman in den Roman eingebaut, in dem ein verdoppelter depressiver Schriftsteller wiederum einen Roman schreibt unter dem Titel «Die Anomalie» – die Verdoppelung in der Verdoppelungsgeschichte. Alles klar? Hoffentlich nicht, denn dann hätte der Schriftsteller nach seinem Verständnis versagt. Die Verwirrung hat System und macht gerade deshalb das Buch zu einem grandiosen Lesevergnügen.



Die Bibel Göttliche Bewahrung

Der Glaube ist nicht jedermanns Sache. Treu aber ist der Herr, der euch stärken und vor dem Bösen bewahren wird (2. Thessalonicher 3, 2 f.). – Dass der Glaube nicht jedermanns Sache sei, erscheint wie eine Vorahnung auf die moderne Toleranz. Schon früh rückt die Bibel den einzelnen Menschen ins Blickfeld. Gewiss ist jeder auch ein Angehöriger seiner Kultur, bringt aber persönliche Eigenschaften mit, die ihn zu einem einzigartigen Individuum machen. Auch wenn der Glaube nicht jedermanns Sache ist, gilt für alle die Zusage, dass Gott die Menschen stärkt und vor dem Bösen bewahrt. Einige Geschichtspsalmen (z. B. 78) erzählen davon, wie Gott dies in früheren Zeiten getan hat. Auch kurzfristig ist erkennbar, dass Gott uns Menschen bewahrt.

Das Auftreten des Covid-Virus löste in Regierungen und Amtsstellen Bestürzung aus. Sie rechneten nicht mit den göttlichen Bewahrungskräften, und selbst die Kirchen schienen diese vergessen zu haben. Wäre es schlimmer herausgekommen, wenn man die Dinge dem lieben Gott und dem gesunden Menschenverstand überlassen hätte? Die sogenannte zweite Welle war eigentlich die erste, und sie hätte, wenn schon, die strengen Massnahmen erfordert. Indessen blieben die Anordnungen widersprüchlich und undurchsichtig. Die Medien schüren die Panik, weil das ihr Metier ist. «Covid-Tote» wurden auch dann gemeldet, wenn sie bloss ein Prozent aller Todesfälle des Tages ausmachten. Vermutlich zerstören die Massnahmen mittelfristig mehr Lebensjahre, als sie erhalten. Die Todesfälle betrafen weitestgehend Betagte und Hochbetagte mit Vorerkrankungen. Selbstverständlich lösen sie Trauer aus, doch Betroffenheit darf kein Kriterium für politische Massnahmen sein. Als Fazit bleibt, dass Gott uns vor dem Bösen bewahrt hat und dies auch künftig tun wird.

Peter Ruch



„Wenn ich Ihnen gerade mal etwas lesen darf ...“

Femme fatale im klösterlichen Kleid

Die Kunst von Meret Oppenheim spiegelt ihr Leben.
Sie erfand sich laufend neu.

Rolf Hürzeler

Mon exposition: Meret Oppenheim.
Kunstmuseum Bern. Bis 13. 02. 2022

Arbeiten auf Papier: Meret Oppenheim.
Kunstmuseum Solothurn. Bis 27. 02. 2022

Der Titel ist kryptisch, die Geschichte dahinter anrührend: «Husch-husch, der schönste Vokal entleert sich. M. E. par M. O.» Die Künstlerin Meret Oppenheim malte das Bild im Jahr 1934, kurz nachdem sie sich von ihrem Liebhaber, dem rund zwanzig Jahre älteren Surrealisten Max Ernst, getrennt hatte. Das Bild zeigt einen amorphen gräulichen Knäuel, an dem eine goldene Kette hängt, die zu einer Reihe von Farbinseln führt, die die Traumwelt der Künstlerin symbolisieren. Die Trennung von Ernst erläuterte Meret Oppenheim Jahre später in einer Aufzeichnung: Sie habe ihn in einem Pariser Café getroffen und ihm plötzlich eröffnet, ihn nie mehr sehen zu wollen: «Ich habe mich selbst sprechen gehört.» Der Abschied sei im «unbewussten Wissen» geschehen, sich als junge Frau vom arrivierten Mann nicht vereinnahmen lassen zu wollen.

Das «Husch-husch»-Gemälde ist in der Oppenheim-Retrospektive im Kunsthaus Bern zu sehen. Die Ausstellung versammelt rund 200 Objekte, die für das Schaffen dieser ungewöhnlichen Frau stehen. Darunter sind Plastiken, Papierarbeiten und Gemälde. Meret Oppenheim (1913–1985) war zeit ihres Lebens eine Kämpferin. Sie musste sich immer wieder neu erfinden; von «Transformationen» ist im Ausstellungskatalog die Rede. Der Begriff trifft die Arbeiten dieser Künstlerin gut; sie lassen sich auf keinen gemeinsamen Nenner reduzieren und sind immer wieder neu.

Meret Oppenheim rang mit sich selbst und in jungen Jahren um Anerkennung in der Schweizer Kunstszene. Erst in ihren späteren Jahren erhielt sie die verdiente Wertschätzung, als ihre Existenz auch materiell gesichert war. Heute ziert ihr Name das Mobiliar von Schweizer Städten, etwa ihren skulpturalen Brunnen in Bern oder das nach ihr benannte SRG-Hochhaus beim Basler Bahnhof.

Die neue Schau erzählt den Lebenslauf von Meret Oppenheim chronologisch in Etappen. Im jugendlichen Übermut reiste sie zu Beginn der dreissiger Jahre mit ihrer etwas älteren Freundin, der Basler Künstlerin Irène Zurkinden, nach Paris. Die beiden Frauen fühlten sich zu den avantgardistischen Künstlerzirkeln hingezogen, die rund um das «Café du Dôme» in Montparnasse und vor allem im «Café de la place Blanche» in Montmartre verkehrten. Hier kam Oppenheim mit all den Avantgardisten in Kontakt, die damals für den Aufbruch standen, wie Alberto Giacometti, André Breton oder Man Ray. Für den amerikanischen Fotografen stand sie nackt Modell; eine Aufnahme, die Oppenheim hinter einer Druckerpresse zeigt, prägte ihr Image lange.

Facettenreiches Gesamtwerk

Die Welt der Pariser Bohème muss für die angehende Künstlerin eine Verheissung gewesen sein. Sie wuchs in Südbaden bei Basel in einem provinziellen Milieu auf, auch wenn ihr Elternhaus weltoffen war und die künstlerischen Ambitionen der Tochter förderte. Der Vater mit jüdischen Wurzeln war deutsch, die Mutter eine Schweizerin.

Eine Antwort auf ihre Herkunft ist das surrealistische Objekt «Ma gouvernante – my nurse – mein Kindermädchen», das gegenwärtig von den Plakatwänden grüsst und für die Berner Ausstellung wirbt. Oppenheim hat

Meret Oppenheim rang mit sich selbst und in jungen Jahren um Anerkennung in der Kunstszene.

ein Paar weisse High Heels mit Manschetten zu einem gegarten Hühnchen drapiert. Sie parodiert damit das Bild einer traditionellen Weiblichkeit, die Oppenheim mit ihrem Selbstbewusstsein fremd war. Sie zeigte das Werk 1936 in ihrer ersten Einzelausstellung in einer Basler Galerie und stiess zumindest bei der Kunstkritik auf Unverständnis: «Zu wenig Substanz, zu wenig Können», urteilte die



Parodie einer traditionellen Weiblichkeit:

National-Zeitung. Die «Gouvernante» wurde in späteren Jahren in zwei Ausstellungen in Solothurn und Bern gezeigt, zusammen mit der legendären Pelztasse «Déjeuner en fourrure». Dieses Werk ist im Bestand des Museum of Modern Art in New York und fehlt in der Berner Ausstellung. Laut den Ausstellungsmachern hat das Manko den Vorteil, dass Oppenheims Arbeiten nicht auf den Surrealismus reduziert würden, wie sie sagen. Das belegt, wie leicht sich aus einer kuratorischen Not eine Tugend machen lässt.

Oppenheims Gesamtwerk ist tatsächlich facettenreich, wie das Ölbild «Sitzende Figur mit verschränkten Fingern» belegt, das auf die gleiche Zeit wie die Man-Ray-Fotos zurückgeht: In diesem Selbstporträt stellt sich Oppenheim streng dar, den Körper mit geradem Rücken in einem klösterlich blauen Kleid – das Gegenteil der nackten Femme fatale in der Druckerei.

Die dreissiger Jahre in Paris prägten Oppenheims ganzes Leben. Sie griff in ihren späteren Arbeiten immer wieder Ideen aus dieser Zeit auf. Mit dem aufgekommenen Nationalsozialismus entschied sie sich 1937, Frankreich zu verlassen und in die Schweiz zurückzukehren. In Basel besuchte sie die Kunstgewerbeschule, um sich Arbeitsmethoden anzueignen,



«Ma gouvernante – my nurse – mein Kindermädchen» (1936) und «Déesse» (1939) von Meret Oppenheim.

die es ihr erlaubten, ihre Ideen umzusetzen. In einzelnen Werken dieser Zeit ist Oppenheims spirituelle Sehnsucht spürbar: Sie gab sich der Intensität ihrer Träume hin, wie das Gemälde «Steinfrau» belegt. Es zeigt eine körperähnliche Anordnung von Steinen mit weiblichen Beinen, die in einem Gewässer durchschwimmern – eine Meerjungfrau, eine Nixe? Vielleicht; ganz sicher jedoch eine traumartige Erscheinung.

Bei anderen Bildern hat man allerdings den Eindruck, dass ihr der Besuch der Kunstschule nicht zum Besten gereichte. Einzelne Gemälde und Zeichnungen aus dieser Zeit gehören kaum zu ihren herausragenden Arbeiten.

Der Zweite Weltkrieg stürzte Meret Oppenheim in eine Sinn- und Schaffenskrise, die jahrelang andauerte. «Sie hatte Angst, wusste um die Bedrohung», wie die Berner Museumsdirektorin und Kuratorin Nina Zimmer sagt. Oppenheim soll zeitweise mit einer geladenen Pistole und einer Reispackung im Gepäck unterwegs gewesen sein.

Der Fasnacht verschrieben

Nach dem Krieg heiratete Oppenheim den wohlhabenden Wolfgang La Roche und lebte mit ihm in Bern. Ab 1954 kam ihre kreative Energie zurück. «Ich bin wieder aufgewacht»,

soll sie konstatiert haben. Sie war nun keine Aussenseiterin mehr, die lediglich in der Künstlerszene respektiert wurde. Sie gehörte vielmehr nach und nach zur etablierten Basler Bohème. Sie fand Anschluss im Kreis der Bas-

Die Welt der Pariser Bohème muss für die angehende Künstlerin eine Verheissung gewesen sein.

ler Künstler, die sich der Fasnacht verschrieben hatten. Aufsehen erregte sie mit einer Spiegel- larve, die dem Betrachter das eigene Antlitz vor Augen führte.

Oppenheim erkannte die aufkommende Pop- Art als Spielart des Surrealismus. Ausdruck davon ist das Werk «Eine entfernte Verwandte» aus dem Jahr 1966. Oppenheim formte eine Kunststoffvariante von den Brüsten eines Pin- ups mit einem Penis in deren Mitte. Das Werk illustriert ihre Haltung in der Geschlechter- frage perfekt. Wie sie in ihrer Basler Rede bei der Verleihung des städtischen Kunstpreises 1975 erläuterte, versteht sie das Weibliche und das Männliche nicht als gegensätzlich. Sie seien vielmehr im Androgynen vereint – die Frau im Mann, der Mann in der Frau. Das bei Oppen-

heim wiederholt auftauchende Genoveva- Motiv illustriert diesen Gedanken: Die Schutz- heilige von Paris rief Frauen und Männer im frühen Mittelalter auf, die Stadt gemeinsam gegen die Krieger des legendären Attila zu ver- teidigen.

Parallel zur Berner Ausstellung zeigt das Kunstmuseum Solothurn «Arbeiten auf Papier». Diese Schau akzentuiert noch deutlicher als diejenige in Bern die Qualitätsunter- schiede im Gesamtwerk Oppenheims. Vor allem aber illustrieren sie im wörtlichen Sinn ihr stetes Bestreben, sich nicht auf eine Stil- richtung festlegen zu lassen.

Auffallend sind eigenwillige Werke wie etwa die «Déesse», die einem Traum entsprungen zu sein scheint. Die Kohlezeichnung aus dem Jahr 1939 zeigt eine Dame in eleganter, leicht de- kadenter Abendrobe. Sie trägt einen Insekten- kopf mit zwei Flügeln, die ein bisschen an ab- stehende Ohren erinnern. Typisch Oppenheim, die sich selbst ernsthafter Themen mit Schalk angenommen hat.

Die Sehnsucht nach traumhafter Wirklich- keit und realer Traumwelt durchzieht diese beiden Ausstellungen. Wer sich mit der Künst- lerin auf diese Fantasien einlässt, gönnt sich ein grosses Erlebnis.

Pop

Lebensbeichte aus dem Duftbad

Thomas Wördehoff

Adele: 30. Columbia Records

Es ist die Stunde der Therapeuten. Genau 58 Minuten lang geht es Adele um nichts weniger als ihren derzeitigen Seelenzustand. Das ist kein Spass, denn Adele ist frisch geschieden. Gerade mal ein Jahr war sie mit ihrem Mann verheiratet, nach sechs glücklichen Jahren ohne Trauschein. Und nun das: «I have nothing to feel no more / I can't even cry» bekennt sie in «Cry Your Heart Out» und: «Right now I truly hate being me», heisst es im souligen «Hold On» – zwar geschmackvoll unterlegt mit Klavier, geschmeidigen Grooves und Gospelchören, aber es führt kein Weg daran vorbei, dass «30», Adeles aktuelles Album, eine frühe Lebensbeichte ist.

In zwölf Songs öffnet «one of the biggest hit-makers of the century» (*Rolling Stone*) ihre Herzkammern und offenbart alles, was ihr derzeit nahegeht: die fehlende Bereitschaft des Ex, sich

mit den veränderten Lebensumständen an der Seite eines Megastars abzufinden; die heiklen Gespräche mit dem gemeinsamen Sohn, den sie schonend auf die kommende Trennung vorbereitet; das Eingeständnis, auch ihrem eigenen Bedürfnis nach Spass und Freunden Raum zu gönnen. Man kannte gerade mal einen Song des Werks, da waren sich die Medien auch schon einig: «30» ist mindestens «der grösste popkulturelle Moment des Jahres» (*Spiegel*). Und *Die Welt* ruft Adele schon jetzt als «die vielleicht wichtigste Sängerin des 21. Jahrhunderts» aus.

Dass damit die Latte unangemessen hoch-

Die gleichsam «blutende» Lyrik der Platte ist nicht so abgedroschen, wie man es hätte erwarten können.

gelegt wird, ist nach dem ersten, zweiten und dritten Durchgang klar. So viel vorweg: Adele ist eine hervorragende Sängerin, eine versierte Songwriterin, und «30» ist ein sehr gut gemachtes Album. Die gleichsam «blutende» Lyrik dieser Platte ist nicht so abgedroschen, wie man es hätte erwarten können – der Vortrag überschreitet jedoch gelegentlich die Grenze des Ertragbaren.

Über ausreichend innere Stärke sollte man etwa bei «My Little Love» verfügen. Für den Song ging die 33-Jährige ans wirklich Eingemachte. Um einen um Rat gebetenen Psychologen vorzubereiten, nahm Adele Gespräche mit ihrem damals sechsjährigen Jungen auf, den sie vorsichtig auf die Trennung einstimmen wollte. Diese kurzen authentischen Ausschnitte wurden nun als «stimmungsvoller» Teil des Lieds eingearbeitet. «Mami hat in letzter Zeit viele grosse Gefühle», gesteht sie dem verblüfften Filius («Oh!») da, untermalt von polierten Marvin-Gaye-Licks, und wenig später: «Ich fühle mich, als wüsste ich gar nicht, was ich tue.» Vermutlich war gar Alkohol im Spiel: «Ich habe einen schlechten Tag, [...] ich fühle mich sehr gestresst, [...] ich habe einen Kater», schliesslich schluchzt die Diva: «Ich habe Angst, dass ich mich häufiger so fühlen könnte.» Schlimm genug, doch das Problem der Scheibe liegt in ihrer Qualität.

Perfekt ausgeleuchtet

Über die Leiden anderer Menschen soll man sich ja nicht lustig machen, doch Adele ebnet uns den Weg dahin mit ihrer Musik. Wenn ein Schmerzensmarathon wie «30» ausnahmslos von melancholischen Arrangements unterspült wird, die eher an abendliche Duftbäder mit *candle light* erinnern – die ihre Texte quasi nachträglich auf Hochglanz trimmen –, bleibt von der Tragödie einfach nur noch hohler Pomp. All die Verzweiflung, all die Zweifel und Selbstvorwürfe werden am Ende zu einer makellos kalkulierten, melodramatischen Hochglanz-Homestory onduliert. Rodin wäre blass vor Neid: «30» ist die perfekt ausgeleuchtete Büste der überlebensgrossen Schmerzensdiva, atemberaubend in Szene gesetzt von den Besten der Branche.

Federführender Regisseur des Albums ist der amerikanische Produzent Greg Kurstin, der auch schon «25» mitgestaltet hat – längst eine Art Klassenprimus des Metiers. Der 52-Jährige spielt Keyboard, Gitarre, Bass, Schlagzeug und ist auch ein versierter Songwriter – kann also mühelos eine ganze Band simulieren. Kurstin, der in jungen Jahren beim Jazzpiano-Idol Jaki Byard (eine Stütze der Charles Mingus Band) studierte, ist einer der gefragten Partner der unterschiedlichsten Grössen (Foo Fighters, Pink, Sia, McCartney).

Die multiple Begabung ist ein Chamäleon der Stile. Dies und sein berühmter Perfektionismus ermöglichten es ihm, als Co-Autor akustische Räume zu organisieren, in denen sich seine Klientin wie ein Fisch im Wasser fühlen muss. Dort überlässt dann Adele – leider – nichts dem Zufall. Dass bei dieser Legierung die Risse und auch der nötige Atem auf der Strecke bleiben, ist der Preis für den angepeilten Erfolg von «30». Gut gemacht, sicher. Eine popkulturelle Sternstunde ist das eher nicht.



Schmerzensdiva: Sängerin Adele.



Dramaturgische Verschiebung: Stürm (Joel Basman), Anwältin Hug (Marie Leuenberger).

Film

Bloss nichts falsch machen

Wolfram Knorr

Stürm. Bis wir tot sind oder frei (CH/D 2020)
 Von Oliver Rihs. Mit Joel Basman, Marie Leuenberger, Bibiana Beglau, Anatole Taubman

Am 13. April 1981 – es war der Montag vor Ostern – durchsägte er die Gitterstäbe seiner Zelle im dritten Stock des Hochsicherheitstrakts der Strafanstalt Regensdorf und türmte über die Gefängnismauer, unter Hinterlassung der Notiz: «Bin beim Ostereiersuchen, Stürm.» Da lachte die Nation. Unklar, ob über die Justiz, die sich von Stürm, der aus den Gefängnissen «popcornte» wie Mais aus einer heissen Pfanne, vorführen liess, oder über den schrägen Humor des «Ausbrecherkönigs».

Der Industriellensohn (1942 – 1999) entsprach sowieso nicht dem konventionellen Bild eines notorischen Kriminellen. Statt Karriere im wohlhabend-bourgeois Milieu lieber mit Karacho ins tolldreiste Risiko, schnelle Schlitten klauen, im Ausland verscherbeln und aus kriminellen Sausen richtig Lustgewinn beziehen. Ein solch enthemmter «Rabiaticus» hat das Zeug zur Filmfigur. Diese Mischung aus egozentrischem Zornnickel und Macho-Derwisch, jeden – herumwirbelnd – benutzend, sofern er seiner Sache dient, und ebenso rasch fallenlassend, wenn der Nutzen gering bleibt, besitzt alle Ingredienzen eines zeitgemässen Individuums.

Drehbuchautor Dave Tucker (mit britischen Wurzeln) hatte die prima Idee, aber erst über

einen Treatment-Award (2013) gelang es, mit einer schweizerisch-deutschen Co-Produktion unter der Regie von Regisseur Oliver Rihs, sie auch zu realisieren. Der Weg dorthin war, wie häufig beim Schweizer Film, der auf Filmförderungen angewiesen ist, steinig: «Ich habe eine Geschichte eingereicht, die ich schon über zehn Jahre mit mir herumtrug – eine Erzählung über das Leben des Ausbrecherkönigs Walter Stürm», so Tucker.

Mit Produzent Ivan Madeo von Contrast Film war er in der «ersten Eingaberunde an allen Förderinstanzen gescheitert. Ich dachte, das Baby stirbt mir weg. Madeo hat mich dann ermuntert, das Projekt für den Treat-

Alles artig abgearbeitet, ordentlich inszeniert, aber ohne Kühnheit.

ment-Award einzureichen.» Mit 4,6 Millionen Franken gehört «Stürm. Bis wir tot sind oder frei» zu den prestigeträchtigsten Produktionen, die Rihs mit Joel Basman als Stürm und Marie Leuenberger als Anwältin Barbara Hug 2019 realisierte. 2020 sollte Premiere sein, die Pandemie verzögerte den Start um ein Jahr.

Dramaturgische Verschiebung

Zwar habe man sich beim Drama über «Realität und Realitätsverlust» (Tucker) auf die Stürm-Biografie von Reto Kohler gestützt, wick aber – leider – von Stürms Leben ab und rückte jene Person näher ins Zentrum, die ihn verteidigte und ihm verfiel: Barbara Hug. Tuckers Begründung für diese dramaturgische Verschiebung klingt seltsam: «Stürm als

Hauptprotagonist» erzeuge «nicht genügend Sympathie». Wer mag ihm das in einer «Apocalypse Now»-Ära der Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, selbst im Bett, eingeflüstert haben? Stürm mit seinem Verhalten zum zivilen Ungehorsam, seiner Provokationsbalg-Attitüde, seiner Herkunft wäre als Epochentypus ideal gewesen – und dann wird er wegen mangelnder Sympathie zur Seite geschoben?

Die Gesellschaft ist heute, was ja wohl auch die Schweiz betrifft, ein Tummelplatz ambivalenter Charaktere, und der Film mit seinem Zuspitzungsfuror ist das ideale Brennglas. Das Positive ist das Ziel, aber das Negative der Stein auf dem Weg zum Ziel, und der ist nun mal die Realität. Stürm mit seiner grossbürgerlichen Herkunft ist ein solcher «Stein» – gerade in seinem schillernden Eigensinn, seiner Zwiespältigkeit, die emotionales Potenzial hätte.

Wer war er?

Die Chance wurde vertan. So laviert der Film zwischen der Anwältin Hug, die sich des «Resistenzlers» annimmt und sich für eine Justizreform engagiert, und einem Stürm als Zappelphilipp mit Kamikazewut. Mit den Kollegen in der Kanzlei liegt Hug bald über Kreuz, verfällt dem Rastlosen, folgt ihm ins Ausland, bis zu den Polit-Subversiven im Schwarzwald.

Das emotionale Kraftzentrum ist nicht Stürm, sondern Hug. Alles artig abgearbeitet, ordentlich inszeniert, aber ohne Kühnheit. «Stürm. Bis wir tot sind oder frei» beginnt mit dem Ausbruch mitten in den Jugendunruhen. Wie der «Ausbrecherkönig» durchs Fenster aus dem versteinerten Ordnungsheiligtum Knast krabbelt, während draussen die juvenilen Ordnungsverweigerer ihre aufgeregten Aggressionen abreagieren, hat Witz. In Polizeiuniform klaut er den erstbesten Dienstwagen und macht die Fliege – die Jugendbewegung nutzend und hinter sich lassend. Da entsteht Neugier. Aber sie wird nicht gestillt, daraus wird nichts entwickelt, das Gewicht verlagert sich auf die Anwältin, und der Wüterich wird zum «Disziplinierungsfall».

Leuenberger als Hug ist herausfordernd, trotzig, fasziniert von der Unbezwingbarkeit Stürms. Sie folgt ihm, bis zu Frust, Verwirrung, Enttäuschung. Basman als Stürm legt sich mit vibrierend aggressiver Energie ins Zeug, rüde in seiner Egozentrik, eisern in seiner Rücksichtslosigkeit Hug gegenüber. Alles prima; aber wer ist nun dieser Stürm, dieser seltsame Querulant? Wo kommt er her, was hat ihn zum Aufsässigen imprägniert? Man wählte dramaturgisch den sicheren Weg, sich lieber in die Büsche zu schlagen, um sich ja nicht die Sympathien von allen Seiten zu verscherzen.

Film

Zweimal Corona: zum Lachen und zum Heulen

Daniel Weber

8, rue de l'Humanité (F 2021)

Von Dany Boon. Mit François Damians, Yvan Attal, Laurence Arné, Dany Boon. Netflix

Die Welt steht still (D 2021)

Von Anno Saul / Dorothee Schön. Mit Natalia Wörner, Marcus Mittermeier. ZDF-Mediathek

Darf man über Corona eine Komödie drehen? Dany Boon hat dazu die besten Voraussetzungen. Der Komiker, Regisseur und Schauspieler wurde schon mit seinem zweiten Film berühmt, «Bienvenue chez les Ch'tis» (2008). Die schräge Komödie, in der ein Postbeamter aus Südfrankreich in die barbarische «Hölle» der nördlichsten Region Frankreichs versetzt wird, ist der bis heute erfolgreichste französische Film.

Und nun also Corona. Das Haus, das dem Film den Namen gibt, liegt in Paris, die Strassen sind leergefegt, es ist Lockdown. «Nous sommes en guerre», beschwört Präsident Macron am Fernsehen seine Landsleute, und die Bewohner des Hauses in der «Strasse der Menschlichkeit» applaudieren auf den Balkonen den Ärzten und Pflegerinnen, wie es sich gehört.

So lernen wir gleich das ganze Personal des Films kennen: den Hausbesitzer mit Sohn und Tochter, ein aus Belgien stammender Fiesling, dem die Frau davongelaufen ist und der seine Mieter schikaniert. In einer kleinen Wohnung haust ein junges Paar: ein Online-Fitnesscoach, der seine Followerinnen mit seinem Sixpack beglückt, während seine schwangere Freundin zur Klampfe das einzige Lied zum Besten gibt, das sie je geschrieben hat, «Pandemie, pandémie» – die Nachbarn können es schon nicht mehr hören.

Den Corona-Paranoiker, der das Haus nur mit Tauchermaske und im Schutzanzug verlässt, spielt Dany Boon mit umwerfender komi-



Im Lockdown: Schauspieler Laurence Arné, Dany Boon und Rose de Kervenoaël.

scher Energie. Er schreckt selbst davor nicht zurück, seine Frau, eine Anwältin, auszusperren und im Treppenhaus übernachten zu lassen, weil sie einen Mandanten im Gefängnis besucht hat. Im Erdgeschoss tröstet sich die alte Wirtin in der geschlossenen Bar mit selbstgebranntem Birnenschnaps; bald wird sie daraus ein begehrtes Desinfektionsmittel herstellen. Derweil experimentiert nebenan ein Biochemiker in seinem Hinterhoflabor mit einem Corona-Impfstoff; nachdem ihm die Ratten weggestorben sind, stellt er den Haustieren der Mieter nach, weder Meerschweinchen noch Katze noch Hund ist vor dem verrückten Wissenschaftler sicher.

Notgedrungen lernen die Hausbewohner, miteinander auszukommen, statt aneinander vorbeizuleben. Mit komödiantischer Leichtigkeit entschädigt Dany Boon die Zuschauer dafür, dass er kaum ein Klischee auslässt. Und auch dass der Schluss in bittersüße Rührseligkeit abgleitet, kann man verschmerzen. «8, rue de l'Humanité» ist ein humorvoller Wohlfühl-Film, der einen zum Lachen bringt in Zeiten, in denen es wenig zu lachen gibt. Er beansprucht keinen Platz im cineastischen Pantheon, aber er bietet beste familientaugliche Unterhaltung.

Hohles Klappern

Die deutsche TV-Produktion «Die Welt steht still» geht Corona nicht als Komödie, sondern als «Drama» an. Auch sie ist voller Klischees – aber hier sind sie alle ernst gemeint. Hauptfigur ist eine Intensivmedizinerin (Natalia Wörner) am Spital von Konstanz, die heroisch und mit «totalem Team-Spirit» gegen die erste Corona-Welle kämpft, während ihr Mann zu Hause wehmütig in die Oboe bläst, weil all seine Auftritte abgesagt werden.

Die Dialoge tönen, als stammten sie aus einer Broschüre des Gesundheitsministeriums. «Offenes Fenster und zwei Meter Abstand!», ermahnt die Ärztin ihre halbwüchsige Tochter, die von ihrem Freund besucht wird. Als sie die beiden doch beim Knutschen erwischt, empört sie sich: «Liebe bedeutet auch Verantwortung!» Und was sagt der französische Arzt, der eine Corona-Patientin aus dem überfüllten Spital in Strassburg nach Konstanz bringt? «Die europäische Idee lebt also doch noch.» Worauf die Ärztin erwidert: «Das ist doch selbstverständlich.»

So hohl klappert der ganze Film. Das von Moralinsäure triefende Lehrstück scheint nur eine Absicht zu haben: die Zuschauer zu braven Corona-Bürgern zu erziehen. Unterhalten werden sie jedenfalls nicht.

Games

Mörderisches Paradies

Marc Bodmer

Far Cry 6. Ubisoft

Es ist schön, Guapo an seiner Seite zu wissen, auch wenn er strohdumm ist. Wenn ich durch den Dschungel schleiche und plötzlich vor feindlichen Soldaten stehe, ist kein Halten mehr: Guapo hat diese Kerle zum Fressen gern. Das darf man durchaus wörtlich nehmen, ist er doch ein Krokodil. Ein cooles mit T-Shirt, aber doof. Auf dem Weg zum Camp hat Guapo eine schmale Brücke verpasst und ist in den Tod gestürzt. Der erste schmerzliche Verlust in «Far Cry 6».



Wie der Titel sagt, ist der jüngste Ego-Shooter aus dem Hause Ubisoft das sechste Abenteuer, das einem bekannten Muster folgt: ein weitläufiges Gebiet, beherrscht von einer Form des organisierten Verbrechens – Psychopathen, religiöse Fanatiker oder nun Diktatoren. Mit Hilfe von Verbündeten gilt es, die Welt von den Finsterlingen zu befreien.

«Die Musik soll über Gipfel und Täler verfügen, damit der Spieler mitgetragen wird.»

In «Far Cry 6» ist der Inselstaat Yara, der Kuba nachempfunden ist, das Spielfeld und Antón Castillo laut den Machern eine Collage aus Diktatoren wie Batista, Pinochet und Co. Abgesehen von Guapo und dem durchgeknallten Alt-Rebellen Juan Cortez wird Humor in dieser Tyrannei eher kleingeschrieben. Der Herrscher verklart seine Bevölkerung, um das Krebsmittel Viviro zu produzieren, das ironischerweise aus Tabak gewonnen wird. Wer nicht spurt, lebt nicht lange. Wie in früheren «Far Cry»-Episoden spielt auch dieses Mal die Familie eine Rolle, doch der dreizehnjährige Sohn Diego will sich dem Despoten-Daddy entziehen. Pech, dass er bei seinem Fluchtversuch von der Insel erwischt wird.

Submixes in Echtzeit

Der Ausweg aus dieser Tristesse ist Musik. Der Audio Director Eduardo Vaisman, der schon bei 55 Spielfilmen und in den letzten Jahren im Game-Studio Toronto von Ubisoft mitgearbeitet hat, ist zurückhaltend mit dem Einsatz der Musik. Worin liegt der Unterschied zwischen dem Audio-Design für Spielfilme und dem für Games? «Beim Film beginnt meine Arbeit erst nach dem Dreh», sagt Vaisman im Gespräch. «Bei Games trifft man Audio-Design überall an. Schon bei der Benutzeroberfläche, wo eine Menüauswahl akustisch bestätigt wird, und dann natürlich in der Welt, die der Spieler besucht. Ich entscheide auch mit bei der Auswahl der Sprecher.»

Ein weiterer Unterschied ist, dass Games nicht einer vorgegebenen Linie folgen, sondern von den Entscheidungen des Spielers abhängen. Man kann verschiedene Wege wählen, um das Ziel zu erreichen: zum Beispiel frontal die Bastion stürmen und hoffen, dass Reflexe und Munition ausreichen, die Bösewichte zu übertölpeln. Meist aussichtsreicher ist die diskretere Herangehensweise, bei der man sich von einer mässig bewachten Ecke aus anpirscht. Diesen unterschiedlichen Szenarien müssen Musik und die Klanglandschaft gerecht werden. Weiter definiert sich die Musik nach der Intensität des Geschehens. «Es gibt verschiedene Submixes, die zum Einsatz kommen, wenn man gegen einen oder gegen fünf

Gegner antritt oder wenn man den letzten Feind jagt», sagt Vaisman. Diese Submixes setzen sich in Echtzeit aus verschiedenen Elementen zusammen, die der Situation entsprechen.

In «Far Cry 6» verbringe ich Stunden, wenn nicht gar Tage. Die Themen, die der Komponist Pedro Bromfman («Narcos») geschrieben hat, sind gefällig, aber nicht nervig. «Musik ist eine Kunst, die sich über die Zeit offenbart», sagt Vaisman. «Darum frage ich den Level-Designer immer, wie viel Zeit der durchschnittliche Gamer bei dieser Mission zubringen wird. Dann setze ich mich mit dem Komponisten zusammen. Wir achten darauf, dass es nicht ein kurzer Loop ist, der sich immer wieder über eine längere Zeitspanne wiederholt. Die Musik soll über Gipfel und Täler verfügen, damit der Spieler mitgetragen wird.»

Wir veredeln
analoges
Kulturgut!

SHELLENBERGGRUPPE
Das innovative Familienunternehmen für Printmedien und digitale Kommunikationslösungen – schweizweit vertreten.
+41 44 953 1111
schellenberggruppe.ch

Mache ich mich als Spieler auf, die Insel zu entdecken, werde ich von einer diskreten Musik begleitet, die mir zu verstehen gibt, dass ich mich in einer Welt bewege, die einige Überraschungen und Herausforderungen bereithält – und schon mäht mich ein Wildschwein um, das aus dem Dickicht hervorschießt.

Ein Dutzend Studios rund um den Globus haben während fünf Jahren an «Far Cry 6» mitgearbeitet. Herausgekommen ist ein eigenümlicher Mix aus dem brutalen Realismus einer Diktatur, Chaos und viel Resolver – der Philosophie, die aus nichts etwas macht und selbst aus alten Stahlröhren eine Stalinorgel entstehen lässt, die ich mir auf den Rücken schnallen kann, um Feinde ins Jenseits zu befördern. Von der Komplexität, die in der Entstehung dieses Games steckt, ist nichts zu spüren. Die mörderische Insel Yara lebt.

Jazz

Verlorene Heimat

Peter Rüedi

Vera Kappeler / Peter Conradin Zumthor:
Herd. Intakt CD 367

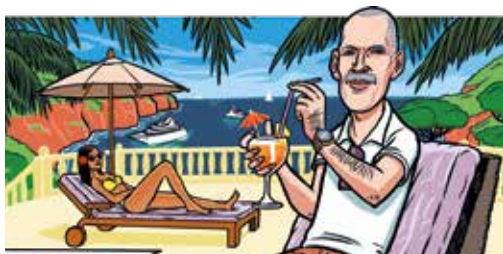
Ihr Privatleben geht uns so wenig an wie das irgendeines Paares, aber musikalisch sind die Pianistin Vera Kappeler und der Schlagzeuger Peter Conradin Zumthor das, was die Amerikaner *a couple made in heaven* nennen. Seit sie 2014 mit ihrer «Babylon Suite» (ECM) im gleichzeitig intimsten und riskantesten Format, dem Duo, mit staunenswerter Ökonomie eine ganze Weltgeschichte erzählten, mit grosser Ernsthaftigkeit und ebenso viel Humor, Witz, Verspieltheit, haben wir auf ein weiteres Album der beiden gewartet.

Umsicht, Nachdenklichkeit, Sorgfalt (bei allem genannten Sinn für Komik, Kontraste und Kurioses) bestimmen offensichtlich nicht nur ihre Kunst im Einzelnen, sondern auch deren *Mise en Scène* über die Jahre. Es ist, nicht anders als der Erstling, eine ernste, ja todernste Angelegenheit und gleichzeitig ein grosses Vergnügen mit allen wohlgesetzten geschliffenen Einfällen und Glanzlichtern. Das setzt, im Kontrast, ein sehr waches dramaturgisches Denken für Zusammenhänge voraus, in den einzelnen Stücken, aber auch im Gesamtablauf dieser CD.

Kappeler und Zumthor kommen aus dem Zusammenhang des neuen Jazz, aber ihr improvisatorischer Furor ist im spannungsgeladenen, kontrastreichen Lauf dieses sehr besonderen Heimatstücks sehr zurückgenommen, sozusagen sublimiert. Im Zentrum, unmittelbar nach einer Wiederbeschäftigung mit dem alten Stoff «Diluvi» (Sintflut), steht das längste Stück, eine *marche funèbre*, die in einem Zusammenhang steht, den auch das Cover der CD evoziert und deren Titel. Es zeigt auf einer historischen Aufnahme die Prozession einer Hundertschaft von Menschen, die 1955 ihr Dorf Zervreila oberhalb von Vals räumen mussten wegen eines geplanten Stausees. So bestimmt die Elegie über den Verlust von Heimat den Grundton dieser Musik – wie auch der Titel «Herd». Der meint in der Mundart nicht allein die häusliche Kochstelle, sondern auch Erde, Grund und Boden.

Den Schriftsteller Reto Häny erinnert dieses «Trabant» genannte Hauptstück an die Musik von sizilianischen Karfreitagsprozessionen. Seine *liner notes* sind übrigens ein grosser Text, fast zu wunderbar, weil mir – entgegen der erklärten Absicht («Was soll man anderes sagen als: Ich mag diese Musik») – Hännys Auf- und Ausflüge die fast unbegrenzten Hallräume dieser eindringlichen musikalischen Kurzgeschichten in ihrer Ambivalenz nolens volens etwas einschränken. Dies nebenbei. «Herd» ist insgesamt grossartig.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Paris (après Covid)

Mark van Huisseling

Vor kurzem war ich in Paris, endlich mal wieder. Vorab die gute Nachricht: Der Hang zur Darstellung von Grandeur, Grösse (Überheblichkeit von mir aus), der französischen oder hauptstädtischen Entscheidungsträger ist nicht kleiner geworden. Weder die Pandemie noch die *gilets jaunes*, Gelbwesten-Bürgerprotestbewegung, haben zu Mässigung beim Zurschaustellen von Erfolg und Reichtum geführt.

In der Bourse de Commerce zeigt François Pinault seit diesem Sommer einen Teil seiner Kunstsammlung dem Publikum. Bei dem 85-jährigen Unternehmer handelt es sich um den zweiten Milliardär Frankreichs sozusagen, der erste ist Bernard Arnault, 72. Natürlich ist Arnault viel reicher, ihm gehören Louis Vuitton (Mode) und Moët & Chandon (Champagner), auf der *Forbes*-Liste 2021 wird sein Vermögen mit schätzungsweise 150 Milliarden Dollar angegeben. Pinault, der Besitzer von Gucci (Mode), Christie's (Auktionshaus) und Château Latour (Wein), ist «nur» 45,6 Milliarden schwer (bloss schon, dass seine Bewertung mit einer Stelle hinter dem Komma daherkommt, zeigt, dass wir es mit einer kleineren Nummer zu tun haben).

Im unmittelbaren Vergleich schlägt seine Kunstsammlung aber die von Arnault, in meinen Augen. Dieser hat natürlich auch ein öffentlich zugängliches Privatmuseum. Der Frank-Gehry-Bau von 2014 befindet sich technisch im 16. Arrondissement (an der Adresse mit dem klangvollen Namen «8 Avenue du Mahatma Gandhi»), praktisch aber *in the middle of nowhere*, in der Pampa, oder zumindest im Bois de Boulogne. Pinaults Kollektion hingegen ist im ersten Stadtbezirk zu sehen. Das Gehäuse,

die alte Börse, zurückhaltend renoviert von Tadao Ando, hat irgendwie mehr Klasse – der japanische Architekt liess, vereinfacht ausgedrückt, eine Betonhülle in den runden Saal hängen, in dem früher Händler Geschäfte machten. Die Glaskuppel und das Fresko, das den Reichtum der Welt, insbesondere ehemaliger Kolonien, zeigt (und glücklicherweise dem Löschdrang der Wokeness-Wächter widerstehen konnte), haben ihre Strahlkraft zurückbekommen.

Die gezeigte Kunst? Weltklasse, *bien sûr*, in beiden Häusern. Persönlich mag ich Pinaults Sammlung lieber, ich finde sie stärker, zwingender, da liebevoller aufgebaut (vielleicht auch, weil darin mehr Schweizer vertreten sind, der erwähnte runde Saal ist voller Werke von Urs Fischer). Apropos Strahlkraft: Die Sonnen-Installation an der Fassade des Louis-Vuitton-Ladens an der wenige Minuten entfernten, superschicken Place Vendôme ist auch so was wie ein Kunstwerk und sehenswert.

Jetzt zum Serviceteil, man lebt ja nicht von der Kunst allein: Ins «Davé» ging man eigentlich schon nicht mehr, bevor Monsieur Davé sein Restaurant («fashion cafeteria», *The New Yorker*) verkaufte. Was Ihren Kolumnisten ein wenig schmerzte. Er ist Traditionalist, nebenbei erwähnt, und ausserdem war ich mal im Lokal, als Kanye West gerade dort ass. «Aber das war okay – ich hatte den besseren Tisch», schrieb ich in dieser Spalte 2009 (die Zeile ist gut, muss ich sagen; ich hoffe, sie stimmt). Jedenfalls gehe die *younger crowd* jetzt ins «Belle

Ausserdem war ich mal in dem Lokal, als Kanye West gerade dort ass.

Epoque», stand in der *New York Times*. Also gingen Bambi und ich auch hin (die Amerikaner sind in der Regel gut informiert). Das Restaurant ist *un vainqueur*, oder wie sagt man «ein Winner» auf Französisch?

Ob trotz oder wegen der Küchenqualität kann ich nicht sagen – es gibt mehrheitlich Fleisch, darunter einen Burger, erst bei meinem Nachhaken erinnerte sich der Kellner an ein zweites Fischgericht, Vegetarisches ist nicht im Angebot (ausser Vorspeisen). Die *crowd* war tatsächlich *très* modisch, gar nicht mal so jung, der Männeranteil ein bisschen

(zu) hoch – Modebranche halt – dafür in Festlaune.

Für ein Luxusproblem bleibt noch Platz. Ich mag den Kaffee in Paris nicht (dünn, lang, schale Röstung). Weshalb ich hocheifrig ins neue Café von Cova, seit 1817 an Mailands Via Montepartoleone und jetzt auch vis-à-vis dem wiedereröffneten (besuchenswerten) Samaritaine-Warenhaus, trat. Erste Enttäuschung: Man kann nicht *al banco* trinken, weil es keine Bar gibt. Wie der Espresso schmeckt? Keine Ahnung – fünfzehn Minuten nach meiner Bestellung war er immer noch nicht am Tisch.



UNTEN DURCH

Brunos Feminat

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno gehört eindeutig zum alten, weissen, männlichen Eisen. Er ist der personifizierte Schrottplatz des Patriarchats. Er versteht überhaupt nicht mehr, wie die jungen Frauen heutzutage ticken. Wenn die sehen, wie er sich in der S-Bahn sein Ding in der Hose zurechtschiebt, weil es ihn beim Sitzen stört, denken sie gleich das Schlimmste. Denn ihre Mütter haben ihnen nicht erzählt, dass Männer früher sogar in der Kirche ihr Ding zurechtgerückt haben, damit es ihnen beim Hinknien nicht unter die Kniescheibe geriet.

Die jungen Frauen wissen nicht, dass Männer «links» oder «rechts» tragen, wie man das nennt, dass also eine Männerhose so geschnitten ist, dass man sich als Mann entscheiden muss, ob man das Ding links neben der Mittelnäht oder rechts davon platziert. Ein Mann trifft diese Entscheidung nur einmal im Leben, meistens mit zwölf, und danach bleibt er dabei, bis er im hohen Alter vergisst, wofür er sich vor vielen Jahren entschieden hat. Des-

halb rückten die alten Männer früher ihr Ding permanent hin und her, quetschten es vor aller Augen über die Mittelnaht, und niemanden störte es. Die damaligen Frauen waren sich den Anblick gewöhnt, vor allem in Süditalien. In Neapel und Palermo, wo laut meiner Grossmutter Italien sowieso nicht mehr existierte («Sotto Roma l'Italia è finita!»), gab es früher eine Zeitlang extraweite Herrenhosen, vielleicht auf Intervention des Papstes, den es störte, dass die Männer während der Messe dauernd die Hand in der Hose hatten. Der Papst hatte natürlich mal wieder keine Ahnung von der irdischen Realität, er, der genau genommen in Röcken herumlief! Wenn man eine Soutane trägt, muss man sich natürlich nicht für links oder rechts entscheiden und niemals in der Öffentlichkeit anstössige Korrekturgriffe machen, wenn das Ding mal wieder quer über der Mittelnaht liegt, Herrgott noch mal!

Aber zurück zu den jungen Frauen heutzutage. Ihnen fehlt einfach das Verständnis für Männer wie Bruno, der im Sommer ein kariertes Holzfällerhemd zwei Knöpfe zu weit offen trägt, so dass seine vergilbten Brusthaare hervorquellen wie ausserirdische Würmer, die sich in einem Horrorfilm durch das Brustbein eines Mannes fressen. Wenn die jungen Frauen so was sehen, tippen sie hastig eine Nachricht an ihre Freundin in ihr Handy: «Du glaubst nicht, was ich da gerade sehe! Sooo ecklig!» «Ecklig» schreibt man ohne c, aber auch das hat diesen Frauen keiner beigebracht. Dennoch haben sie recht: Es *ist* ecklig. Man müsste Bruno mal gründlich enthaaren. Und man müsste ihn unter den Achseln entlüften, am besten mit diesen grossen Ventilatoren, mit denen man nach einem Wasserschaden Gebäude entfeuchtet.

Früher fanden die Frauen den beissenden Geruch von abgestandenem Männerschweiss attraktiv, sie kannten nichts anderes. Sie gaben sich mit den zwei oder drei männlichen Pheromonen zufrieden, die inmitten der Milliarden Schweissbakterien auf wundersame Weise überlebt hatten. Aber heute muss ein Mann riechen wie eine Meditationskerze, und es kann mir keiner erzählen, dass das kein Fortschritt ist. Ich hätte in der Rekrutenschule viel darum gegeben, wenn meine Kameraden wie Meditationskerzen gerochen hätten. Es ist nicht alles schlecht am Feminat – oder wie

man den Vormarsch der Frauen nennt. «Das Feminat», sagte ich kürzlich zu Bruno, «könnte für dich eine Chance sein, mehr auf dein Äusseres zu achten, verstehst du?» «Ich brauche kein Äusseres», sagte Bruno und kratzte sich unter den Achseln, «das ist was für die jungen Männer. Mir reicht ein solides Inneres.» Tja, was soll man dazu noch sagen? «The rest is silence» («Hamlet», 5. Aufzug, 2. Szene).



FAST VERLIEBT Fiese Schwiegereltern Claudia Schumacher

«Da hat man dieses anstrengende Jahr hinter sich – und dann kommt auch noch Weihnachten!», jammerte ein Freund von mir, als wir uns auf einen Kaffee trafen.

Ich selbst freue mich auf Weihnachten. Auf den Lebkuchen, den Glühwein, die kitschigen Filme und die Kerzen. «Ja, das finde ich auch schön», sagte mein Freund: «Aber Heiligabend verbringen wir bei meinen Schwiegereltern, und die sind die Pest.» Zur Veranschaulichung erzählte er eine Anekdote: Im letzten Jahr seien sie zu acht gewesen an Heiligabend, am Tisch hätten aber nur sieben Stühle gestanden. «Oh, da fehlt ein Stuhl!», habe mein Freund gerufen, der als Letzter an den Tisch gekommen sei. Und sein Schwiegervater, ganz sec: «Ist das so?»

Darüber mussten wir lachen, und vielleicht ist das ein erster Schritt: die Schwiegereltern von der Ebene des Ärgers auf die Ebene der Komik bringen. Schliesslich ist es der Stoff, aus dem Komödien gemacht sind: Ein übellauniger Schwiegervater oder eine hinterlistige Schwiegermutter misstraut dem Paarungsinstinkt des eigenen Kindes und trietzt die mitgebrachte Person.

Richtig lustig werden solche Filme aber erst, wenn der Schwiegersohn oder die Schwieger-

tochter dabei mitspielt, also um die Liebe und die Anerkennung der Schwiegereltern buhlt. «Ich hatte halt am Anfang die Hoffnung, dass es wenigstens in dieser Familie schön wird», erzählte mein Freund, der zu seinen eigenen Eltern kein gutes Verhältnis hat.

Womöglich ist es aber ein bisschen viel verlangt, wenn man mit dreissig oder vierzig Jahren in das Haus seiner pensionierten Schwiegereltern geht mit der Hoffnung, endlich als Kind geliebt zu werden. Alle Beteiligten sind schon etwas alt für so eine Adoption.

Am Ende des Tages wollen Eltern nur ihr Kind schützen. Sind sie sehr stolz auf ihren Spross, ist niemand gut genug. Das ist unreif, aber nichts Persönliches. Natürlich suggeriert das Wort *Schwiegereltern* einen gewissen Druck zur Nähe – höfliche Halbdistanz reicht aber notfalls auch. Selbst wenn ein gelegentlicher Besuch bei den Schwiegereltern erwartet wird: Niemand zwingt einen, sich den Rest des Jahres über sie aufzuregen. Hat man eigene Kinder, pflegen diese womöglich einen innigen Umgang mit den Grosseltern, aber als Partner muss man da vielleicht gar nicht so viele Aktien drin haben. Enttäuschung ist auch eine Frage der eigenen Erwartung.

Um mit einer versöhnlichen Analogie zu enden: Ich gehe stoisch jede Woche zu einem Bäcker, der so unfreundlich ist, dass es mir mitunter die Laune verhagelt – aber er backt nun mal das Brot, das ich in einem Umkreis von zehn Kilometern am meisten mag. Für eine Sache kann man seinen Schwiegereltern doch immer dankbar sein, selbst wenn sie etwas fies sein sollten: dass sie diesen Menschen hervorgebracht haben, mit dem man zusammen sein will.



„Also, ich weiß nicht so recht...
Wenn wir ihn mitnehmen, sitzen abends
nur noch alle auf der Couch...“



FRAUEN

Anya Taylor-Joy

Nachdem sich erwiesen hatte, dass die Schauspielerinnen Jodie Comer aus der Arbeiterschicht stammt, erhoffte ich mir Ähnliches von Anya Taylor-Joy, dem Star der brillanten Netflix-Serie «The Queen's Gambit». Doch sie ist die Tochter einer Psychologin und eines Bankiers (die Kombination hört sich nach einem Witz an) und wurde mit siebzehn von der Model-Agentur Storm unter Vertrag genommen.

Schon in der ersten Szene der Serie wird Taylor-Joys ausserordentliche Schönheit offenbar: Unter klatschnassen Kleidern zeichnet sich ihr makelloser Körper ab, auch wenn die von ihr gespielte Figur einen solchen Kater hat, dass sie kaum bei Sinnen ist. Es gibt eine unfreiwillig komische Szene, in der die beliebten hübschen Mädchen des Gymnasiums sich über ihre Flachbrüstigkeit und ihre hässlichen Schuhe lustig machen. Doch sie wirkt dabei wie das Model aus einer Prada-Kampagne, während man den anderen ansieht, dass sie nicht mehr als ein Leben als Fussballermutter vor sich haben.

Diese Traumfrau wird zum männlichen Albtraum, denn bei dem, was sie tut – nämlich Schach spielen –, ist sie die Beste, und zwar einzig und allein aufgrund ihres Talents. Richtig sexy wird es, wenn sie sich aufpeitscht, um gegen den Russen anzutreten. «Noch einmal, noch einmal, noch einmal», fordert sie, bis ihr Sparringspartner erschöpft «Nein» sagt.

Laut den Kritiken zu ihrem neuen Film «Last Night in Soho» gilt sie als eine der besten neuen Schauspielerinnen, ausserdem ist sie Botschafterin von Tiffany und Dior. Gemäss Hollywoods woken Regeln dürfen nur noch Schwule Schwule spielen und Transmenschen Transmenschen. Wann kommt die Regel, dass Menschen aus der Arbeiterschicht nur noch von Menschen dargestellt werden dürfen, die tatsächlich aus der Arbeiterschicht stammen?

Julie Burchill

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Oase im Paradies

Unternehmer Richard Branson hat sich noch eine Insel gekauft. Nun kann man in seiner Villa «Oasis» Ferien machen.



«Makellostes Wasser»: «Oasis Estate» auf den Jungferninseln.

Richard Bransons neue Insel liegt nur wenige Bootsminuten entfernt von Necker Island, seiner früheren Akquisition im Nordpazifik, wo sich Barack Obama nach seiner Präsidentschaft ein paar Tage lang entspannte. «Moskito» heisst der grüne Fleck mitten in der Karibik und ist rund einen halben Quadratkilometer gross. Branson schwärmt vom «weisen Sand», von «unglaublichen Sonnenuntergängen», von der «einmaligen Aussicht auf den Ozean» und von dessen «makellosem Wasser». An diesem Traumort liess der 71-jährige Unternehmer, der mit Musik und Luftfahrt reich wurde, zehn Villen bauen. Eine davon mit elf Zimmern für sich alleine, mindestens drei vermietet er nun an Feriengäste – darunter das «Oasis Estate».

Strandgarten, Swimmingpool

Sechs Jahre dauerten die Bauarbeiten für die Villa, die von Architekt Mike Sinesi mit, wie dieser sagt, «Referenzen an den traditionellen balinesischen Stil» entworfen wurde. Sie verfügt über neun Schlafzimmer, eine überdachte Bar, einen Strandgarten und einen Swimmingpool, der sich um das Haupthaus zieht. Heisses

Wasser, sofern man das auf den Jungferninseln (Temperatur auch in der Nacht immer über 20 Grad) überhaupt braucht, erzeugt eine Solaranlage. Der Architekt spricht vom «biophilic design», dem er gefolgt sei. Mit dieser Bauart versucht man dort, wo es sinnvoll ist, die Natur in die Architektur miteinzubeziehen; sowohl drinnen als auch draussen. Die Dachterrasse der «Oasis» zum Beispiel ist begrünt.

Was dabei ist – und was nicht

Seit diesem Oktober kann man das Objekt für sehr viel Geld buchen. In der Hochsaison (27. November bis 21. Dezember) kostet die Villa 28 000 Dollar pro Nacht, in der Nebensaison (1. Juni bis 30. September) dann noch 19 000 Dollar. Neben sehr viel Privatsphäre im karibischen Paradies gibt es dafür unter anderem einen Koch, der einem rund um die Uhr zur Verfügung steht, und den Bootstransport von Beef Island, wo sich der nächste Flughafen befindet. Essen und Getränke, auch alkoholische, sind ebenfalls dabei.

All-inclusive ist an diesem exklusiven Ort dennoch nicht: Spa-Behandlungen, Babysitterdienste oder Ausflüge mit dem Jetski bezahlt man separat.

Thomas Wagner

Der letzte bürgerliche Stadtpräsident von Zürich ist heute in verschiedenen Stiftungsräten tätig und pflegt noch immer gute Beziehungen zu China.

Weltwoche: Sie begründeten in den achtziger Jahren die Städtepartnerschaft zwischen Zürich und der chinesischen Stadt Kunming. Warum war Ihnen der Kontakt und Austausch mit dem kommunistischen Land immer so wichtig?

Wagner: Die Städtepartnerschaft hat Brücken gebaut und Freundschaften aufgebaut. Wir haben viel und erfolgreich gearbeitet in den Bereichen Wasserversorgung, öffentlicher Verkehr, Denkmalpflege und Regionalplanung. Diese Anstrengungen kamen den Bürgerinnen und Bürgern direkt zugute. Wechselseitig haben wir – auch im kulturellen Umfeld – viele gute Erfahrungen gemacht.

Weltwoche: Für viele Politiker gehört es heute zum Standardrepertoire, China die Leuten lesen zu wollen. Sie sind einer der besten Kenner des Reichs der Mitte. Liegen diese Kritiker richtig?

Wagner: Ich möchte differenzieren. Bis vor wenigen Jahren war eine Aufbruchstimmung

spürbar: Die Schweiz und China pflegten enge Beziehungen im kulturellen und wirtschaftlichen Bereich. Wir hatten einen sehr fruchtbaren gegenseitigen Erfahrungsaustausch und wir beobachteten mit einer gewissen Bewunderung den Aufstieg Chinas zur Weltwirtschaftsmacht Nummer eins. In wenigen Jahren hat sich vieles verändert: Die Repression nahm

«Ich kann nur hoffen, dass sich langfristig die soziologische Struktur der Stadt wieder ändert.»

zu, der Nationalismus dominiert, und die gegenwärtige chinesische Führung zeigt sich mehr und mehr als alleinherrschende Macht. Diese Entwicklung macht mir grosse Sorgen. Kommt dazu, dass wegen der Covid-Pandemie praktisch keine persönlichen Kontakte mehr möglich sind wegen der strengen Reiseregulungen.

Weltwoche: Womit beschäftigen Sie sich heute hauptsächlich?

Wagner: Ich bin in zwei Stiftungsräten, die Wissenschaft, Kultur und Soziales zum Inhalt haben. Diese Aufgabe freut mich sehr, weil ich damit meine Erfahrungen und mein Beziehungsnetz einbringen kann. Zudem bin ich noch Präsident der Stiftung für Kleintiere der Vetsuisse-Fakultät der Universität Zürich und Mitglied in drei Verwaltungsräten, die einen Bezug zu China haben.

Weltwoche: Am 13. Februar finden in der Stadt Zürich die Erneuerungswahlen der Exekutive statt. Sie waren von 1982 bis 1990 als FDP-Vertreter der letzte bürgerliche Stadtpräsident. Wird es eines Tages wieder ein Exponent aus diesem Lager an die Spitze der grössten Schweizer Gemeinde schaffen?

Wagner: Ich bin kein Prophet. Ich kann nur hoffen, dass sich langfristig die soziologische Struktur der Stadt wieder ändert. Allzu optimistisch bin ich allerdings nicht.

Weltwoche: Was ist Ihre Erklärung? Weshalb ist die Linke in den Städten eigentlich so erfolgreich?

Wagner: Die rot-grüne Mehrheit sorgt für ihre eigene Wählerschaft zum Beispiel durch die Förderung von Wohnbauten und Wohnsiedlungen mit Steuergeldern, den Kauf von Liegenschaften zulasten der Stadtkasse, den ständig höheren Stellenplan in der Verwaltung. Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Zürich, der enorm begrenzende Richtplan, der kommunale Richtplan Verkehr – unter anderem mit einer massiven Reduktion der Parkplätze sowie flächendeckend Tempo dreissig – machen Zürich zunehmend unattraktiv. Der sich abzeichnende politische Übermut der rot-grünen Stadtregierung ist gefährlich und kann sich plötzlich einmal rächen.

Weltwoche: Die Schweizer FDP musste in jüngster Zeit viele Wahlniederlagen einstecken. Wenn Sie dem frischgekrönten Präsidenten Thierry Burkart einen Ratschlag geben könnten, welcher wäre es?

Wagner: Klare Sicht und klare Meinungen. Thierry Burkart hatte einen guten Start.

Marcel Odermatt



Unvergessen: Zürcher Stadtpräsident Wagner (l.) mit «Radio-Pirat» Schawinski, 1983, und heute.

Thomas Wagner, 78, Doktor der Rechtswissenschaften und der Medizin, trat 1969 als FDP-Mitglied in den Gemeinderat ein. Von 1982 bis 1990 prägte er die grösste Schweizer Stadt als Präsident.



Talent im intimen Rahmen

Rote Wand Chef's Table im Schualhus
Zug 5, A-6764 Lech am Arlberg;
Tel. +43 5583 3435 0. Montags und dienstags
geschlossen; 18,5 Gault-Millau-Punkte.

Einer der erstaunlichsten jungen Köche, die ich im letzten Jahr getroffen habe, ist der erst 33-jährige Max Natmessnig. Der sympathische Österreicher ist vermutlich eines der grössten Kochtalente Europas. Sein Können zeigt er in einem intimen Rahmen am «Chef's Table» im «Walch's Rote Wand Gourmethotel» in Zug/Lech am Arlberg.

Das Setting in dem gemütlichen Holzbau ist sichtbar inspiriert vom «Chef's Table at Brooklyn Fare» in Manhattan, wo Natmessnig einige Zeit gearbeitet hat. Und auch das «Frantzén» in Stockholm, ein weiterer kulinarischer Hotspot Europas, scheint Vorbild für die Konzep-



tion des österreichischen Gourmetrestaurants gewesen zu sein.

Zu Beginn des Abends sitzt man in einem kleinen Raum und isst die ersten Kleinigkeiten: eine Rettich-Consommé mit Lauchöl und schwarzem Knoblauch, ein Tatar von der alten Kuh mit einer leicht scharfen Romesco und eine hübsche Kombination aus Radieschen, Meerrettich und Bergforelle. Das ist alles geschmacklich höchst überzeugend, frisch, knackig und intensiv.

Den zweiten Teil des Abends verbringt man dann im oberen Stock an einem Tresen, hinter dem Max Natmessnig und seine Köche in bewundernswerter Ruhe einen Höhepunkt nach dem andern servieren. Das Spektrum reicht dabei von gegarter Sonnenblume mit Kernen-Miso, Blätter-Kimchi und Verbenaöl bis zu gedämpfter Königskrabbe mit eingelegtem Sanddorn und einem Krabbenkopf-Gelee. Der Hauptgang besteht aus einer grandiosen trockengereiften und gebratenen Entenbrust, die mit Entenleberreis, Entenjus ergänzt wird, dazu gibt es knusprigen Kohl mit geschmortem Entenschenkel.

Natmessnig kombiniert Produkte von nah und fern gerne mit fernöstlichen (Fermentations-)Techniken, was eine sehr unverwechselbare geschmackliche Handschrift ergibt, deren Anziehungskraft man sich nur schwer entziehen kann.

WEIN/PETER RÜEDI

Sphärenklang und Bodenhaftung

Weingut Birgit Braunstein: Chardonnay Felsenstein Burgenland 2020. 13%.
Weinhandlung am Küferweg, Seon.
Fr.16.60. www.kueferweg.ch

Es gibt Wein-Snobs, die haben sich als Abc-Schützen auf den Chardonnay eingeschossen: «Anything but Chardonnay.» Das bezog sich einst auf die fetten und etwas zu alkoholreichen, zu säurearmen Weissweine, die eine Zeitlang in den USA und auch in Australien in Mode waren. So gesehen, ist es ein verständlicher, in seiner Totalität aber keineswegs haltbarer Scherz. Einige der grössten Weine der Welt sind Chardonnays, die Weissen aus dem Burgund. Auf das Terroir kommt es an und auf das feine Händchen von Weinbauern und Kellermeistern. Oder heisst das nun «Weinbauende» und «Kellermeisterinnen»? Lassen wir das.

Der Respekt, der der österreichischen Winzerin Birgit Braunstein und ihren Weinen aus dem Burgenland, genauer: aus dem Hügelland neben dem Neusiedlersee, dem sogenannten Leithaberg, gebührt, ist grös-



ser, als es sich die Erfinder*innen des Gender-Speeches vorstellen mögen.

Braunstein baut an und pflegt, versteht sich, wie die meisten ihrer Kollegen in diesem östlichsten österreichischen Weinbaugebiet Blaufränkisch, Zweigelt und Pinot noir. Burgenland ist Rotweinland. Aber sie zieht eben auch Pinot blanc und diesen bemerkenswerten, schlanken, blitzsauberen einfachen Chardonnay Felsenstein, der durch seine Selbstverständlichkeit jedes Gedöns im Keim erstickt, das der begeisterte Rezensent anzustimmen versucht ist: angefangen bei der tollen Säurestruktur und dem mineralischen Biss, den feinen Obstaromen (Apfel, Birne), einer Spur Ananas und «einem Hauch von Honig im Abgang» (so das Magazin *Falstaff* über eine frühere Version). Es ist ein Wein, der sich in seiner

Diskretion als eine Art Understatement-Chardonnay präsentiert, mit einer Präzision und Finesse, die ein anderes Vorurteil Lügen straft, einen Snobismus meinerseits: dass einem Chardonnay unter zwanzig Franken nicht zu trauen sei.

Braunstein bewirtschaftet am Leithaberg ein 400 Jahre altes Gut mit Sitz in Purbach (22 Hektar) – seit 2006 biologisch, seit 2009 im Demeter-Verband zertifiziert, was einen biodynamischen Ansatz garantiert, das heisst einen Weinbau gemäss den anthroposophischen Grundsätzen Rudolf Steiners. So spricht sie denn auch von einer «Ausrichtung auf kosmische Konstellationen». Auch ihr sonstiger Hang zu esoterischer Menschheitsbeglückung (die freundliche, nicht die fundamentalistisch-missionarische Version) – ihre Fässer beschriftet sie etwa mit Wörtern wie «Freude», «Liebe», «Frieden», «Glück», «Zufriedenheit» – mag säkulare Geister wie mich eher befremden. Geschenk. Solange ihre Terroir-Weine von den Schiefer- und Muschelkalkböden des Leithabergs diese unverfälschte Bodenhaftung und mineralische DNA ausdrücken, ist mir jeder spirituelle Überbau recht.

Länderduell

Was bringen Plug-in-Hybride? Der Jaguar F-Pace macht im Vergleich mit dem Audi Q5 TFSI e einen guten Eindruck.



Auf dem langen Weg zu individueller, aber sparsamer Mobilität sind Autos mit einem kombinierten System aus Elektro- und Verbrennungsmotoren eine interessante Variante. Die praktische Erfahrung zeigt, dass sich mit regelmässigem Laden – am besten zu Hause und am Arbeitsplatz – gute Verbrauchswerte erzielen lassen. Wenn man allerdings schon eine gute private Ladeinfrastruktur hat, stellt sich die Frage, warum man nicht gleich ganz auf elektrische Fortbewegung umsteigt.

Jedenfalls lässt sich mit Plug-in-Hybriden wie dem letzte Woche vorgestellten Audi Q5 TFSI e oder dem Jaguar F-Pace P400e PHEV AWD, den wir heute thematisieren wollen, auf einem Verbrauchsniveau fahren, das ungefähr auf dem eines modernen Dieselmotors liegt. Da man sich heute ja gern auf Einschätzungen «der Wissenschaft» abstützen möchte, sei hier der einschränkende Hinweis angebracht, dass diese Einschätzung eher anekdotischer Evidenz entspricht und nicht Resultat ausgedehnter Forschungsarbeiten ist.

Der Jaguar F-Pace P400e baut auf einem vergleichbaren Antriebs-Layout auf wie der Audi Q5 Plug-in-Hybrid: Turbo-Benzinmotor mit knapp zwei Litern Hubraum, dazu ein Motor, Allrad und eine aufladbare Lithium-Ionen-Batterie. Der Jaguar hat dabei etwas mehr Leistung – 404 PS im Vergleich zu den 367 PS im Audi –, ist aber auch etwas schwerer und leicht grösser als das PHEV aus Deutschland.

Beides sind sehr komfortable Reiseautos, wobei die optionale Luftfederung den Audi etwas nach vorne bringt. Dafür wirkt das Preis-Leistungs-

Verhältnis beim Jaguar vorteilhafter, für 103 000 Franken bekommt man hier mehr Auto als für die 106 640 Franken, die der Audi als Testwagen wert ist. Verstellbare Ledersitze, ein hochwertig wirkender Innenraum, Apple Car Play oder ein Head-up-Display sind beim F-Pace dabei, im Audi hingegen geht es etwas nüchterner zu.

Der F-Pace gehört zu den schöneren SUV auf dem Markt, auch wenn diese Einschätzung natürlich im Auge des Betrachters liegt. Platz ist genug vorhanden, obwohl der Flächenbedarf für die Batterien im hinteren Teil des Autos den Gepäckraum sichtbar verkleinert. Eine deutliche Erhebung zeichnet sich vor der Ladekante ab. Aber den Velotest besteht der Jaguar locker: Ein Rennrad passt, ohne dass etwas daran demontiert werden muss, mit umgeklappten Sitzen hinten rein.

Fazit: Bei der Sparsamkeit wirkt der Audi etwas ökologischer, das höhere Gewicht des Jaguar, aber auch die fehlende navigationsbasierte Verteilung der Antriebskräfte bringen hier Nachteile. Dafür bekommt man beim SUV aus Grossbritannien mehr Auto für weniger Geld, was gerade für sparsame Menschen – die Zielgruppe für Plug-in-Hybride – ein wichtiges Argument sein dürfte.

Jaguar F-Pace PHEV P400e AWD R-Dynamic SE
 Motor/Antrieb: Benzinmotor, Elektromotor, Allradantrieb, 8-Gang-DSG; Hubraum: 1997 ccm; Systemleistung: 404 PS (297 kW); max. Drehmoment: 640 Nm/1500–4000 U/min; Verbrauch kombiniert (WLTP): 2,4 l/100 km; elektrische Reichweite (WLTP): 47–53 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,3 sec; Höchstgeschwindigkeit: 240 km/h; Preis: 91 900.–, Testwagen: Fr. 103 680.–



OBJEKT DER WOCHE

Scharfe Gipfel

Panoramaknife:
 Glasi-Matterhörnli-Zmorge-Set
 Fr. 59.90

Das erste Panoramaknife kam vor zehn Jahren auf den Markt: ein Brotmesser in der Form einer Bergkette mit eingravierten Namen der Gipfel. Das war etwas Neues, das kam an. Mittlerweile sind die Messer variantenreicher geworden. Das Schweizer Unternehmen bietet heute 54 verschiedene Modelle mit helvetischen Panoramen, 55 mit internationalen, und sogar die Skyline von New York ist in Klingensform erhältlich. Ebenfalls erweitert hat der Betrieb den Einsatzbereich seiner scharfen Produkte: Zum Brotmesser kamen Universal- und Taschenmesser dazu.

Ein reizender Einfall ist zweifelsohne auch das Honig- und Frühstücksmesser. Entwickelt wurde es in Zusammenarbeit mit drei jungen Imkern vom zürcherischen Pfannenstiel. So funktioniert es: Mit der Klinge lässt sich das Brot oder der Zopf zerteilen, und die Messerspitze dient dazu, den gewünschten Aufstrich zu verteilen. Dank den kleinen Löchern kann man damit Honig elegant auf die Backwaren träufeln lassen. Auch mit Stil lässt sich das Messer danach auf das gläserne Mini-Matterhorn zur Seite legen.

Die Panoramaknife-Produkte werden übrigens in einer kleinen Fabrik im Bergell hergestellt. Informationen: panoramaknife.ch

Benjamin Bögli



Früh auf den Beinen:
Die SVPler Thomas Fuchs und Erich Hess.



Auf dem Weg ins «Bellevue»:
Polizeidirektor Reto Nause.



Premiere:
Matteo Spadarotto und Aline Born.



Gerngesehener Gast:
Broncos-Chef Jimmy Hofer.



Zum vierten Mal dabei:
Standbetreiber Selina Baumann und Pascal Reimann.

BEI DEN LEUTEN

Bunte Zöpfe, warmer Punsch

Beim Zibelemärit, dem grossen Berner Volksfest der Vorweihnachtszeit, herrschte heimelige Stimmung.

Hubert Mooser

Morgens um sechs Uhr geht es bereits los – zum Beispiel im Restaurant «Harmonie». Für das legendäre Berner Wirte-Duo Fritz Gyger und Walter Aebischer bedeutet das aufstehen um halb drei Uhr, um alles vorzubereiten. Es gibt Fondue zum Frühstück.

Die Beliebtheit des Zibelemärit ist ungeboren, auch wenn es in diesem Jahr weniger Stände gibt. «Der Grund sind wohl die schlechte Zwiebelerte, das Glühweinverbot und das Coronavirus», vermutet Polizeidirektor Reto Nause (Mitte-Partei), auf dem Weg ins Hotel «Bellevue», wo sich *tout Berne* zu Cüpli und Häppchen trifft.

Einen guten Überblick über das Geschehen haben die zwei Polizeibeamten Bernhard Hügli und André Weber, die «Rezepte» gegen Einbrüche anbieten. Es hätten sich 450 Marktfahrer angemeldet, gekommen seien aber bloss 300, sagen sie. Das Wetter ist auch nicht sehr freundlich. «Wir sind nach Bern frieren gekommen», witzeln Doris Herren, Andrea Lüthi mit Tochter Emily, die wie viele aus der Agglomeration anreisen. Zum Kaufen gab es natürlich auch ein grosses Sortiment an

Zwiebelzöpfen, die unter anderem Selina Baumann und Pascal Reimann auf dem Bundesplatz anboten. Sie sind zum vierten Mal dabei. Auf dem Waisenhausplatz priesen Urs Stoss, Raphael Tschachtli, Sarah Renner und Pascal Tschachtli ihre kunstvoll und buntgeflochlenen Zwiebelzöpfe an. Das erste Mal am Zibelemärit sind Aline Born und Matteo Spadarotto vom Spezialitätenladen Nurifood.

In der Spitalgasse fühlt derweil Tele-Bärn-Moderatorin Michelle Steiner der Stadt- und Landprominenz auf den Zahn. Regierungsrätin Beatrice Simon (BDP) kommt auf einen Schwatz und wärmt sich mit einem Glas Apfelpunsch. Broncos-Chef Jimmy Hofer erklärt, weshalb er vor fünf Jahren aus dem Berner Stadtrat zurücktrat.

Um 11 Uhr taucht auch Stadtpräsident Alec von Graffenried (Grüne) auf. Er sagt, wo er nicht hingehen wird: zur traditionellen Zibelegriewahl im Kursaal. «Ich werde daran teilnehmen, wenn eine Frau zum Oberzibelegriewahl gekürt wird», sagt der Stapi mit einem Augenzwinkern. Nationalrat Erich Hess (SVP) sowie Stadtrat und alt Nationalrat Thomas Fuchs (SVP) sind schon etwas müde, weil sie früh auf den Beinen waren.



Mit einem Augenzwinkern:
Stadtpräsident Alec von Graffenried.



Zwiebeln, so weit das Auge reicht:
Urs Stoss, Raphael Tschachtli, Sarah Renner, Pascal Tschachtli (v.l.).



Fondue zum Frühstück: legendäre Beizer Fritz Gyger (l.) und Walter Aebischer.



Auf ein Glas Apfelpunsch am Märit:
BDP-Regierungsrätin Beatrice Simon.



«Rezepte» gegen Einbrüche:
André Weber (l.), Bernhard Hügli.



Durften leider keinen warmen Wein zu ihren Spezialitäten anbieten:
Ruth Buser, Joel Rolli, Robert Schori, Alice Abegglen (v.l.).



Gute Laune trotz unfreundlichem Wetter:
Doris Herren, Emily und Andrea Lüthi (v.l.).



In der Tonhalle:
TV-Moderatorin Sandra Studer.



Überall Kunst: Creative Director Alex Hefter, Art-Direktorin Sabine Raab.



Stars des Abends:
Künstler Beltracchi, Frau Helene.



Unter den Gästen:
Unternehmer Freddy Burger.



Kurzweilige Show: Michael Steiner (2. v. l.), Domenico Blass (3. v. l.), Regula Grauwiller (M.), Wolfgang Beltracchi (3. v. r.), Stefan Gubser (2. v. r.), Helene Beltracchi (r.).

BEI DEN LEUTEN

Charmante Gaunerkomödie

In der Tonhalle lasen Stefan Gubser und Regula Grauwiller aus Tagebüchern und Briefen von Wolfgang und Helene Beltracchi.

Hildegard Schwaninger

Das hätte sich der Maler **Wolfgang Beltracchi** wohl nie träumen lassen: dass er in der Zürcher Tonhalle, den heiligen Hallen der hohen Kunst, auf der Bühne gefeiert wird und das Publikum applaudiert. Was wie ein Fake klingt, ist wahr. Der deutsche Kunstfälscher, der wegen gewerbsmässigen Bandenbetrugs im Gefängnis sass (seine Frau **Helene** auch), hat mit seiner Übersiedlung in die Schweiz (die Beltracchis leben heute in Meggen) auch seinen schlechten Ruf abgestreift und wird in seiner helvetischen Wahlheimat gefeiert wie ein Popstar (jedenfalls an diesem Abend).

In einer amüsanten, kurzweiligen 75-Minuten-Show wurde die Vita des Gaunerpärchens in der Tonhalle vorgeführt. Aus Tagebüchern und Briefen, die sich das Beltracchi-Paar von Gefängnis zu Gefängnis schrieb, hat **Domenico Blass** eine charmante Gaunerkomödie konzipiert, der Schweizer Regie-Star **Michael Steiner** («Und morgen bist du tot») inszenierte, und Ex-«Tatort»-Kommissar **Stefan Gubser** und Schauspielerin **Regula Grauwiller** lasen die Texte. Fazit: Wie dem von **Tho-**

mas Mann erfundenen **Felix Krull** (*dem Hochstapler-Klassiker*) kann man auch dem Fälscher Beltracchi einen gewissen Charme nicht absprechen.

Die Welt ist voller Ambivalenz, und so gab es auch hier distanziertere Menschen: **Florian Schmidt-Gabain**, der als Sprengkandidat für das Präsidium des Zürcher Kunsthauses Berühmtheit erreichte, ist als Rechtsanwalt auf die Mechanismen des Kunstmarkts spezialisiert, war also aus beruflichem Interesse da. Fotografieren lassen wollte er sich an einem Kunstfälscher-Anlass nicht.

Beltracchi fälscht heute nicht mehr. Das Malen wurde dem Sohn eines Kirchenmalers in die Wiege gelegt, er malt eigene Bilder. Die waren im Foyer der Tonhalle ausgestellt. Für die einen schrecklicher Kitsch, für die anderen Kunst. Jedenfalls klebte neben einigen Werken ein roter Punkt; heisst verkauft. Wie Creative Director **Alex Hefter** sagte: «Beltracchi hat ein einnehmendes Wesen, eine angenehme Stimme. Man versteht, dass man ihm verfällt.»



Beltracchi auf dem Cover:
Colin Colmant.



Lockere Stimmung: Astrid von Stockar, CEO Swissdent, Kommunikationsunternehmerin Christine Maier, Dermatologin Bettina Rümmelein, genannt die «Laser-Queen».



Charmante Gaunerkomödie:
Regula Grauwiller und Stefan Gubser.



Hinter der Kulisse:
Michael Steiner und Domenico Blass.



An der Lesung: Anouk Bednar mit Mutter und Künstlerin Sonja Bednar.



Im besten Licht: Eva Wannemacher («Kulturplatz»), Starfotograf Alberto Venzago mit Ehefrau und Muse Julia Fokina (immer mit Hut – ausser daheim).



Auftritt: *Persönlich*-Herausgeber Ackeret vor einem «echten Beltracchi», «Salvator mundi».

Look der Antike



«Tiktok boy hair»: Gattungsbegriff eines Frisurentrends.

Tiktok ist ein Biotop der Trends, ein Eldorado der massenfähigen Subkultur. Als «Tiktok boy hair» hat sich ein Frisuren-Hype junger männlicher Stars der App zum Gattungsbegriff etabliert. Gemeint ist ein Look, bei dem flauschig geföhnte Haarwellen, nach vorne gebürstet und mit viel Volumen in den Spitzen, über die Augenbrauen fallen. Wie es unpräntiöser Stil

immer verlangt, ist der Look zwar aufwendig, darf aber keinesfalls danach aussehen, um nicht geckenhaft zu wirken. Neu ist die Frisur übrigens nicht – im Gegenteil: Das Haar wurde schon von den alten Griechen und Römern so getragen, wie die *New York Times* unlängst in einem Artikel über das Phänomen feststellte. Neues hat seinen Quell stets im Vergangenen, und die Geschichte

wiederholt sich. Der Haartrend aus der Antike in der digitalen Welt scheint, so gesehen, ganz gut in eine Zeit zu passen, in der mit Fanfaren und Orchestertusch die Wiederkehr der guten alten Zeiten gefeiert wird. Zum Beispiel mit dem Comeback von Abba und «Wetten, dass ...?».

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, ich habe ein gutes Leben, mein Alter ist leider schon recht fortgeschritten (71), und ich pflege auch eine recht aktive, vielseitige sexuelle Aktivität. Nun lässt meine Potenz, trotz Tadalafil, merklich nach. Vor allem, wenn die Partnerin nicht aktiv mitmacht, sie ist zwanzig Jahre jünger, und mich nicht stimulieren mag, weil sie findet, nicht ganz zu Unrecht, dass ihr attraktiver Körper Stimulans genug sei. Nun, muss ich das akzeptieren und ein schönes Kapitel im Leben abschliessen – oder sehen Sie noch eine Chance, die schönste Sache der Welt noch ein bisschen länger geniessen zu dürfen? H. W., Zürich

Sie sprechen ein paar gute Themen an. Einerseits schreiben Sie «leider fortgeschrittenes Alter». Das kann man so sehen, aber gleich-

zeitig kann man auch sagen, dass Sie noch ganz viel Leben vor sich und schon ganz viel Leben hinter sich haben. Jedes Alter hat seine eigenen Qualitäten und Vorteile.

Betreffend Erektion: Da kann ich Sie beruhigen, es geht vielen Männern so. Sie verändert sich mit zunehmendem Alter. Viele Männer sind es gewohnt, ihre Erektion auf eine bis zwei Arten auszulösen. Sie merken häufig auch, dass der Penis trotz Erregung nicht mehr gleich hart wird. Das verunsichert viele und führt zu einem Teufelskreis. Sexualtherapie kann helfen, neue Gewohnheiten mit dem Penis aufzubauen. Manchmal können auch Medikamente das unterstützen, aber dazu braucht es eine medizinische Abklärung. Ein

weiteres Thema ist die Partnerschaft. Dass Sie eine Partnerin haben, ist wunderschön. Aber: Dass die Erregung – wie früher – einfach über die Augen läuft, ist in vielen Fällen totaler Quatsch. Es hat nichts mit der Attraktivität Ihrer Partnerin zu tun. Im Alter brauchen wir Techniken, die mehr mit Gespür zu tun haben: Langsamkeit, mehr Vielfalt und Genuss können gelernt werden. Und dann klappt's auch wieder mit der Erektion.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Marcel Schwander

Die Schreinerei Strasserthun beweist auch in anspruchsvollen Zeiten Erfindergeist. Der CEO des mittelgrossen Betriebs im Berner Oberland blickt zuversichtlich in die Zukunft.

Man hört nicht oft, dass ein Unternehmenschef öffentlich mitteilt, der Geschäftsgang sei derzeit eher schwach. Genau das aber sagt Marcel Schwander während unseres Mittagessens in der «Cantinetta Antinori» in Zürich. Das vergangene Jahr sei noch knapp in Ordnung gewesen, im laufenden hingegen werde wohl ein unbefriedigendes, zirka 10 Prozent tieferes Ergebnis verbucht werden müssen. «In der Hotellerie und in der Gastrobranche ist man zurzeit zurückhaltend, was Investitionen angeht», sagt er – wichtige Auftraggeber der von ihm geführten Firma. Weiter trete das ebenfalls bedeutende «Gstaad-Segment» zurückhaltend auf: «Viele Besitzer von Zweitwohnsitzen liessen sich während der Pandemie im noblen Bergdorf nieder. Und wollen keine Handwerker im Ferienhaus empfangen.»

Die gute Nachricht

Das 1947 gegründete Thuner Familienunternehmen wird zurzeit von einer Nachfahrin des Gründers in dritter Generation geführt; Isabelle Strasser ist Verwaltungsratspräsidentin, Marcel Schwander, 51, der operative Chef. «Im Herzen eine Schreinerei mit traditioneller Handwerkskunst, im Blut das Gespür für Materialinnovationen und Verfahrenstechnologien», lautet die Beschreibung des Betriebs mit über siebzig Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Diese erarbeiten hochwertige Innenausbauten, fussend auf individueller Materialberatung.

Die gute Nachricht, so Schwander, sei, dass es nun wirtschaftlich gefühlt wieder aufwärtsgehe. Zwar sei der Arbeitsvorrat noch nicht dort, wo man ihn gerne haben möchte. «Doch es gibt seit einiger Zeit keine Einschränkungen mehr – wir dürfen Interessenten wieder live in der haptischen Materialwelt unserer Showrooms empfangen und dafür begeistern, worauf Strasserthun basiert.»

Mittlerweile kann er sogar einen Wettbewerbsvorteil erkennen, den er auf die Pandemie zurückführt: «Die Krise hat uns gezwungen, noch beweglicher zu werden.» Ein Beispiel ist die Desinfektionsstation «Clean»;



«Die Krise hat uns gezwungen, noch beweglicher zu werden»: Holzunternehmer Schwander.

das Ergebnis eines Ideenwettbewerbs, den Strasserthun vergangenes Jahr veranstaltete. Dafür wurden alle Mitarbeiter aufgefordert, über mögliche neue Erzeugnisse nachzudenken. Die Desinfektionsstation – ein Entwurf eigener Mitarbeiter – konnte in der Folge marktreif gemacht werden. Bis heute wurden zirka 2800 Exemplare (zu je rund 150 Franken) verkauft.

Das Stück, in dem Desinfektionsmittel sowie ein 35-Liter-Kehrichtsack für benutzte Schutzmasken stilvoll und sauber untergebracht sind, besteht aus zehn intuitiv zusammensteckbaren Holzteilen. Strasserthun fertigt es mittels neuester Laserschnitt-Technologie. «Die «Clean» hat uns nicht nur rund eine halbe Million Umsatz

gebracht, sondern unsere Firma auch als Anbieterin von Lösungen im unteren Preissegment positioniert», sagt Schwander.

Dass die Unternehmenskultur bereits vor der Pandemie bewegliche Mitarbeiter hervorbrachte, zeigt die im Haus weiterentwickelte Verfahrenstechnologie «Sublidot by Strasserthun». Dabei geht es um die Lasersublimation von Massivholz, Furnieren oder beliebigen anderen organischen Materialien.

Dank des einzigartigen Lasersystems könne das Material besonders schonend veredelt werden. Kreativität erhalte so eine neue Dimension, sagt er. Eine, die bis heute nur bei Strasserthun erhältlich sei. *Mark van Huissing*

Er rast und fliegt

Skilegende Erika Hess hat in Les Diablerets ein Talent entdeckt. Sie glaubt, dass der zehnjährige Elwis im Ski alpin wie auf der Sprungschanze gute Chancen hat.

Thomas Renggli

Dunkle Augen, rote Wangen – ein scheues Lächeln, das eine Zahnücke preisgibt. Elwis Borghi trägt eine Kappe des Ski-klubs Les Diablerets und hält ein Paar Rossignol-Ski in den Händen. Neben ihm sitzt Erika Hess, mit sechs WM-Goldmedaillen eine der erfolgreichsten Skirennfahrerinnen der Schweiz. Der zehnjährige Primarschüler und die 59-jährige dreifache Mutter stehen an entgegengesetzten Punkten ihrer Karrieren. Und doch gibt es Gemeinsamkeiten: die Liebe für den Skisport, das angeborene Gefühl für den Schnee und die unbändige Lust, die eigene Leistung zu perfektionieren. Hess sagt: «Als ich in Elwis' Alter war, stand ich am Anfang einer grossen Entwicklung.»

Elwis lächelt verlegen. «Entwicklung» scheint für ihn ein gar technischer Begriff. Leistung und Ergebnisse sind für ihn abstrakte Ausdrücke, die mit seiner wahren Passion für den Sport nichts zu tun haben: «Er fährt aus reiner Freude und für das Gefühl der Geschwindigkeit und des Schwungs.» Dies sagt Catherine Borghi, 45, die Mutter – wie Hess eine ehemalige Spitzenfahrerin.

Sein Vater ist Elvis-Fan

Elwis denkt nicht an Wettkampfsport. Seine Mutter erzählt, dass in seinem Zimmer keine Poster von berühmten Sportlern hängen und er auch sonst kein konkretes Ziel verfolge. Spricht man ihn auf seine Vorbilder an, muss er lange überlegen, bevor er sagt: «Michelle Gisin, Marco Odermatt, Killian Peier und Ester Ledecká.» Die Tschechin schrieb 2018 Sportgeschichte, als sie im Super-G der Alpinen und im Snowboard-Riesenslalom sportartenübergreifend Olympiasiegerin wurde.

Der Vergleich mit der Ausnahmekönnerin kommt für Elwis Borghi viel zu früh. Gleichwohl besitzt er aber ein angeborenes Bewegungstalent. Und er besticht ebenfalls durch eine erstaunliche Vielseitigkeit. Neben dem Ski alpin gehört seine Leidenschaft dem Snowboarden, Wellenreiten, Skateboarden, Tennis, Klettern und – vor allem – dem Skispringen. Sein weitester Satz ging bisher auf 74 Meter – was für einen Zehnjährigen schon fast ein



«*Interessanter Weg*»: Seriensiegerin Hess, Sporthoffnung Elwis Borghi.

Sport-Idol Erika Hess, 59, gewann sechs WM-Goldmedaillen, ihre letzte 1987 in Crans-Montana im Slalom. Über Elwis Borghi sagt die Innerschweizerin: «Karriereprognosen sind im Skisport sehr schwierig. Denn vieles hängt von der Gesundheit ab. Er besitzt aber sehr gute Voraussetzungen. In Les Diablerets wächst er direkt in einem grossen Skigebiet auf. Im Ski alpin profitiert er vom Fluggefühl und von der Sprungtechnik, die er auf der Schanze lernt. Und beim Skispringen helfen ihm das Geschwindigkeitsgefühl, das Antizipationsvermögen und die Fahrtechnik aus dem Ski alpin weiter. Doch so oder so: Als Zehnjähriger hat er noch einen sehr weiten und interessanten Weg vor sich.»

Interkontinentalflug ist. Trotzdem schaut die Mutter den Sprüngen ihres Sohnes mit relativer Gelassenheit zu: «Die Angst bei Skirennen ist wesentlich grösser. Auf einer Schanze sind die Bewegungen viel besser zu kontrollieren als auf den oft unberechenbaren Skipisten.»

Elwis ist etwas Besonderes. Das beginnt schon beim Namen. Indirekt gehe er auf Elvis Presley

zurück: «Sein Vater ist ein Fan», sagt Catherine. Und doch wählten die Eltern die Schreibweise mit «w», um ihren Sohn vom berühmten Sänger abzugrenzen und weil der Vater – Patrick Urweider – so eine Möglichkeit sah, um wenigstens einen Buchstaben seines Namens beim Sohn zu platzieren, wie Catherine Borghi lachend erzählt.

Zwischen Deutsch und Französisch

Elwis darf in der Primarschule dank der Grosszügigkeit der Lehrer auf den Sport- und Bastelunterricht verzichten und erhält so mehr Trainingszeit. In der Praxis sieht das so aus, dass er an je zwei Tagen pro Woche auf den Alpin-Ski und auf den Sprung-Ski steht. Wobei das Springen mit einem nicht zu unterschätzenden logistischen Aufwand verbunden ist. Die nächstgelegenen Schanzen (in Kandersteg BE und im französischen Chaux-Neuve) sind von Les Diablerets rund zwei Fahrstunden entfernt: «Das macht für zweieinhalb Stunden Training eine Fahrzeit von vier Stunden», rechnet Catherine Borghi vor. Vor dem Sport komme aber auf jeden Fall die Schule: «Elwis bringt fast nur gute Noten nach Hause», erzählt die Mutter, die neben Französisch perfekt Schweizerdeutsch spricht, und ergänzt: «Elwis würde sehr gerne einen Teil seiner Schulausbildung auf Deutsch machen. Das wäre eine schöne Herausforderung und eine gute Vorbereitung auf die Zukunft.»

Für welchen Sport wird er sich entscheiden? Noch ist alles offen: «Ich mache beides unglaublich gern.» Das Potenzial für starke Leistungen besitzt er in beiden Sparten. Auf den Alpin-Ski besticht er durch grosses Gefühl und aussergewöhnliche technische Souplesse – und auf der Schanze hält er spielend mit den Älteren mit. In der Klasse der Unter-13-Jährigen belegt er nach der Sommersaison den zweiten Platz im Zwischenklassesment.

Ob die Karriere von Elwis in die Topklasse führen wird, steht noch in den Sternen. Und spätestens wenn man ihn nach seinen Weihnachtswünschen fragt, sitzt man einem ganz normalen Zehnjährigen gegenüber: «Einen Verstärker für die Elektrogitarre und viel Schnee, ganz viel Schnee.»



«Gefühl der Geschwindigkeit und des Schwungs»: Jungsportler Borghi beim Training auf dem Gletscher bei Les Diablerets.

Meta Hildebrand, Köchin

Die Spitzen-Beizerin ist überzeugt, dass Frauen imstande sind, alles zu tun, was Männer können.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Meta Hildebrand: Mütter und Väter. Wo wären wir ohne sie, ihre Grunderziehung und ihre Liebe, die sie uns Kindern geschenkt haben?

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Hildebrand: Sorry, sehr privat, so etwas erzähle ich meinem Freund.

Weltwoche: Verdienen Sie genug?

Hildebrand: Mir fehlt es an nichts, also bin ich zufrieden. Doch als Koch, egal, ob man im Fernsehen auftritt oder nicht, reicht das Geld nicht, um Häuser zu bauen.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Hildebrand: Vor Spinnen und unberechenbaren Menschen.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Hildebrand: Mein Lehrmeister Fabio Codarini und meine Schwester Sarah sind beruflich und kochtechnisch meine Vorbilder.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Hildebrand: Persönlichkeit und Herzlichkeit. Er sollte eine ruhige Art haben und ausgleichen, was ich nicht kann. Ich mag belebte Männer und natürlich auch, wenn sie zu Hause mitanpacken.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Hildebrand: Ich bin Koch, nicht Politikerin!

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Hildebrand: «Schuster, bleib bei deinem Leisten.» Sorry, befragen Sie mich zum Kochberuf, aber nicht zur Politik.

Weltwoche: Wessen Tagebuch würden Sie sofort lesen wollen?

Hildebrand: Tagebücher sind etwas sehr Persönliches, daher würde ich wohl keine Tagebücher lesen wollen von jemandem, der noch lebt.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Hildebrand: Dass wir Frauen alles können, was Männer auch können!

Weltwoche: Wie oft lügen Sie pro Tag?

Hildebrand: Nie! Ganz ehrlich, bei Lügen wird mir schlecht, daher lasse ich es lieber gleich sein.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Hildebrand: Mal ja, mal nein.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Hildebrand: Kurz vor meinem 18. Geburtstag. Es war perfekt und auch sehr schön. Es war zu der Zeit auch der richtige Mann an meiner Seite, und ich wollte es auch.



«Veganerin? Als Koch?»: Meta Hildebrand.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Hildebrand: Als Koch habe ich so viele Messer, damit könnte man eine kleine Armee ausstatten.

Weltwoche: Wären Sie gerne ein Mann?

Hildebrand: Nö, warum auch? So etwas überlege ich mir einfach nicht, ich bin gerne, wer und was ich bin.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrem Körper?

Hildebrand: Ach, so eine plakative Frage an eine Frau? Hätten wir nicht alle gerne die perfekte Figur? Aber ich bin echt ganz happy mit dem, was ich bekommen habe, und

würde sagen, das wäre jammern auf hohem Niveau.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Hildebrand: Mit keinem! Ich habe den perfekten Mann zu Hause, mit dem würde ich alles genießen. Mit ihm wird jeder Abend zu einem schönen Sommerabend.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Hildebrand: Kaffee? Zigaretten?

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Hildebrand: Bleib dir immer selber treu, denn nachts schläfst du mit dir selber ein.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner einen Seitensprung verzeihen?

Hildebrand: Schwere Frage. Eigentlich nein, aber habe ich auch schon verziehen. Es kommt sehr auf die Situation an, was dazu geführt hat und wie intensiv es am Ende war.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Hildebrand: Veganerin? Als Koch? Also ich verzichte gerne auf Fleisch, aber nicht auf Honig und Butter, daher wird das wohl nichts. Vegetarisch leben kann ich mir aber vorstellen.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Hildebrand: Ich lebe gerne hier und finde, wir haben schon genug Gesetze.

Weltwoche: Haben Sie schon getötet?

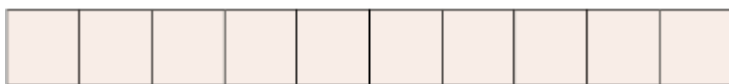
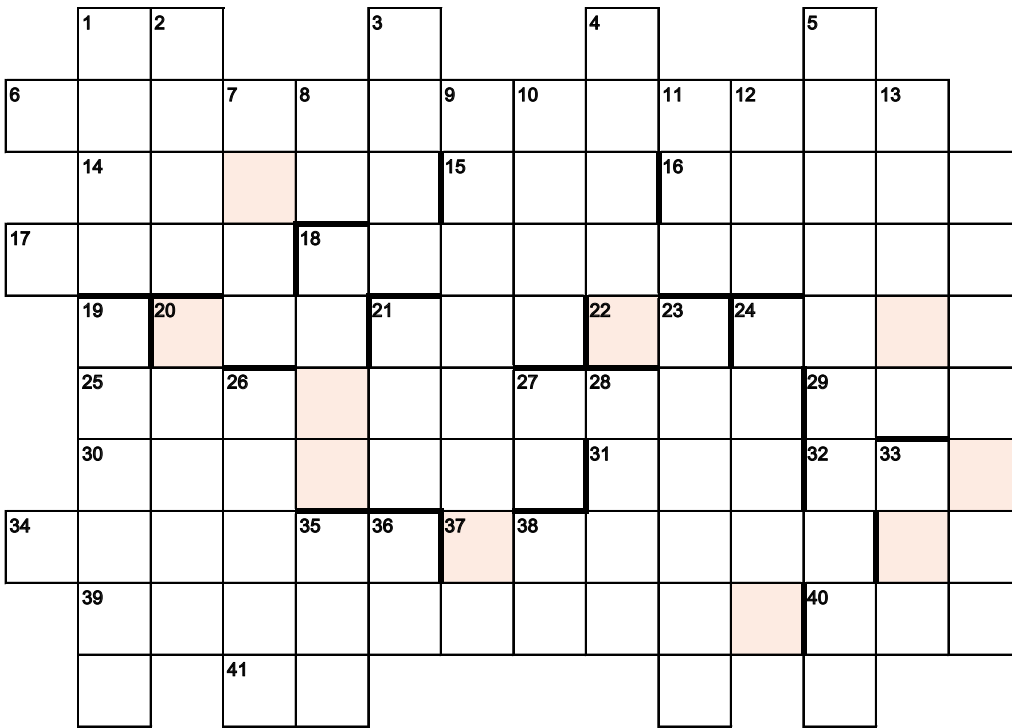
Hildebrand: Als Koch eine Frage des Respekts – ja. Denn wer Fleisch zubereitet, sollte auch wissen, wie das Schlachten geht.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Hildebrand: Meine Schwester Sarah. Sie hat so viel Energie, scheint immer die richtige Antwort auf alle Fragen zu haben und ist dazu fleissig und erfolgreich. Ein solches Vorbild tut gut.

Weltwoche: Hätten Sie lieber eine andere Nationalität, und wenn ja, welche?

Hildebrand: O nein, ich bin gern Schweizerin. Ich hatte schon viele Angebote, um ein neues Leben anzufangen, doch ich bin in meiner Heimat zu stark verwurzelt. Ich bin hier zu Hause, und darum habe ich diesen Schritt nie gewagt.

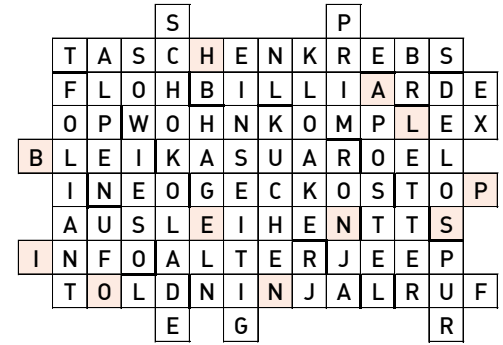
**Lösungswort** — perfekte Eiskunstlaufdarbietung

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 am Vormittag oder ebendies ohne Vormittag 6 Gipfeli für Lufthansa-Passagiere? 14 Schubladenteil, in dem wir gerne alles hätten 15 beinahe hier und meist in der Nähe von da 16 zu Buchhalters rechter Hand 17 wer ihn anderen raubt, hat selbst meist nicht viel davon 18 z. B. von einer Sahara-Sandboa gelegt 20 kommt in die Achselhöhlen, wenn nicht in excelsis 21 leitet Trendwenden ein 22 wie 38 senkrecht, aber maskuliner 24 mehrmillionenjährig, aber noch nicht uralte 25 selbst schon verstorbene Nachlassnehmer? 29 verbreiteter Name in der Heimat der 12 senkrecht, beides zusammen urban 30 Greifklaue eines Flossenträgers? jedenfalls umstritten 31 hol's der Geier! 32 wo Sie sich über das Fernsehprogramm beschweren können oder einfach nur wo 34 sehen aus wie echt 37 4 senkrecht gepflegter ausgedrückt 39 jemand, der die Grösse von Tüten kontrolliert? 40 moderne Bit- und Byte-Lagerstätte 41 eine beachtliche Leistung

Senkrecht — 1 maritimer Abschnitt der Balgerei 2 Verkünder feliner Lebens-Ansichten 3 ethischer als 5 senkrecht? 4 plastische Kröten 5 während der Metzger sie herstellt, ist dem Trinker seine 7 angeblich seliger als take 8 hat entweder 72 Protonen oder insgesamt deren 10 9 stromgetriebene Zeltplöcke? 10 was Börsenkurse im bull market tun 11 eigentlich Ernesto 12 weit entferntes Volk, quasi das Gegenteil von nah 13 tönt sehr helvetisch, aber nicht sehr erfreut 18 kann sowohl die Haut als auch Viehbestände beeinträchtigen 19 mit einer Wahrscheinlichkeit von 1 zu-treffend 20 manche Menschen haben ein Talent dafür, dies aus allem Möglichen zu machen 21 landessprachliches Nationalgetränk 23 was moderne Leseratten nutzen und weltsprachlich auch sind 24 verwirrte Nurse 26 wer einen solchen in den wirft, ist schnell über die neusten Geschehnisse informiert 27 gekürztes Bildschirmbildnis 28 wer nicht weiss, wo ihm der Kopf steht, sollte dort zu suchen beginnen 33 strassentauglich oder z. B. universell seriell 35 nicht flugfähiger Brummer 36 Beginn einer Immunreaktion 38 Halbesel

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 743

Waagrecht — 3 TASCHENKREBS 11 FLOH 12 BILLIARDE 16 OP 17 WOHNKOMPLEX 21 HalBLEiter 22 KASUAR 24 OEL 25 NEO 26 GECKOS 27 TOP 28 AUSLEIHEN 30 (Audi) TT 31 ReINForm 32 ALTERnieren (renes = med. f. Nieren) 34 JEEP 36 TOLD (engl. f. gesagt) 37 Teenage Mutant NINJA Turtles 38 RUF

Senkrecht — 1 SCHOKOLADE 2 PRIM (1. Ton einer Tonleiter) 4 ALPEN (Anagramm v. Nepal) 5 SOWIESO 6 HB (Länderkennzeichen an schweiz. Flugzeugen, Hauptbahnhof) 7 EINSEITIG 8 NL (Niederlande, Neufundland und Labrador) 9 KLOAKE 10 BR 11 FOLIANT 13 APOSTEL 14 WürDELOsigkeit 15 EX 18 HAGELN 19 KUCHEN 20 LETTER (engl. f. Brief) 23 RONJA Räubertochter 29 UFO (unidentifiziertes Flugobjekt) 33 RJ (Registered Jack) 35 PURpur

Lösungswort — HALBPENSION

Die neuen Rätsel für
die WELTWOCHE schreibt
Daniela Feurer

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

COLLECTION

Ladybird



JB
1735
BLANCPAIN
MANUFACTURE DE HAUTE HORLOGERIE

BAHNHOFSTRASSE 28 · PARADEPLATZ · 8001 ZÜRICH · TEL. +41 (0)44 220 11 80
RUE DU RHÔNE 40 · 1204 GENEVA · TEL. +41 (0)22 312 59 39